Erfahrungen
aus dem
Frauenleben.

Gedanken
über
weibliche Bestimmung und Bildung über Mutterpflicht
und
Erziehung.

In einer Sammlung von Briefen mitgetheilt
und allen
Frauen, Müttern und erwachsenen Töchtern
zum Selbststudium übergeben
von
Sophie von Scherer.

Zweyter Band.

Gratz, 1848.
Gedruckt bei J. A. Kienreich.

Das Leben des Weibes, — der Frau, für die Weltengeschichte so klein, — für die Gegenwart ohne Bedeutung; wie Großes doch faßt es in sich für künftige Generationen; — denn was sie als Mutter gebar, — das soll sie als Bildnerin — bilden.

Neun und fünfzigster Brief.

Julie Western an Frau von S**.

Wien am 14. October 1846.

Beste Cousine!

Ich danke Dir herzlich für Deine lieben Zeilen, es freut mich, daß Du mir doch immer schreibst, wenn auch Deine Briefe nicht immer lang sind. Ueber Deine Gesundheit schreibst Du fast gar nichts, allein ich weiß doch von Deinem Bruder, daß Du wieder nicht ganz wohl bist, und bedaure Dich daher. Doch ich habe Deinen Brief vor mir, und bin bereit, ihn zu beantworten.

Ich mußte wirklich lachen über den Anfang Deines Briefes, wo Du über die Folgen zu vieler Einsamkeit bey Mädchen sprichst; denn Du hast es fast buchstäblich errathen. Die Menschenfeindlichkeit, von der Du erwähnst, und vor der Du mich warnst, fing schon an, ihre Krallen um mein unverwahrtes Herz zu schlagen, und je mehr ich allein bin, desto lieber wird mir die Einsamkeit, so daß ich nur ungern die Staffeley verlasse, um einmahl schicklichkeitshalber einen Besuch bey den Verwandten und Angehörigen zu machen.

Was finde ich aber auch, wenn ich mich endlich dazu entschließe? Ein Paar Cousinen, die von nichts zu plaudern wissen, als von Visiten und neuen Kleidern, die in jedem jungen

Herrn, den sie da oder dort getroffen, einen der Eroberung würdigen Gegenstand sehen, und sich wohl auch einbilden, diese Eroberung schon gemacht zu haben, oder sich ärgern, wenn diese oder jene ihnen zuvorkam, oder sich es doch einbildete! Ein Paar Gänschen, die vom Theater schnattern, wobey ich sehr wenig mitreden kann, da ich selbst so selten in's Theater komme, — die von der Kunst keinen Begriff haben, obwohl sie durch zwey Jahre zeichnen lernten; mit denen ich also über das, was mir am nächsten liegt, über die Kunst nicht sprechen kann, ihnen nicht einmahl merken lassen darf, daß sie nichts davon verstehen, — mit denen ich meine Lebensansichten und Meinungen (die doch, wie ich denke, mitunter nicht übel sind) nicht besprechen kann, sondern im Gegentheile mit ihnen lachen und schwatzen, ihre Einfälle bewundern, und ihre eingebildeten Eroberungen natürlich finden muß; wenn ich die Zärtlichkeit nicht verscherzen will, mit der sie mich umarmen und küssen.

Du siehst, es gehört ein ordentlicher Entschluß dazu, eine Stunde, die man nützlich anwenden könnte, auf solch' einen Besuch zu verwenden; und am ärgerlichsten ist es erst, wenn sie Gesellschaft haben. Mit jedem jungen Mädchen, dasselbe Schön- und Zärtlichthun, denn jedes ist ihre Freundin; mit jeder dasselbe angelegentliche Heimlichthun und Wichtigthun, um nichts und wieder nichts, und endlich, wenn sie fortgehen, über jede dasselbe Kritisiren. Da war das Kleid der Einen zu lang, das der Andern zu kurz, diese war übertrieben geputzt, und wußte nicht, was sie alles auf sich hinaufladen sollte, jene glaubte sicher schön zu seyn, weil sie auf ihren Putz so wenig Aufmerksamkeit verwendete, und so einfach daher ging. Die Eine hatte auf dem letzten Balle zu viel getanzt, denn

es sey doch nicht schicklich, in einem weg zu tanzen, die Andere hatte zu wenig getanzt, und man hatte sich schämen müssen, in der Gesellschaft eines Mädchens zu seyn, das keine Tänzer fand. So ist's in Einem Hause, in dem andern finde ich ein Cousinchen, das eine Zeitlang gegen mich rasend zärtlich war, mich aber nicht mehr leiden kann, seitdem sie weiß, daß ich ihre Koketterien gegen meinen ältesten Bruder bemerke und nicht billige. Ein Mädchen, das überdieß schrecklich hochmüthig ist, und ihre jüngere Schwester, ein liebes, herziges immer thätiges Kind, bey jeder Gelegenheit quält, also auch ein böses Herz verräth. Das dem Vater, bey dem sie alles gilt, schmeichelt, und die Mutter, eine sehr gute aber zu nachsichtige Frau, zu hofmeistern beginnt, da sie sich bereits für klüger hält, als diese; und die endlich einen Bruder, — man denke nur, deßwegen beneidet, weil seine Studien den Aeltern mehr kosten, als ihre Meister und ihre Toilette, — eine Sache, die, wie sie berechnet, ihr auch bey der Aussteuer schwerlich zu Gute gerechnet wird, da die Einnahme bey der standesmäßigen Lebensart ihrer Aeltern Null für Null aufgeht, und ein Vermögen nicht vorhanden ist.

Ich will von den übrigen Verwandten, wo ich meines Gleichen nicht finde, gar nicht reden, und mich damit begnügen und beruhigen, daß sie gegen mich freundlich und gut sind. Aber natürlich kann ich auch im Umgange mit Menschen, die an Alter zu sehr von mir verschieden sind, nicht gerade ein so großes Vergnügen finden, daß ich ihn oft suche.

Du fragst um meine Schwester, und ich muß Dir sagen, daß ich Deine Furcht hinsichtlich ihrer Kinder theile. Ihre Fanny, die in den ersten Lebensjahren so herzlich an mir hing, und mich recht lieb hatte, ist jetzt so ganz ein Bücherwurm

geworden, daß sie es kaum der Mühe werth findet, wenn ich (ohnehin selten genug) meine Schwester besuche, ihre Bücher zu verlassen, um auch nur zum Gruße ihrer respectablen Tante, denn das bin ich doch in aller Form, die Hand zu küssen. Sie spricht bald besser französisch, als ich, die ich selten Gelegenheit habe, und also auch so ungeübt bin, daß mir im Sprechen mancher Fehler unterläuft, den ich im Schreiben nicht machen würde; — ein Umstand, den das kleine Ding nicht etwa stillschweigend hingehen läßt, sondern mit Lachen darauf hinweist, und sich darüber lustig macht. Soll mich das nicht verdrießen? und dabey bleibt ihre Mutter ganz ruhig, und lächelt wohl gar vor sich hin, statt das naseweise kleine Ding zur Bescheidenheit zu ermahnen, und ihr eine solche Unart zu verweisen. Auch der kleine Schelm Felix, ein zwar sehr phlegmatisches, aber liebes, gutmüthiges Kind, ist bey weitem nicht mehr so herzig und herzlich, seitdem er, wie mir scheint, allzuviel zum Lernen angehalten wird. Man spürt es ordentlich, wie sein kleines Gehirn allmählig trockener wird! — Am liebsten ist mir also ihre kleine Babett, ein bis jetzt (sie ist im dritten Jahre) noch ganz unstudirtes Geschöpfchen.

Daß ich unter diesen Umständen kein besonderes Vergnügen haben kann, meine Schwester oft zu besuchen, wirst Du gewiß begreiflich finden. Ueberhaupt gehörte, wie Du weißt, unser schwesterliches Verhältniß nie zu den zärtlichsten; und ich beneidete oft andere Mädchen, z. B. die Koll'schen, um das schöne, herzliche Einverständniß, das unter ihnen herrscht. Weiß Gott, ich kann nicht dafür, wenn es bey uns nicht so war; ich glaube, daß unsere Temperamente zu verschieden waren. Denke Dir meine bedächtige, immer ruhige Schwester, ihren Hang zu den Büchern ꝛc., und daß sie überdieß um einige

Jahre älter ist als ich, so wirst Du es natürlich finden, daß ich sie, die mich immer hofmeisterte, und als ein unbedeutendes Kind behandelte, nicht so recht von ganzer Seele lieben konnte! Und denke Dir dazu mich mit aller Lebhaftigkeit und Schelmerey, die mir in meiner Jugend eigen war, so wirst Du es wieder natürlich finden, daß Therese an mir kein großes Wohlgefallen fand, und mich also immer von sich wies. Dazu kam noch die große Vorliebe unserer Mutter für Theresen, wodurch diese sich in ihrem unfreundlichen Wesen gegen mich unterstützt und dazu berechtigt fand, während ich mich in meinen Rechten als Tochter und Schwester gekränkt und zurückgesetzt sah.

Gewiß ist ein solches Verhältniß der Entwicklung der geschwisterlichen Liebe sehr ungünstig, und es ist mein fester Vorsatz, einst alle meine Kinder (natürlich wenn es dem Himmel gefallen sollte, mir deren zu schenken) mit gleicher Liebe zu umfassen, und unter ihnen keinen Unterschied zu dulden. Wär's möglich, und stände dieß in der Macht einer Mutter, so müßten sie auch alle gleich aussehen, damit nicht eines oder das andere sich schöner dünken, und aus diesem Grunde über die andern minder schönen erheben könnte; eine Sache, die sich wohl bisweilen ereignet, und vielleicht schwer zu verhüthen ist, da in diesem Falle die älterliche Eitelkeit ein Wörtchen mitspricht. Ich kenne Mädchen, die bey ihren Aeltern alles gelten, und sich eines sichtlichen Vorzuges vor ihren Geschwistern zu erfreuen haben, bloß weil sie schöner sind.

Ich bin Dir noch eine Erwiederung auf Deine Frage um Alex schuldig. Dieser junge Mensch macht mir ernstliche Sorgen. Die Ferien versetzten ihn in einen Zustand von Freyheit, der ihm meines Bedünkens sehr schädlich ist. Er benützte diese Freyheit sehr, — machte Landpartien in Gesellschaft von

geworden, daß sie es kaum der Mühe werth findet, wenn ich (ohnehin selten genug) meine Schwester besuche, ihre Bücher zu verlassen, um auch nur zum Gruße ihrer respectablen Tante, denn das bin ich doch in aller Form, die Hand zu küssen. Sie spricht bald besser französisch, als ich, die ich selten Gelegenheit habe, und also auch so ungeübt bin, daß mir im Sprechen mancher Fehler unterläuft, den ich im Schreiben nicht machen würde; — ein Umstand, den das kleine Ding nicht etwa stillschweigend hingehen läßt, sondern mit Lachen darauf hinweist, und sich darüber lustig macht. Soll mich das nicht verdrießen? und dabey bleibt ihre Mutter ganz ruhig, und lächelt wohl gar vor sich hin, statt das naseweise kleine Ding zur Bescheidenheit zu ermahnen, und ihr eine solche Unart zu verweisen. Auch der kleine Schelm Felix, ein zwar sehr phlegmatisches, aber liebes, gutmüthiges Kind, ist bey weitem nicht mehr so herzig und herzlich, seitdem er, wie mir scheint, allzuviel zum Lernen angehalten wird. Man spürt es ordentlich, wie sein kleines Gehirn allmählig trockener wird! — Am liebsten ist mir also ihre kleine Babett, ein bis jetzt (sie ist im dritten Jahre) noch ganz unstudirtes Geschöpfchen.

Daß ich unter diesen Umständen kein besonderes Vergnügen haben kann, meine Schwester oft zu besuchen, wirst Du gewiß begreiflich finden. Ueberhaupt gehörte, wie Du weißt, unser schwesterliches Verhältniß nie zu den zärtlichsten; und ich beneidete oft andere Mädchen, z. B. die Koll'schen, um das schöne, herzliche Einverständniß, das unter ihnen herrscht. Weiß Gott, ich kann nicht dafür, wenn es bey uns nicht so war; ich glaube, daß unsere Temperamente zu verschieden waren. Denke Dir meine bedächtige, immer ruhige Schwester, ihren Hang zu den Büchern ꝛc., und daß sie überdieß um einige

Jahre älter ist als ich, so wirst Du es natürlich finden, daß ich sie, die mich immer hofmeisterte, und als ein unbedeutendes Kind behandelte, nicht so recht von ganzer Seele lieben konnte! Und denke Dir dazu mich mit aller Lebhaftigkeit und Schelmerey, die mir in meiner Jugend eigen war, so wirst Du es wieder natürlich finden, daß Therese an mir kein großes Wohlgefallen fand, und mich also immer von sich wies. Dazu kam noch die große Vorliebe unserer Mutter für Theresen, wodurch diese sich in ihrem unfreundlichen Wesen gegen mich unterstützt und dazu berechtigt fand, während ich mich in meinen Rechten als Tochter und Schwester gekränkt und zurückgesetzt sah.

Gewiß ist ein solches Verhältniß der Entwicklung der geschwisterlichen Liebe sehr ungünstig, und es ist mein fester Vorsatz, einst alle meine Kinder (natürlich wenn es dem Himmel gefallen sollte, mir deren zu schenken) mit gleicher Liebe zu umfassen, und unter ihnen keinen Unterschied zu dulden. Wär's möglich, und stände dieß in der Macht einer Mutter, so müßten sie auch alle gleich aussehen, damit nicht eines oder das andere sich schöner dünken, und aus diesem Grunde über die andern minder schönen erheben könnte; eine Sache, die sich wohl bisweilen ereignet, und vielleicht schwer zu verhüthen ist, da in diesem Falle die älterliche Eitelkeit ein Wörtchen mitspricht. Ich kenne Mädchen, die bey ihren Aeltern alles gelten, und sich eines sichtlichen Vorzuges vor ihren Geschwistern zu erfreuen haben, bloß weil sie schöner sind.

Ich bin Dir noch eine Erwiederung auf Deine Frage um Alex schuldig. Dieser junge Mensch macht mir ernstliche Sorgen. Die Ferien versetzten ihn in einen Zustand von Freyheit, der ihm meines Bedünkens sehr schädlich ist. Er benützte diese Freyheit sehr, — machte Landpartien in Gesellschaft von

wohlhabenden, jungen Leuten, und bath wohl einige Mahle den Vater um Geld, was er nach einigen Vorstellungen und Ermahnungen auch erhielt; aber doch mußte er meiner Meinung nach mehr ausgegeben haben, als er erhalten hatte. Ich ward daher aufmerksam, und kam leider auf die Spur eines großen Leichtsinnes.

Ich bemerkte nähmlich eines Tages in den Händen eines jungen Menschen, der sein Mitschüler ist, und ihn öfter besucht, ein schönes Federmesser mit mehreren Klingen, das Alex kurz vorher vom Vater neu erhalten, und gleich darauf seiner Aussage nach verloren hatte. Ich konnte mich nicht irren, denn es hatte ein unverkennbares Merkzeichen, ich mußte also vermuthen, daß Alex dieß und vielleicht noch manches verkauft hat, um sein Taschengeld zu mehren, während er es für verloren ausgab. Wie viele Zeichenrequisiten, wie mancher Spatzierstock und Regenschirm mögen wohl — vorsätzlich verloren oder vergessen worden seyn?! — Ich zittere, wenn ich daran denke, wie weit ihn dieß führen kann; — manches habe ich vielleicht schon durch sehr nachdrückliche Ermahnungen zur Vorsicht verhindert; dennoch zeigte sich jetzt beym Beginne des Schuljahres, daß seine theuern Schulbücher gestohlen worden seyen, da sie nicht zu finden sind, wo sie seiner Angabe nach von ihm hingelegt wurden.

Was soll ich thun, um in dieser schrecklichen Sache dem Vater die Augen zu öffnen, ohne mir die Rache des Bruders zuzuziehen?

Mit ängstlicher Erwartung

Deine

Cousine

Julie Western.

Sechzigster Brief.

Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**.

*bey Salzburg am 16. October 1846.

Meine theure Schwägerin!

Du mußtest scheiden von Deinem Sohne, während ich nach mehrjähriger Trennung meinen Ferdinand wieder im heimischen Kreise bey mir sehe; — so theilt das Schicksal Bitteres und Süßes unter uns, — allein auch das Süße birgt oft im Innern einen harten Kern, den wir nicht ahneten, und der uns im Genuße unsanft stört!

So geht es mir mit Ferdinand's Anwesenheit. O wie soll ich es Dir sagen, welche Angst dieser leichtsinnige Jüngling mir einflößt, — o könnt' ich ihn nur leichtsinnig nennen, — aber ich weiß kein Beywort für ihn, wenn ich seine Verirrung gelinde bezeichnen will! Leider mußte ich bald gleich in den ersten Tagen bemerken, daß er sich von häuslichen Andachtsübungen ausschloß; denn er vermied die einfachste, ein kurzes Gebeth, vor und nach Tische. Allein nicht nur diese vermeidet er aus einer vielleicht durch falsche Scham und Mode zu erklärenden religiösen Kälte, nein, er besucht nicht einmahl Sonntags mit uns die heil. Messe, eine Sache, die mich ernstlich bekümmert. Vergebens waren meine Hindeutungen und Zurechtweisungen; er erklärte mir endlich, ich würde wenig erzweckt haben, wenn ich ihn auch bewegen könnte, Sonntags regelmäßig die Messe zu hören (wozu er sich allenfalls mir

zu Liebe entschließen würde), da ich doch seine Religionsansichten nicht ändern könne. Diese Erklärung verdoppelte meine Angst, und führte mich zu einem Gespräch mit ihm, das ich Dir hersetzen muß, um dich nach meinem Wunsche mit seinen schwankenden Begriffen vertraut zu machen, und Deinen Rath für ihn erbitten zu können, denn ich stehe rathlos in einem Labyrinth.

F. Die Religion ist etwas, worüber man eigentlich gar nicht sprechen sollte, und am wenigsten mit Frauen.

Ich. Nicht darüber sprechen, — warum das?

F. Weil sie zu sehr ein Gegenstand der Philosophie ist, um von ihnen verstanden zu werden, — ein Gegenstand, über den die größten Philosophen sich nicht vereinigen konnten.

Ich. Weil sie nicht immer auch tugendhafte Menschen waren, weil sie in ihr einen Damm für ihre oft sehr unphilosophischen Lebensansichten fanden, und weil sie eine Sache ergrübeln und begreifen wollten, die für uns Menschen unbegreiflich ist und bleiben muß; weil sie in ihr einen Gegenstand der Philosophie sahen, das ist sie nicht, — sie ist nur Glaubenssache!

F. Sie haben Recht, dem großen Haufen darf sie auch nichts weiter seyn; dem Denkenden, dem Philosophen ist sie mehr, — sie muß ihm mehr seyn, — oder nichts!

Ich. Du machst mich zittern, — Gott wahre uns vor einer Weisheit, die uns des Lebens Höchstes raubt, — den Glauben! was wäre der Mensch, wenn ihm dieß Himmelslicht nicht leuchtet, was hält ihn noch, was zügelt seine Triebe, wenn's nicht der Glaube ist, — die Religion! — Was stützt ihn, wenn ihn Trübsal niederbeugt? — Was mäßigt seinen Uebermuth im Glücke? — Und welcher Vorzug bleibt uns vor

den Thieren, wenn's nicht der Glaube ist, der Vorzug der Vernunft und die Unsterblichkeit!

F. Sie irren, wenn Sie glauben, ich wolle das Daseyn eines Gottes und unsern Vorzug vor dem Thiere läugnen; aber vielleicht ist der Unterschied nicht so groß, als Sie ihn glauben, und man gewöhnlich anzunehmen pflegt; — auch das Thier hat Verstand, und nicht allein Instinkt, auch das Thier hat eine Art Religion — es bethet. Die Lerche, die am heitern Frühlingsmorgen sich jubelnd in die Lüfte schwingt, — sie bethet; das Volk der Vögel, das im grünen Laubwerk seine Kehle übt, — es preist den Schöpfer; - das Thier, das auf der Weide unharmonisch brüllt; der Wurm im Staube; selbst der Fisch, der sich im klaren Wasser sonnt, — sie bethen Alle!

Ich. Und wenn Du recht hast, wenn es wahr ist, daß sie bethen; — wie sehr steht dann der Mensch noch unter ihnen, der in des Glückes reichsten Gaben, im freudigsten Erfüllen seiner Wünsche, allein des Zufalls blindes Walten sieht; der seine Klugheit oft zum Gott erhebt, und ihr — das fröhliche Gelingen dankt! — Doch laß uns weiter gehen; Du sagst, daß das Thier auch bethet, — doch nur im Glück? — nur Dank, nur Lebensfreude, ist also sein Gebeth nicht geistige Erhebung! — Den Menschen lehrt sehr oft die Noth erst bethen, und sein Gebeth ist geistige Erhebung. — Freywillig, nicht im Taumel froher Lust allein, hebt sich sein Geist an seines Schöpfers Thron; nicht nur der Dank für sinnliche Genüsse, auch Dank für jede innere Seelenfreude, Dank für die Fähigkeit ihn zu erkennen, ist sein Gebeth. — Der Mensch kann auch im Unglück sich erheben, — er kann noch bethen, wenn ihn Körperleiden drücken, ja wenn das Alter seine Sinne

stumpft. Sein Bethen ist nicht Dank allein, — Anbethung ist es, Bitte — oft nur Wunsch, Gedanke, — Opferung!

F. Sie haben Recht, des Menschen edlere Natur ist nicht zu läugnen, und auch das Daseyn eines Gottes nicht, — so sehr auch manche sich dagegen sträuben. Allein, warum in enge Formen drängen, was göttlich wahr die Seele uns durchdringt? Ist's nicht vermessen, Tempel dem zu bauen, in eines Hauses engen Raum ihn bannen, der überall mit gleicher Allmacht herrscht? — Ist die Natur nicht Gottes weiter Tempel? Ist nicht die Sonne seines Altars Licht? Der Vögel Chor, sein jubelndes Orchester, und predigt nicht die herrliche Natur das Daseyn Gottes lauter, als der Mensch, — der Priester, der es uns verkünden will?

Ich. Du sprichst von jenem Tempel, den Gott selbst erbaute, nicht zwar für sich, allein zu seiner Ehre, für uns; von jenem Tempel, in dem jedwedes Wesen selbst das Thier sich zum Gebeth entzückt, — von der blühenden Natur! — Doch wir sind nicht immer in diesem Tempel, der Städter ist es seltner als der Landmann, — der arbeitsame Städter seltner, als der Müßiggänger u. s. f. — Und wenn nun der Winter diesen Tempel seines Schmuckes entkleidet, wenn Stürme ihn durchziehen, wenn Regenströme ihn entstellen, und des Altars Licht die Sonne tief verhüllt in finst're Wolken, sich unserm Blick entzieht, — das Chor der Vögel schweigt; — ist dann der Bether Gluth in diesem Tempel dieselbe wie beym hellen Frühlingsschmuck?

F. Sie haben vielleicht nicht ganz Unrecht; allein mein Gefühl empört sich vorzüglich gegen die Idee, die wir mit den Heiden noch gemein haben, die Gottheit einzuschließen,

und ihr Tempel zu erbauen. — Ist Gott nicht allgegenwärtig?

Ich. Und weil er es ist, so sind wir aufgefordert, überall zu bethen; — selbst die Heiden mußten ihre Götter gewissermassen für allgegenwärtig halten, denn sie riefen dieselben auch an, wenn sie nicht in ihren Tempeln waren. Und doch erbauten sie ihnen Tempel, die an Pracht sehr oft die unserigen übertrafen, und versammelten sich zum Dienste derselben mit einem Eifer, der uns Christen beschämen dürfte. — Sollen wir weniger, als jene Heiden, zur Ehre Gottes thun?

F. Ich kann vor der Hand Ihre Fragen nicht ganz beantworten, allein Sie selbst enthalten schon zum Theile meine Erwiederung. Sie sprechen von dem Gottesdienste der Heiden, und vielleicht ist es eben die große Aehnlichkeit unsers Gottesdienstes mit jenem heidnischen, der für den denkenden und vorurtheilsfreyen Menschen der größte Anstoß ist. Auch unsere Priester bringen Opfer, und verrichten in einer abentheuerlichen der wirklichen Welt längst entfremdeten Tracht — Ceremonien, die uns an die Opfertänze der Heiden mahnen. Warum Religionsübungen, die so sehr den Absichten des erhabenen Stifters widersprechen, der uns da lehrte, im Geiste und in der Wahrheit zu bethen? Ist es nicht im höchsten Grade widersinnig, wenn wir uns einbilden, nach den Absichten Christi Gott zu dienen, indem wir uns den Gesetzen einer Kirche unterwerfen, die in Ceremonien und Gebräuchen ihre Würde sucht, weil sie darin ihren Vortheil, wenigstens ihre Macht vor den Augen der Menge begründet. Wie klein muß unser Begriff von Gott seyn, wenn wir uns einbilden, ihm zu dienen, indem wir an bestimmten Tagen uns in seinem Tempel versammeln, uns gewissen Ceremonien unterwerfen,

an anderen bestimmten Tagen uns von gewissen Speisen, nahmentlich vom Fleische, enthalten ꝛc.

Ich. Ich bin jetzt nicht vorbereitet genug, um eine Antwort zu geben, die ich so sehr fühle, — brechen wir daher einen Gegenstand für heute ab, der nicht obenhin behandelt werden darf; da seine hohe Würde alle Mißdeutung beseitigen muß. — Du hast unsern Gottesdienst, ja selbst sehr viele Lehren und Wahrheiten unserer Religion, auf eine Weise angegriffen, die mir eine Erwiederung nicht nur als Mutter, sondern selbst als Christin zur Pflicht macht."

Du weißt nun genug, Du einzige Freundin meiner Seele, um meine Angst beurtheilen zu können. Was muß ich thun, um den verirrten Jüngling der Kirche wieder zuzuführen? Wen soll ich um Rath fragen? soll ich, darf ich ihm einen Priester zum Bekehrer und Führer geben, oder soll ich ihm die Lesung religiöser Bücher empfehlen? — Ist er nicht vielleicht auf ewig verloren, — werde ich im Stande seyn, ihn zu überzeugen? den erloschenen Glauben in seinem Herzen zu wecken?

O ich bin eine unglückliche Mutter, was kann ich thun, um einen Sohn zu retten, der vor meinen Augen gleich einem Somnambülen am Rande eines Abgrundes wandelt, und seine eigene Gefahr nicht fühlt?

Mit Angst und Liebe

Deine

Schwägerin

Antoinette v. Seeheim.

Ein und sechzigster Brief.

Rosa Kolmar an Frau von S**.

Wien am 23. October 1846.

Hochverehrte, gnädige Frau!

Innige Verehrung, das Bewußtseyn der Gewalt, die Ihre Briefe stets auf meine gute Mutter übten, und der lebhafte Wunsch mich mitzutheilen und auszusprechen, geben mir den Muth, Ihnen wieder zu schreiben. Die einigen Zeilen, die meine Mutter aus Ihrem letzten an sie gekommenen Briefe mich lesen ließ, haben mich gerührt, ich möchte sagen: auferbaut und zum Guten ermuntert, denn Ihr Beyfall thut meinem Herzen innig wohl.

Als ich meinen letzten Brief an Sie schloß, hatte ich noch keine Ahnung von der Aenderung, die unserer Lebensweise so nahe bevorstand. Denn eben von dort an leben wir in einem Taumel fortwährender Zerstreuung; kaum gewinne ich Zeit an irgend etwas, außer Putz und Toilette, zu denken, und ich weiß nicht, was dem Benehmen meiner Aeltern zum Grunde liegt, die mit ihrer Lebensweise auch ihre Grundsätze geändert zu haben scheinen. So streng sie früher mich bewachten, so sehr lassen sie mir jetzt alle Freyheit, ja sie setzen mich in Verlegenheit durch die meinem Alter und Geschlechte nicht zukommende Freyheit, in die sie mich gewaltsam hineinstoßen. Eine Menge Herren, deren Geschäfte nicht die wichtigsten scheinen, denn man sieht sie gleich uns auf allen Promenaden und Un-

Bildungs-

und

Erziehungs-Werk.

Erfahrungen aus dem Frauenleben;

zum Selbststudium

für

Frauen, Mütter und erwachsene Töchter,

von

Sophie von Scherer.

In drey Bänden.

Zweyter Band.

Gratz, 1848.

Gedruckt bei J. A. Kienreich.

Erfahrungen

aus dem

Frauenleben.

Gedanken

über

weibliche Bestimmung und Bildung über Mutterpflicht

und

Erziehung.

In einer Sammlung von Briefen mitgetheilt

und allen

Frauen, Müttern und erwachsenen Töchtern

zum Selbststudium übergeben

von

Sophie von Scherer.

Zweyter Band.

Gratz, 1848.

Gedruckt bei J. A. Kienreich.

Das Leben des Weibes, — der Frau, für die Weltengeschichte so klein, — für die Gegenwart ohne Bedeutung; wie Großes doch faßt es in sich für künftige Generationen; — denn was sie als **Mutter gebar**, — das soll sie als **Bildnerin** — **bilden.**

Neun und fünfzigster Brief.

Julie Western an Frau von S**.

Wien am 14. October 1846.

Beste Cousine!

Ich danke Dir herzlich für Deine lieben Zeilen, es freut mich, daß Du mir doch immer schreibst, wenn auch Deine Briefe nicht immer lang sind. Ueber Deine Gesundheit schreibst Du fast gar nichts, allein ich weiß doch von Deinem Bruder, daß Du wieder nicht ganz wohl bist, und bedaure Dich daher. Doch ich habe Deinen Brief vor mir, und bin bereit, ihn zu beantworten.

Ich mußte wirklich lachen über den Anfang Deines Briefes, wo Du über die Folgen zu vieler Einsamkeit bey Mädchen sprichst; denn Du hast es fast buchstäblich errathen. Die Menschenfeindlichkeit, von der Du erwähnst, und vor der Du mich warnst, fing schon an, ihre Krallen um mein unverwahrtes Herz zu schlagen, und je mehr ich allein bin, desto lieber wird mir die Einsamkeit, so daß ich nur ungern die Staffeley verlasse, um einmahl schicklichkeitshalber einen Besuch bey den Verwandten und Angehörigen zu machen.

Was finde ich aber auch, wenn ich mich endlich dazu entschließe? Ein Paar Cousinen, die von nichts zu plaudern wissen, als von Visiten und neuen Kleidern, die in jedem jungen

Herrn, den sie da oder dort getroffen, einen der Eroberung würdigen Gegenstand sehen, und sich wohl auch einbilden, diese Eroberung schon gemacht zu haben, oder sich ärgern, wenn diese oder jene ihnen zuvorkam, oder sich es doch einbildete! Ein Paar Gänschen, die vom Theater schnattern, wobey ich sehr wenig mitreden kann, da ich selbst so selten in's Theater komme, — die von der Kunst keinen Begriff haben, obwohl sie durch zwey Jahre zeichnen lernten; mit denen ich also über das, was mir am nächsten liegt, über die Kunst nicht sprechen kann, ihnen nicht einmahl merken lassen darf, daß sie nichts davon verstehen, — mit denen ich meine Lebensansichten und Meinungen (die doch, wie ich denke, mitunter nicht übel sind) nicht besprechen kann, sondern im Gegentheile mit ihnen lachen und schwatzen, ihre Einfälle bewundern, und ihre eingebildeten Eroberungen natürlich finden muß; wenn ich die Zärtlichkeit nicht verscherzen will, mit der sie mich umarmen und küssen.

Du siehst, es gehört ein ordentlicher Entschluß dazu, eine Stunde, die man nützlich anwenden könnte, auf solch' einen Besuch zu verwenden; und am ärgerlichsten ist es erst, wenn sie Gesellschaft haben. Mit jedem jungen Mädchen, dasselbe Schön- und Zärtlichthun, denn jedes ist ihre Freundin; mit jeder dasselbe angelegentliche Heimlichthun und Wichtigthun, um nichts und wieder nichts, und endlich, wenn sie fortgehen, über jede dasselbe Kritisiren. Da war das Kleid der Einen zu lang, das der Andern zu kurz, diese war übertrieben geputzt, und wußte nicht, was sie alles auf sich hinaufladen sollte, jene glaubte sicher schön zu seyn, weil sie auf ihren Putz so wenig Aufmerksamkeit verwendete, und so einfach daher ging. Die Eine hatte auf dem letzten Balle zu viel getanzt, denn

es sey doch nicht schicklich, in einem weg zu tanzen, die Andere hatte zu wenig getanzt, und man hatte sich schämen müssen, in der Gesellschaft eines Mädchens zu seyn, das keine Tänzer fand. So ist's in Einem Hause, in dem andern finde ich ein Cousinchen, das eine Zeitlang gegen mich rasend zärtlich war, mich aber nicht mehr leiden kann, seitdem sie weiß, daß ich ihre Koketterien gegen meinen ältesten Bruder bemerke und nicht billige. Ein Mädchen, das überdieß schrecklich hochmüthig ist, und ihre jüngere Schwester, ein liebes, herziges immer thätiges Kind, bey jeder Gelegenheit quält, also auch ein böses Herz verräth. Das dem Vater, bey dem sie alles gilt, schmeichelt, und die Mutter, eine sehr gute aber zu nachsichtige Frau, zu hofmeistern beginnt, da sie sich bereits für klüger hält, als diese; und die endlich einen Bruder, — man denke nur, deßwegen beneidet, weil seine Studien den Aeltern mehr kosten, als ihre Meister und ihre Toilette, — eine Sache, die, wie sie berechnet, ihr auch bey der Aussteuer schwerlich zu Gute gerechnet wird, da die Einnahme bey der standesmäßigen Lebensart ihrer Aeltern Null für Null aufgeht, und ein Vermögen nicht vorhanden ist.

Ich will von den übrigen Verwandten, wo ich meines Gleichen nicht finde, gar nicht reden, und mich damit begnügen und beruhigen, daß sie gegen mich freundlich und gut sind. Aber natürlich kann ich auch im Umgange mit Menschen, die an Alter zu sehr von mir verschieden sind, nicht gerade ein so großes Vergnügen finden, daß ich ihn oft suche.

Du fragst um meine Schwester, und ich muß Dir sagen, daß ich Deine Furcht hinsichtlich ihrer Kinder theile. Ihre Fanny, die in den ersten Lebensjahren so herzlich an mir hing, und mich recht lieb hatte, ist jetzt so ganz ein Bücherwurm

geworden, daß sie es kaum der Mühe werth findet, wenn ich (ohnehin selten genug) meine Schwester besuche, ihre Bücher zu verlassen, um auch nur zum Gruße ihrer respectablen Tante, denn das bin ich doch in aller Form, die Hand zu küssen. Sie spricht bald besser französisch, als ich, die ich selten Gelegenheit habe, und also auch so ungeübt bin, daß mir im Sprechen mancher Fehler unterläuft, den ich im Schreiben nicht machen würde; — ein Umstand, den das kleine Ding nicht etwa stillschweigend hingehen läßt, sondern mit Lachen darauf hinweist, und sich darüber lustig macht. Soll mich das nicht verdrießen? und dabey bleibt ihre Mutter ganz ruhig, und lächelt wohl gar vor sich hin, statt das naseweise kleine Ding zur Bescheidenheit zu ermahnen, und ihr eine solche Unart zu verweisen. Auch der kleine Schelm Felix, ein zwar sehr phlegmatisches, aber liebes, gutmüthiges Kind, ist bey weitem nicht mehr so herzig und herzlich, seitdem er, wie mir scheint, allzuviel zum Lernen angehalten wird. Man spürt es ordentlich, wie sein kleines Gehirn allmählig trockener wird! — Am liebsten ist mir also ihre kleine Babett, ein bis jetzt (sie ist im dritten Jahre) noch ganz unstudirtes Geschöpfchen.

Daß ich unter diesen Umständen kein besonderes Vergnügen haben kann, meine Schwester oft zu besuchen, wirst Du gewiß begreiflich finden. Ueberhaupt gehörte, wie Du weißt, unser schwesterliches Verhältniß nie zu den zärtlichsten; und ich beneidete oft andere Mädchen, z. B. die Koll'schen, um das schöne, herzliche Einverständniß, das unter ihnen herrscht. Weiß Gott, ich kann nicht dafür, wenn es bey uns nicht so war; ich glaube, daß unsere Temperamente zu verschieden waren. Denke Dir meine bedächtige, immer ruhige Schwester, ihren Hang zu den Büchern ꝛc., und daß sie überdieß um einige

Jahre älter ist als ich, so wirst Du es natürlich finden, daß ich sie, die mich immer hofmeisterte, und als ein unbedeutendes Kind behandelte, nicht so recht von ganzer Seele lieben konnte! Und denke Dir dazu mich mit aller Lebhaftigkeit und Schelmerey, die mir in meiner Jugend eigen war, so wirst Du es wieder natürlich finden, daß Therese an mir kein großes Wohlgefallen fand, und mich also immer von sich wies. Dazu kam noch die große Vorliebe unserer Mutter für Theresen, wodurch diese sich in ihrem unfreundlichen Wesen gegen mich unterstützt und dazu berechtigt fand, während ich mich in meinen Rechten als Tochter und Schwester gekränkt und zurückgesetzt sah.

Gewiß ist ein solches Verhältniß der Entwicklung der geschwisterlichen Liebe sehr ungünstig, und es ist mein fester Vorsatz, einst alle meine Kinder (natürlich wenn es dem Himmel gefallen sollte, mir deren zu schenken) mit gleicher Liebe zu umfassen, und unter ihnen keinen Unterschied zu dulden. Wär's möglich, und stände dieß in der Macht einer Mutter, so müßten sie auch alle gleich aussehen, damit nicht eines oder das andere sich schöner dünken, und aus diesem Grunde über die andern minder schönen erheben könnte; eine Sache, die sich wohl bisweilen ereignet, und vielleicht schwer zu verhüthen ist, da in diesem Falle die älterliche Eitelkeit ein Wörtchen mitspricht. Ich kenne Mädchen, die bey ihren Aeltern alles gelten, und sich eines sichtlichen Vorzuges vor ihren Geschwistern zu erfreuen haben, bloß weil sie schöner sind.

Ich bin Dir noch eine Erwiederung auf Deine Frage um Aler schuldig. Dieser junge Mensch macht mir ernstliche Sorgen. Die Ferien versetzten ihn in einen Zustand von Freyheit, der ihm meines Bedünkens sehr schädlich ist. Er benützte diese Freyheit sehr, — machte Landparthien in Gesellschaft von

wohlhabenden, jungen Leuten, und bath wohl einige Mahle den Vater um Geld, was er nach einigen Vorstellungen und Ermahnungen auch erhielt; aber doch mußte er meiner Meinung nach mehr ausgegeben haben, als er erhalten hatte. Ich ward daher anfmerksam, und kam leider auf die Spur eines großen Leichtsinnes.

Ich bemerkte nähmlich eines Tages in den Händen eines jungen Menschen, der sein Mitschüler ist, und ihn öfter besucht, ein schönes Federmesser mit mehreren Klingen, das Alex kurz vorher vom Vater neu erhalten, und gleich darauf seiner Aussage nach verloren hatte. Ich konnte mich nicht irren, denn es hatte ein unverkennbares Merkzeichen, ich mußte also vermuthen, daß Alex dieß und vielleicht noch manches verkauft hat, um sein Taschengeld zu mehren, während er es für verloren ausgab. Wie viele Zeichenrequisiten, wie mancher Spatzierstock und Regenschirm mögen wohl — vorsätzlich verloren oder vergessen worden seyn?! — Ich zittere, wenn ich daran denke, wie weit ihn dieß führen kann; — manches habe ich vielleicht schon durch sehr nachdrückliche Ermahnungen zur Vorsicht verhindert; dennoch zeigte sich jetzt beym Beginne des Schuljahres, daß seine theuern Schulbücher gestohlen worden seyen, da sie nicht zu finden sind, wo sie seiner Angabe nach von ihm hingelegt wurden.

Was soll ich thun, um in dieser schrecklichen Sache dem Vater die Augen zu öffnen, ohne mir die Rache des Bruders zuzuziehen?

Mit ängstlicher Erwartung

Deine

Cousine

Julie Western.

Sechzigster Brief.

Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**.

*bey Salzburg am 16. October 1846.

Meine theure Schwägerin!

Du mußtest scheiden von Deinem Sohne, während ich nach mehrjähriger Trennung meinen Ferdinand wieder im heimischen Kreise bey mir sehe; — so theilt das Schicksal Bitteres und Süßes unter uns, — allein auch das Süße birgt oft im Innern einen harten Kern, den wir nicht ahneten, und der uns im Genuße unsanft stört!

So geht es mir mit Ferdinand's Anwesenheit. O wie soll ich es Dir sagen, welche Angst dieser leichtsinnige Jüngling mir einflößt, — o könnt' ich ihn nur leichtsinnig nennen, — aber ich weiß kein Beywort für ihn, wenn ich seine Verirrung gelinde bezeichnen will! Leider mußte ich bald gleich in den ersten Tagen bemerken, daß er sich von häuslichen Andachtsübungen ausschloß; denn er vermied die einfachste, ein kurzes Gebeth, vor und nach Tische. Allein nicht nur diese vermeidet er aus einer vielleicht durch falsche Scham und Mode zu erklärenden religiösen Kälte, nein, er besucht nicht einmahl Sonntags mit uns die heil. Messe, eine Sache, die mich ernstlich bekümmert. Vergebens waren meine Hindeutungen und Zurechtweisungen; er erklärte mir endlich, ich würde wenig erzweckt haben, wenn ich ihn auch bewegen könnte, Sonntags regelmäßig die Messe zu hören (wozu er sich allenfalls mir

zu Liebe entschließen würde), da ich doch seine Religionsansichten nicht ändern könne. Diese Erklärung verdoppelte meine Angst, und führte mich zu einem Gespräch mit ihm, das ich Dir hersetzen muß, um dich nach meinem Wunsche mit seinen schwankenden Begriffen vertraut zu machen, und Deinen Rath für ihn erbitten zu können, denn ich stehe rathlos in einem Labyrinth.

F. Die Religion ist etwas, worüber man eigentlich gar nicht sprechen sollte, und am wenigsten mit Frauen.

Ich. Nicht darüber sprechen, — warum das?

F. Weil sie zu sehr ein Gegenstand der Philosophie ist, um von ihnen verstanden zu werden, — ein Gegenstand, über den die größten Philosophen sich nicht vereinigen konnten.

Ich. Weil sie nicht immer auch tugendhafte Menschen waren, weil sie in ihr einen Damm für ihre oft sehr unphilosophischen Lebensansichten fanden, und weil sie eine Sache ergrübeln und begreifen wollten, die für uns Menschen unbegreiflich ist und bleiben muß; weil sie in ihr einen Gegenstand der Philosophie sahen, das ist sie nicht, — sie ist nur Glaubenssache!

F. Sie haben Recht, dem großen Haufen darf sie auch nichts weiter seyn; dem Denkenden, dem Philosophen ist sie mehr, — sie muß ihm mehr seyn, — oder nichts!

Ich. Du machst mich zittern, — Gott wahre uns vor einer Weisheit, die uns des Lebens Höchstes raubt, — den Glauben! was wäre der Mensch, wenn ihm dieß Himmelslicht nicht leuchtet, was hält ihn noch, was zügelt seine Triebe, wenn's nicht der Glaube ist, — die Religion! — Was stützt ihn, wenn ihn Trübsal niederbeugt? — Was mäßigt seinen Uebermuth im Glücke? — Und welcher Vorzug bleibt uns vor

den Thieren, wenn's nicht der Glaube ist, der Vorzug der Vernunft und die Unsterblichkeit!

F. Sie irren, wenn Sie glauben, ich wolle das Daseyn eines Gottes und unsern Vorzug vor dem Thiere läugnen; aber vielleicht ist der Unterschied nicht so groß, als Sie ihn glauben, und man gewöhnlich anzunehmen pflegt; — auch das Thier hat Verstand, und nicht allein Instinkt, auch das Thier hat eine Art Religion — es bethet. Die Lerche, die am heitern Frühlingsmorgen sich jubelnd in die Lüfte schwingt, — sie bethet; das Volk der Vögel, das im grünen Laubwerk seine Kehle übt, — es preist den Schöpfer; — das Thier, das auf der Weide unharmonisch brüllt; der Wurm im Staube; selbst der Fisch, der sich im klaren Wasser sonnt, — sie bethen Alle!

Ich. Und wenn Du recht hast, wenn es wahr ist, daß sie bethen; — wie sehr steht dann der Mensch noch unter ihnen, der in des Glückes reichsten Gaben, im freudigsten Erfüllen seiner Wünsche, allein des Zufalls blindes Walten sieht; der seine Klugheit oft zum Gott erhebt, und ihr — das fröhliche Gelingen dankt! — Doch laß uns weiter gehen; Du sagst, daß das Thier auch bethet, — doch nur im Glück? — nur Dank, nur Lebensfreude, ist also sein Gebeth nicht geistige Erhebung! — Den Menschen lehrt sehr oft die Noth erst bethen, und sein Gebeth ist geistige Erhebung. — Freywillig, nicht im Taumel froher Lust allein, hebt sich sein Geist an seines Schöpfers Thron; nicht nur der Dank für sinnliche Genüsse, auch Dank für jede innere Seelenfreude, Dank für die Fähigkeit ihn zu erkennen, ist sein Gebeth. — Der Mensch kann auch im Unglück sich erheben, — er kann noch bethen, wenn ihn Körperleiden drücken, ja wenn das Alter seine Sinne

stumpst. Sein Bethen ist nicht Dank allein, — Anbethung ist es, Bitte — oft nur Wunsch, Gedanke, — Opferung!

F. Sie haben Recht, des Menschen edlere Natur ist nicht zu läugnen, und auch das Daseyn eines Gottes nicht, — so sehr auch manche sich dagegen sträuben. Allein, warum in enge Formen drängen, was göttlich wahr die Seele uns durchdringt? Ist's nicht vermessen, Tempel dem zu bauen, in eines Hauses engen Raum ihn bannen, der überall mit gleicher Allmacht herrscht? — Ist die Natur nicht Gottes weiter Tempel? Ist nicht die Sonne seines Altars Licht? Der Vögel Chor, sein jubelndes Orchester, und predigt nicht die herrliche Natur das Daseyn Gottes lauter, als der Mensch, — der Priester, der es uns verkünden will?

Ich. Du sprichst von jenem Tempel, den Gott selbst erbaute, nicht zwar für sich, allein zu seiner Ehre, für uns; von jenem Tempel, in dem jedwedes Wesen selbst das Thier sich zum Gebeth entzückt, — von der blühenden Natur! — Doch wir sind nicht immer in diesem Tempel, der Städter ist es seltner als der Landmann, — der arbeitsame Städter seltner, als der Müßiggänger u. s. f. — Und wenn nun der Winter diesen Tempel seines Schmuckes entkleidet, wenn Stürme ihn durchziehen, wenn Regenströme ihn entstellen, und des Altars Licht die Sonne tief verhüllt in finst're Wolken, sich unserm Blick entzieht, — das Chor der Vögel schweigt; — ist dann der Bether Gluth in diesem Tempel dieselbe wie beym hellen Frühlingsschmuck?

F. Sie haben vielleicht nicht ganz Unrecht; allein mein Gefühl empört sich vorzüglich gegen die Idee, die wir mit den Heiden noch gemein haben, die Gottheit einzuschließen,

und ihr Tempel zu erbauen. — Ist Gott nicht allgegenwärtig?

Ich. Und weil er es ist, so sind wir aufgefordert, überall zu bethen; — selbst die Heiden mußten ihre Götter gewissermassen für allgegenwärtig halten, denn sie riefen dieselben auch an, wenn sie nicht in ihren Tempeln waren. Und doch erbauten sie ihnen Tempel, die an Pracht sehr oft die unserigen übertrafen, und versammelten sich zum Dienste derselben mit einem Eifer, der uns Christen beschämen dürfte. — Sollen wir weniger, als jene Heiden, zur Ehre Gottes thun?

F. Ich kann vor der Hand Ihre Fragen nicht ganz beantworten, allein Sie selbst enthalten schon zum Theile meine Erwiederung. Sie sprechen von dem Gottesdienste der Heiden, und vielleicht ist es eben die große Aehnlichkeit unsers Gottesdienstes mit jenem heidnischen, der für den denkenden und vorurtheilsfreyen Menschen der größte Anstoß ist. Auch unsere Priester bringen Opfer, und verrichten in einer abentheuerlichen der wirklichen Welt längst entfremdeten Tracht — Ceremonien, die uns an die Opfertänze der Heiden mahnen. Warum Religionsübungen, die so sehr den Absichten des erhabenen Stifters widersprechen, der uns da lehrte, im Geiste und in der Wahrheit zu bethen? Ist es nicht im höchsten Grade widersinnig, wenn wir uns einbilden, nach den Absichten Christi Gott zu dienen, indem wir uns den Gesetzen einer Kirche unterwerfen, die in Ceremonien und Gebräuchen ihre Würde sucht, weil sie darin ihren Vortheil, wenigstens ihre Macht vor den Augen der Menge begründet. Wie klein muß unser Begriff von Gott seyn, wenn wir uns einbilden, ihm zu dienen, indem wir an bestimmten Tagen uns in seinem Tempel versammeln, uns gewissen Ceremonien unterwerfen,

an anderen bestimmten Tagen uns von gewissen Speisen, nahmentlich vom Fleische, enthalten ꝛc.

Ich. Ich bin jetzt nicht vorbereitet genug, um eine Antwort zu geben, die ich so sehr fühle, — brechen wir daher einen Gegenstand für heute ab, der nicht obenhin behandelt werden darf; da seine hohe Würde alle Mißdeutung beseitigen muß. — Du hast unsern Gottesdienst, ja selbst sehr viele Lehren und Wahrheiten unserer Religion, auf eine Weise angegriffen, die mir eine Erwiederung nicht nur als Mutter, sondern selbst als Christin zur Pflicht macht."

Du weißt nun genug, Du einzige Freundin meiner Seele, um meine Angst beurtheilen zu können. Was muß ich thun, um den verirrten Jüngling der Kirche wieder zuzuführen? Wen soll ich um Rath fragen? soll ich, darf ich ihm einen Priester zum Bekehrer und Führer geben, oder soll ich ihm die Lesung religiöser Bücher empfehlen? — Ist er nicht vielleicht auf ewig verloren, — werde ich im Stande seyn, ihn zu überzeugen? den erloschenen Glauben in seinem Herzen zu wecken?

O ich bin eine unglückliche Mutter, was kann ich thun, um einen Sohn zu retten, der vor meinen Augen gleich einem Somnambülen am Rande eines Abgrundes wandelt, und seine eigene Gefahr nicht fühlt?

Mit Angst und Liebe

Deine

Schwägerin

Antoinette v. Seeheim.

Ein und sechzigster Brief.

Rosa Kolmar an Frau von S**.

Wien am 23. October 1846.

Hochverehrte, gnädige Frau!

Innige Verehrung, das Bewußtseyn der Gewalt, die Ihre Briefe stets auf meine gute Mutter übten, und der lebhafte Wunsch mich mitzutheilen und auszusprechen, geben mir den Muth, Ihnen wieder zu schreiben. Die einigen Zeilen, die meine Mutter aus Ihrem letzten an sie gekommenen Briefe mich lesen ließ, haben mich gerührt, ich möchte sagen: auferbaut und zum Guten ermuntert, denn Ihr Beyfall thut meinem Herzen innig wohl.

Als ich meinen letzten Brief an Sie schloß, hatte ich noch keine Ahnung von der Aenderung, die unserer Lebensweise so nahe bevorstand. Denn eben von dort an leben wir in einem Taumel fortwährender Zerstreuung; kaum gewinne ich Zeit an irgend etwas, außer Putz und Toilette, zu denken, und ich weiß nicht, was dem Benehmen meiner Aeltern zum Grunde liegt, die mit ihrer Lebensweise auch ihre Grundsätze geändert zu haben scheinen. So streng sie früher mich bewachten, so sehr lassen sie mir jetzt alle Freyheit, ja sie setzen mich in Verlegenheit durch die meinem Alter und Geschlechte nicht zukommende Freyheit, in die sie mich gewaltsam hineinstoßen. Eine Menge Herren, deren Geschäfte nicht die wichtigsten scheinen, denn man sieht sie gleich uns auf allen Promenaden und Un-

terhaltungen, machen sich ein Geschäft daraus, uns förmlich nachzuziehen. Man macht mir die albernsten, fadesten Complimente, und drängt sich um mich mit einer Dreistigkeit, die mich in die größte Verlegenheit setzt; ja einigen, unter ihnen einem gewissen Baron Stern, ist es gelungen, sich selbst in unser Haus einzudrängen.

Anfangs schien mir diese ganze räthselhafte Aenderung nur auf eine Probe abgesehen, oder eine vorübergehende Laune zu seyn; — ich wagte auch wohl einmahl eine Frage über diesen Gegenstand, da ich aber aus der Antwort meiner Mutter entnehmen konnte, sie wolle nicht gefragt seyn, so schwieg ich seitdem, und beschloß, ruhig die Lösung dieses Räthsels zu erwarten. Allein die Sache gestaltet sich nun so, daß ich meiner eigenen Klugheit nicht mehr traue, und mich an die Ihrige wende.

Der schon einmahl genannte Baron Stern nähmlich verfolgt mich ohne Unterlaß mit faden, und wie ich fast glauben muß, zweideutigen Süßlichkeiten, denn warum sollte er sonst so manches, in dem ich gar keinen oder einen sehr seichten Sinn finde, mir leise zuflüstern? Ist es nun zu wundern, wenn sein Erscheinen mich erröthen macht? — Noch mehr, es zog Anfangs ein sonderbarer Zufall meine Aufmerksamkeit auf ihn, und flößte mir ein gewisses Interesse ein, und zwar — eine im ersten Augenblicke überraschende, aber bey näherer Aufmerksamkeit verschwindende Aehnlichkeit mit — Emil! —

Sie staunen vielleicht, gnädige Frau, diesen Nahmen noch in meinem Gedächtnisse zu finden, und er hätte auch bey dem ewigen Taumel, in dem ich jetzt bin, vielleicht schon daraus schwinden müssen, hätte nicht der Zufall mir ein lebendes, wenn auch nicht ganz ähnliches Porträt von ihm, vor Augen

geführt! — Warum ich seiner noch gedenke, und ob es gut ist, — weiß ich nicht, soviel ist indessen gewiß, daß ich ein eigenes, wenn auch trauriges Vergnügen daran finde, mir den Fall einer Verbindung mit ihm, als möglich gewesen zu denken. — Sein so herzlich ausgesprochenes Interesse für mich konnte mich eine fortdauernde Freundschaft, — warum soll ich es nicht sagen, — konnte mich Liebe hoffen lassen. Allein diese Hoffnung schwindet immer mehr, und mein Herz — zürnen Sie nicht, gnädige Frau, über diesen Ausbruch langverhaltener Empfindung; — mein Herz — leidet unendlich viel dabey! — Dieser hoffnungslose Schmerz ergreift mich um so heftiger, wenn ich allein bin, da ich Niemanden habe, dem ich ihn mittheilen könnte, denn mit meiner Mutter darf ich leider nicht davon sprechen.

Frau v. Lange hat uns seit unserer Rückkehr in die Stadt Anfangs einmahl besucht, aber da meine Mutter ihren Besuch nicht erwiederte, seitdem nicht mehr. Ich wagte es dennoch, Mama daran zu erinnern, allein sie entgegnete mir ziemlich kurz: Badebekanntschaften fortzusetzen sey keine Pflicht. — Frau von Lange begegnete uns unlängst in der Stadt, und redete uns an, allein sie mußte schon auf irgend einem Wege unsere Vergnügungssucht erfahren haben, denn sie spielte etwas ironisch darauf an. Ich merkte auch, daß ihr Blick forschend auf mir haftete, als ich den meinigen erhob, und es war mir, als ob ich die Frage darin läse: Freut dich denn dieß wüste Leben, liebe Rosa? — und das rührte mich so wohlthätig, daß ich kein Wort hervorbrachte, wohl aber eine Thräne nicht zurückhalten konnte.

Ach, diese Hoffnung ist dahin, — und eine neue Sorge beginnt mich zu ängstigen. Mama begegnet mir seit einigen

Tagen mit vorzüglicher Güte, und fängt an, mir vorbereitungsweise Lehren zu geben, wie ich mich bey einer Erklärung von Seite irgend eines Mannes (sie meint damit den Baron) zu verhalten hätte, um nicht kindisch zu erscheinen. Dieser Umstand beengt mich mehr, als alles Uebrige, denn sollte es dem Baron wirklich einfallen, sich um mich zu bewerben, so hat er von meiner Mutter, der er (darf ich es sagen, ohne die kindliche Achtung zu verletzen?) förmlich den Hof macht, alle Unterstützung zu hoffen, ja man wird mich selbst vielleicht physisch oder moralisch zwingen, mein Jawort zu geben.

An Sie also, verehrte Frau, wende ich mich mit der Bitte, mir in einem Kampfe beyzustehen, der zu schwer für eine gehorsame Tochter ist, — um mich wo möglich aus einem Schwall von Vergnügungen zu ziehen, in dem sich unglücklich fühlt

Ihre

hochachtungsvolle

Rosa Kolmar.

Zwei und sechzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Henriette von S**.

Gratz am 24. October 1846.

Beste Schwägerin!

Es sind nun bereits drey Wochen, daß wir uns zuletzt sahen, und da mein Gatte Euch erst im nächsten Monathe

besuchen will, mein Mitkommen aber bey meinem Gesundheitszustande auch dann noch sehr in Zweifel steht, so will ich das Schreiben nicht länger verschieben.

Es war wohl schön von Dir, daß Du bey Deinem letzten Besuche zur Marktzeit einige Deiner Kinder mitbrachtest; welch' einen freundlichen Eindruck müssen Deine lieben, frischen, gesitteten Kinder auf den Menschenfreund machen, wahrhaftig, Du hast nicht Ursache, Dich wie Du meinst, des kindischen Wesens Deiner Kinder zu schämen; denn sie sind ja nur kindisch, — eine Folge ihrer Kindlichkeit, aber sie sind darum nicht thöricht und läppisch. — Ein Kind, das den Fremden mit freundlichen Augen betrachtet, so lange es sich unbemerkt glaubt, und plötzlich roth wird, wenn wir es darum ansehen, ist nur kindisch, und das darf es ja seyn, ohne uns Schande zu machen; aber wenn ein Kind uns angafft, etwa gar an den Fingern dabey saugt, und sich noch nicht irre machen läßt, auch wenn wir es darum ansehen, so zeigt dieß entweder von Blödigkeit oder von sorgloser Erziehung.

Wenn Kinder in unserer Nähe, etwa im Nebenzimmer, hüpfen, springen und allenfalls laut werden, was thut's — sie sind ja Kinder, — aber wenn sie vor unsern Augen miteinander herumbalgen, und auf den Knien herumrutschen, dann wird es für ihre Erzieher Zeit seyn, sich zu schämen. — Wenn das noch kleinere Kind, besonders wenn es selten unter Fremde kommt, verschämt dasteht, und sich etwas bedenkt, wenn es die Hand küssen soll; dann aber doch ohne Zwang gehorcht; — so wird man höchstens das Kind in ihm sehen, wenn es sich aber hinter die Mutter versteckt, wenn es ungeberdig schreyt, oder in ein anderes Zimmer flüchtet, so wird es seiner Mutter Schande machen.

Und wie gut benehmen sich schon Deine beyden ältesten Knaben! Also bist Du jetzt wirklich entschlossen, ihnen einen Hofmeister zu geben? — und für die Mädchen eine Gouvernante zu nehmen? Es scheint wohl fast, als ob es so am besten wäre, nur ist für Aeltern mehrerer Kinder, die ohnehin ihre Aufsicht fordern, die Beaufsichtigung solcher Lehrer eine neue Aufgabe. Ist es nicht traurig, daß diejenigen, denen wir die Erziehung unserer Kinder anvertrauen müssen, oft durch gewissenlose Sorglosigkeit, durch tadelnswerthes Beyspiel, in manchen Fällen selbst durch absichtliche Verführung, die Moralität unserer Kinder gefährden?

Deine Meinung in Absicht auf Heinrich kann ich nur theilen; ich glaube, daß seine Neigung für den geistlichen Stand bloß eine Folge seines sanften Gemüthes ist; und daß die oft geäußerte Meinung der ihn Umgebenden diese Neigung zuerst in ihm weckte. Wenn ich nicht irre, so bezieht Deine früher geäußerte Besorgniß sich auf das leichtempfängliche Herz Deines Sohnes. Ich glaube wenigstens, neulich bemerkt zu haben, daß das andere Geschlecht ihm keineswegs gleichgültig seyn wird. Die zärtliche Scheu, mit der er die Berger'schen Mädchen behandelte, die diesen Nachmittag zufällig da waren, bildete einen merklichen Contrast gegen August's sorglose Unbefangenheit. Freylich ist er jetzt noch zu jung, als daß man seine Aufmerksamkeit auf diesen Umstand lenken dürfte; man muß im Gegentheile alles thun, um bey leichtempfänglichen Gemüthern ein zu frühes Erwachen des Geschlechtstriebes zu verhüthen. Nicht alle Kinder fordern in dieser Hinsicht die gleiche Aufmerksamkeit; aber wie traurig sind die Folgen einer solchen Frühreife, und wie groß muß also unsere Sorge seyn, sie zu vermeiden!

Vor der Hand wird es am besten seyn, ihn bey seiner selbstgetroffenen Wahl zu lassen, ohne ihn durch Zweifel oder scheinbare Hindernisse zum Nachdenken zu bringen. Die philosophischen Studien liegen ohnehin noch vor ihm, und nach Zurücklegung derselben ist es noch immer Zeit, ihn vor Uebereilung zu schützen, und ihn auf die Entbehrungen eines Standes aufmerksam zu machen, den er wählte, ehe er sein eigenes Herz erkannte, das ihn, wie ich glaube, zum Familienleben führen wird. Wie grausam sind solche Aeltern, die ihre Söhne bey der Wahl eines Standes nicht mit allen Beschwerden desselben vertraut machen, und geschieht es nicht eben bey dem geistlichen Stande am öftesten, daß Jünglinge sich überreden oder durch eigenes Gefühl hinreißen lassen, einen Stand zu wählen, dessen Pflichten zu schwer für sie sind? — Wie mancher, der als Priester sich den Tadel der Welt zuzog, wäre in jedem andern Stande ein moralischguter Mensch geblieben, — ein glücklicher Hausvater geworden. Nein für den geistlichen Stand gehört mehr, als zu manchem andern — wirklicher Beruf. Freylich wäre es zu wünschen, daß dieser Beruf sich öfter fände, wir würden dann mehr gebildete Priester haben, als es unter den gegenwärtigen Verhältnissen möglich ist, wo die größere Zahl der Priester aus den niedern Ständen ist.

Doch dieser Beruf läßt sich nicht geben, und es ist also heilige Pflicht der Aeltern, die Standeswahl ihrer Kinder zu prüfen, und sie selbst zur Prüfung aufzufordern.

Ich eile zum Schluße, küsse mir Deine Kinder, empfiehl mich Deinem Gatten, und gedenke in Liebe

Deiner

Schwägerin Sophie.

Drey und sechzigster Brief.

Frau Gräfin v. C** an Frau Baronin v. Seeheim.

Pesth am 30. October 1846.

Du kennst mich zu gut, meine Liebe, um einer Versicherung zu bedürfen, daß die innigste Theilnahme an Deinen letzten Schreiben mich an den Schreibtisch führt. Ich bin Mutter, und fühle mit Dir Deine Angst, ich bin Christin, und theile mit Dir die Pflicht und den Wunsch, einen Verirrten zurechtzuweisen. — Wie aber soll ich Dir rathen? Wer so, wie Du, von den Wahrheiten unserer heil. Religion und der Bedeutsamkeit ihrer Gebräuche durchdrungen ist; was soll ich dem darüber schreiben? Doch Du hast Dich nun einmahl in Deiner bekümmerten Lage an mich gewendet, und Deine Frage muß mir um meines Neffen willen sehr wichtig seyn! So höre also, was ich bisher darüber denke.

Dein Sohn ist ein Opfer jener schwärmenden, faselnden Vernunft- und Natur-Religion geworden, gegen deren süßes Gift unsere Priester mit so vielem Nachdruck, und wie man fast glauben sollte, mit zu großer Strenge warnen. Deine Angst treibt Dich zu weit, wenn Du fürchtest, Du werdest ihn nicht zurückführen können, denn jene Religionsansichten entbehren zu sehr allen Grund und Kern, als daß sie einer strengen Prüfung sollten Stich halten können. Uebrigens trägst Du mit Recht Bedenken, in diesem Falle priesterliche Mitwirkung zu suchen, und wenn es nach allem, was Du selbst thun kannst, nach

Deiner Ueberzeugung doch nöthig werden sollte, so empfehle ich Dir die größte Behuthsamkeit in der Wahl eines geistlichen Freundes und Rathgebers.

Es darf kein Klostergeistlicher, das heißt, kein Mönch seyn, denn nur selten haben diese Weltkenntniß genug, um das innere Leben eines jungen Weltmannes richtig zu erfassen; noch schwerer aber wird es einem solchen, das Vertrauen des jungen Weltmannes zu gewinnen, der sich von ihm nicht verstanden fühlt. Auch keiner jener Ordensgeistlichen, die mit ascetischer Strenge das Verdammungsurtheil über den Irrenden sprechen; und dadurch das Gemüth desselben noch mehr verhärten, und unzugänglicher machen, indem er diese frommen Männer in ihrem Eifer den Geist unserer Religion, der Sanftmuth und Versöhnung, ganz irrig auffassen sieht. Aber auch keiner von denen, die mit gefährlicher Ueberredung und allzugroßer Weltklugheit das ganze Wesen des Jünglings unwiderstehlich fassen, und ihn vielleicht, wie schon manches traurige Beyspiel lehrt, — aus dem Zweifler zum religiösen Schwärmer machen.

Der Priester, dem Du in der gegenwärtigen Sache Dich anvertrauen müßtest, dürfte nur einer jener gebildeten Weltpriester seyn, die durch Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens durch Bekanntschaft mit den Wegen, auf denen der Jüngling zum Irrthum gelangt, nicht sowohl im Stande sind, ihn wieder zurückzuführen, als sie auch durch Weltkenntniß, Belesenheit und Bildung zu jener Toleranz gelangten, die den Irrenden als einen Gegenstand des Mitleids, — aber nicht der Verdammung, vor ihnen erscheinen läßt. Nur ein solcher wird auch die nöthige Mäßigung und Geduld haben, um die Wahrheiten der Religion nach und nach wirken zu lassen, ohne dem Triumphe, — durch seine Beredsamkeit eine glän-

zende Bekehrung zu wirken, die gute Sache und den möglichen Erfolg zum Opfer zu bringen.

Auch Dir, meine Liebe, empfehle ich die möglichste Mäßigung. — Suche vielmehr Deine häuslichen Andachtsübungen vor ihm zu verbergen; — trage sie ja nicht zur Schau, noch viel weniger fordere ihn auf irgend eine Weise auf, sie zu theilen. Behandle ihn als einen Kranken; dessen getrübter Blick das grelle Licht nicht verträgt, und dessen Auge man Anfangs sanft verhüllen muß, um ihn nur nach und nach an das hellere Licht zu gewöhnen. Vielleicht kann auch Louise Dir beystehen, sie ist eben so fromm als klug, wenn auch ihre große Lebhaftigkeit und ihr tiefes Gefühl sie oft bis zur Schwärmerey führt. — Vor Allem würde ich Dir für ihn den Umgang eines jungen Mannes wünschen, der ohne Auftrag von Deiner Seite durch sein Beyspiel ihm zeigte, wie sehr gut die völlige Unterwerfung gegen die Vorschriften unserer Religion und Kirche und die wirkliche praktische Ausübung ihrer Pflichten sich mit der Würde des Mannes und mit dem geselligen Leben, wenn auch nicht mit den geselligen Lastern verträgt. Aber wo einen solchen finden, da sie von Tage zu Tage seltener werden? — Warum kann nicht mein Karl sein Umgang werden, den ich in dieser Hinsicht ihm und Dir mit Beruhigung empfehlen könnte!

Du fragst mich, ob Du ihm die Lesung religiöser Schriften empfehlen sollst? — Ich möchte sie fast mißrathen, wenigstens bedarf es einer sorgfältigen Auswahl. Es dürfen keine jener Bücher seyn, die das Leben für ein Jammerthal erklären, und von nichts als Buße handeln; — auch nicht solche, die von Bekehrungen handeln, aber durch einen Ton voll Spott, Witzeley und Satyre, der die Würde der Religion ent-

weiht, den jungen Weltmann empören, während die unlogische Zusammenstellung der Umstände und eine wortreiche, geschmückte Sprache ihn von dem großen Eifer, aber der wenigen Herzenskunde des Autors und von der Fabelhaftigkeit des Gelesenen überzeugen. Die einzigen Bücher religiösen Inhaltes, die ich Dir für Ferdinand empfehlen könnte, wären solche, die mit der größten Einfachheit den Inhalt des Katechismus und der Evangelien wiederhohlen, und solche, die in religiöser Hinsicht über geschichtliche und philosophische Gegenstände und Fragen handeln.

Schreibe mir bald etwas Näheres; Euch grüßt mit herzlicher Liebe und Theilnahme

Deine

Schwägerin

Gräfin C**.

Vier und sechzigster Brief.

Frau Hauptmannin Kolmar an Frau v. S**.

Wien am 31. October 1846.

Beste, theuerste Freundin!

Ich komme zu Ihnen mit der ganzen Zerknirschung, die eine solche Beschämung, wie ich sie eben erlebte, nach sich zieht. Aber ich bin es so sehr gewohnt, Ihnen mein volles Vertrauen zu schenken, daß ich auch dießmahl an den Schreibtisch eile, und Ihnen, meine einzige Freundin, meine wohlverdiente Demüthigung klage.

Können Sie mir vergeben, meine Sophie? — Ich weiß, daß ich in meinem letzten Schreiben Sie kränkte; aber ich fühle es jetzt um so mehr, da ich sehe, wie sehr recht Sie hatten. Sie wissen, wie die Sachen bey Absendung meines Briefes (ich glaube v. 10. d. M.) standen; — ich war ja aufrichtig genug, Ihnen meine Meinung klar zu sagen, und Ihnen alle meine thörichten Hoffnungen und Erwartungen mitzutheilen. Gerade so wie sie damahls standen, blieben sie auch stehen; — der Zufall, von dem ich des Barons Erklärung hoffte, erschien noch immer nicht, allein nichts desto weniger erwartete ich diese mit Gewißheit, und behandelte ihn mit solcher Auszeichnung, wie ich es meinem künftigen Schwiegersohne schuldig zu seyn glaubte. — Aber ein Ereigniß der wichtigsten Art führte endlich eine Erklärung herbey, die ich mir keineswegs vermuthet hatte.

Gestern erschien nähmlich einer der Herren, die meiner Tochter seit einiger Zeit den Hof machen, — er ist Lieutenant, und nicht von Adel, sein Nahme thut nichts zur Sache; — als Bewerber. Ich hatte diesen Menschen nie, auch nur im Mindesten ausgezeichnet, und ihm auch den Eintritt in unser Haus nur darum gestatten müssen, weil ich ihn einigen Andern auf ihr Ansuchen gestattet hatte. Sein Antrag an uns beyde Aeltern, in Rosa's Abwesenheit gestellt, kam mir sehr unerwartet, und überraschte mich unangenehm. Noch mehr verletzte es mich, daß dieser Bewerber sogleich von dem Vermögen, Caution, — Zahlungsraten rc., und endlich gar von dem Bezahlen seiner, nicht sehr bedeutenden, Schulden sprach.

Ich war sogleich entschlossen, ihn ohne weiteres abzuweisen; da aber mein Mann von Bedenkzeit sprach, so stimmte ich ihm bey, indem ich zugleich an den Baron erinnerte, dem man als einem Freunde unsers Hauses diesen Vorfall

mittheilen, und ihn um Rath fragen werde. Im Grunde freute ich mich im Stillen, nun einmahl einen Anlaß zu haben, der den Baron zu einer Erklärung zwingen werde. — „Dann sind meine Hoffnungen die besten, sagte der Mensch mit großer Zuversicht, denn eben von ihm, den auch ich zu Rathe zog, ehe ich mich für Fräulein Rosa bestimmte, erwarte ich die kräftigste Unterstützung.“ — „Wie, ist's möglich? rief ich betroffen, Baron Stern weiß um Ihre Bewerbung?“ — „Und billigt sie, fiel er mir ein, denn da er verehelicht, und also doch an eine Verbindung mit dem Fräulein nicht zu denken ist, so muß er sich wohl damit begnügen, meiner Frau den Hof machen zu dürfen.“ — Verehelicht! — ich habe nicht nöthig, Sie darauf aufmerksam zu machen, welche Wirkung dieses Wort auf mich hervorbrachte! — Sie war so heftig, daß ich in den Sessel zurücksank, und keiner Antwort fähig war. — Mein Mann hatte so viel Fassung, Rosa zu rufen, indem mir übel geworden sey, und mit dem Lieutenant, der sich bald empfahl, in ein anderes Zimmer zu gehen.

Seitdem habe ich den Baron noch nicht gesehen, und bin zweifelhaft, wie ich ihm begegnen werde. Mein Mann wollte in der ersten Hitze ihm das Haus verbiethen, aber ich überzeugte ihn bald, daß wir dadurch nur unsere Hoffnungen für Rosa ihm verrathen würden, — er sprach von Genugthuung und gekränkter Ehre, und ich mußte ihn an seine Gebrechlichkeit erinnern; er wollte wenigstens ihn scharf zur Rede stellen, darüber, daß er gegen sein Kind Liebe geheuchelt habe, aber auch hier hatte der Baron sich gesichert, denn er hatte nie von Liebe, vielweniger von Ehe, sondern immer nur von zärtlicher Freundschaft gesprochen. Wir mußten uns endlich gegenseitig gestehen, daß wir auf unsere Menschenkenntniß zu viel

gebaut, und durch älterliche Liebe verblendet, durch Eigenliebe getäuscht, — uns zu wenig um den Charakter und die Verhältnisse dieses gefährlichen Menschen erkundigt hatte; indem wir ohne Bedenken aus der öfteren Erwähnung seines Garçonlebens und aus seinen dringenden Bewerbungen um Rosa auf seinen ehelosen Stand geschlossen hatten. So viel ist auch gewiß, daß er hier allein lebt; und es steht also zu vermuthen, daß er von seiner Gattin entweder gesetzlich geschieden ist, oder sie in Mähren, dem Orte seiner frühern Bestimmung, zurückgelassen hat.

Mit welcher Beschämung werde ich nun dem Baron gegenüber stehen, und mit welchem bittern Gefühl denke ich an die zuvorkommende, auszeichnende Weise, in der ich ihm bisher entgegen kam. Wie sehr bereue ich jetzt Ihre dringende Frage: „Wer sind diese Menschen, die Ihre Tochter umschwärmen?" — so wenig beachtet zu haben! — Wer sich nicht rathen läßt, werden Sie sagen, — der muß Lehrgeld geben. O meine Freundin, mein Lehrgeld ist wirklich hoch! — aber eine Lehre erkaufte ich mir doch dafür, die nähmlich: daß es noch immer besser ist, seine Tochter einzusperren, als sie in einen Wirbel von Freyheit zu stoßen. — O wüßte ich nur erst, wie ich loswerden könnte, ich wollte sogleich in das alte Geleise wieder umkehren.

Aber was wird Rosa sagen? — noch weiß sie nur das Eine, daß der Lieutenant um sie geworben hat, wie wird sie es nehmen, wenn sie des Barons ehelichen Stand erfährt? — Ich erzählte ihr des Ersteren Bewerbung, indem ich sie sehr gütig, denn die erlittene Beschämung hatte mich weich gestimmt, versicherte: daß ich sie nie zwingen würde, gegen ihre Neigung zu wählen; und daß sie ohne Bedenken ihrem Herzen folgen

dürfe. — Sie sah mich unsicher an, und erwiederte, indem sie mir die Hand küßte: Ich weiß, liebe Mama, daß Sie diese Verbindung nicht wünschen, aber bewahren Sie mir diese gütige — mütterliche Gesinnung für die Zukunft. —

Sie scheint vermuthet zu haben, daß ich zu irgend einer Verbindung sie würde zwingen wollen, aber Gott bewahre mich, daß ich je mein Kind zwingen sollte. — Vielleicht hätte ich sie mit Bitten bestürmt, wenn es gegolten hätte, sie für den Baron zu stimmen, aber gezwungen hätte ich sie nie! — Ich bin jetzt so weich gestimmt, daß ich selbst eine Verbindung mit Emil ohne Bedenken gestatten würde; — wenn sie nicht schon — zu sehr hintertrieben ist. Mein Gewissen macht mir jetzt bittere Vorwürfe über die sichtliche Gleichgültigkeit, mit der ich der guten Frau von Lange absichtlich begegnete; rathen Sie mir, meine theure S**, was kann ich thun, soll ich Frau von Lange besuchen? — soll ich um Emil fragen? Ich will ja alles thun, nur mein Kind kann ich nicht unglücklich sehen!

Fortsetzung am 2. November.

Ich ließ vorgestern mein Schreiben liegen, da es schon zu spät zur Aufgabe war. O meine Freundinn, wie Vieles und wie Unerwartetes habe ich Ihnen jetzt zu sagen! — Wo soll ich beginnen? und wie wird es mir möglich seyn, ordentlich zu erzählen? Ich will es versuchen. — Emil — doch nein, ich wollte ja in der Ordnung erzählen. — Gestern Vormittags vor 11 Uhr nähmlich, ich hatte eben meine Toilette beendet, denn ich stand im Begriff mit Rosa zur Kirche zu gehen; meldete Johann einen Besuch mit den Worten! Herr L** Groß-

handlungs-Associé von Triest wünsche seine Aufwartung zu machen. —

Da mir dieser Nahme völlig fremd war, so winkte ich bloß dem Bedienten bejahend, und bemerkte in dem Augenblicke, da ich mich zu ihr wandte, um ihr meine Verwunderung über den fremden Besuch mitzutheilen, daß Rosa's Wangen glühten. — Das alles war das Werk eines Augenblickes, denn schon trat der Fremde ein. — „O mein Gott! — Emil! — rief Rosa mit gepreßter Stimme, und bedeckte ihr Gesicht mit beyden Händen. — Ihre Gemüthsbewegung war so heftig, daß sie wankte, und indem ich betroffen ihr zu Hülfe eilte, bereits auf des Fremden Arm gestützt, der im Flug an ihrer Seite war, auf das Ruhebett sank. — Herr L** hatte noch kein Wort hervorgebracht, als den Ausruf: Meine Rosa! — zu Hülfe! mit dem er ihr entgegen stürzte, und sie in seinen Armen auffing. — Jetzt hatte er sie sanft auf's Ruhebett niedergelassen, und sank, vielleicht mehr zufällig als vorsätzlich auf ein Knie, worauf er sich erst erhob, und mir mit dem feinsten Anstande ein Compliment machte. —

Was ist so schnell als der Gedanke? — in diesem Zeitraume von höchstens 30 Secunden hatte ich bereits die Bemerkung gemacht, daß Emil ein schöner junger Mann von etwa fünf- bis sechsundzwanzig Jahren sey, ähnlich dem Baron Stern, ein Umstand, der mich vorwurfsvoll berührte, aber blühender und jugendlich kräftiger von Gestalt und Aussehen. Auch seine Galanterie, so einfach und ungekünstelt sie seyn mochte, schien mir nun nicht mehr so trocken, denn — von allen den galanten Herren, die meine Tochter bisher umschwärmt hatten, war ja noch keiner vor ihr auf's Knie gesunken! Seine Kleidung konnte bey dieser gedankenschnellen Prüfung nicht

unbeachtet bleiben; ich fand sie eben so reich als elegant, seine Wäsche sehr fein, und von ausnehmender Weiße.

Dieser Empfang war seltsam genug gewesen, allein Herr L** schien damit sehr zufrieden; er entschuldigte jetzt seinen Besuch, indem er sich darauf bezog, daß: Fräulein Rosa ihn bereits kenne, und bath, da er wohl sah, daß wir im Ausgehen begriffen waren, um die Bestimmung einer Zeit, wenn er mit mir und meinem Gatten werde sprechen dürfen, da sein Aufenthalt hier nicht von sehr langer Dauer seyn könne. Ich gestattete ihm daher ohne Bedenken, seinen Besuch nach Tische zu wiederhohlen; wo er auch meinen Gatten treffen werde, und er empfahl sich, indem er um freundliche Aufnahme für den Nachmittag bath. — Urtheilen Sie meine Sophie, in welcher Stimmung, ich nun mit Rosa zur Kirche ging, da ich die wahrscheinliche Ursache von L**s Erscheinung fast vermuthen konnte! —

Mein Gebeth war innige Ergebung in Gottes Willen, Aufopferung aller meiner Wünsche und Hoffnungen, für das Glück meines Kindes. Ich flehte um Weisheit, mich recht benehmen zu können, richtig zu urtheilen, in einer so wichtigen Angelegenheit, ich bath um Uneigennützigkeit und Aufopferung, denn ich fühlte, daß es mir schmerzlich war, an eine vielleicht baldige Trennung, von dieser einzigen, über alles theuren Tochter zu denken. Rosa lag in gleicher Andacht neben mir auf den Knien, und es konnte mir nicht entgehen, daß ihr Gefühl sich in einzelnen Thränen aussprach. Das arme Kind schien von mir Vorwürfe, oder Mißbilligung ihres Benehmens, oder des diesem Letzteren zum Grunde liegenden Gefühls, erwartet zu haben; ich konnte dieß deut-

lich aus der Rührung entnehmen, mit der sie mein mütterliches Auffassen ihrer Gesinnungen erfüllte.

Bald nach Tische, machte Herr L** seinen Besuch, und wurde auch von meinem Manne, dem ich indessen das Nöthigste in der Kürze mitgetheilt hatte, freundlich empfangen. Rosa war in ihrem Zimmer. Kaum war jedoch die erste Begrüßung vorüber, so bath L**, daß auch Rosa möchte gerufen werden, da er von ihr und ihrer Gegenwart, den Muth zu sprechen erwarte; ja sie es eigentlich sey, die gleich einem Magnet ihn in das Haus gezogen habe. Er schwieg dann sinnend, und sah vor sich nieder, bis bald darauf die Gerufene in's Zimmer trat, die er ehrfurchtsvoll begrüßte. „Es wird nur bey Ihnen stehen Fräulein, begann er jetzt, indem er ihre Hand ergriff, — mich zum glücklichsten Sterblichen zu machen; — Ihr Empfang heute Vormittags läßt mich hoffen, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bin, — lieben Sie mich genug, um ein Leben an meiner Seite erträglich zu finden, so unterstützen Sie meinen Wunsch bey Ihren verehrten Aeltern, — denn es ist viel, sehr viel, was ich von Ihnen bitte, — es ist die Hand ihrer liebenswürdigen Tochter!

Mit diesen Worten hatte er die arme Rosa, die vergehend vor nahmenloser Empfindung, ihm willenlos gefolgt war, vor uns geführt, wo sie mit gesenkten Blicken, eine Thräne im Auge, stand, während er sie mit, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, — ich möchte sagen: liebestrunkenen Blicken, betrachtete.

Diese Erklärung war nun wohl kurz und bündig genug, — sie war es so sehr, daß ich überrascht von ihrer Entschiedenheit, (denn eine wirkliche Bewerbung hatte ich mir heute

nicht erwartet,) kein Wort hervorbringen konnte. — Mein Mann ergriff also das Wort, und erklärte sich durch das ehrende Begehren L**s geschmeichelt; fügte aber hinzu: daß Rosa's Jugend, noch keine baldige Verbindung erlaube, und daß es auch gerathen sey, einen so wichtigen Schritt, nicht ohne Ueberlegung und nähere Bekanntschaft zu bestimmen. Ich erklärte mich mit meinen Gattem einverstanden, und äußerte noch mein Erstaunen, wie er, ohne Rosa eigentlich zu kennen, da er sie nur einmahl gesehen habe, so entscheidend sprechen könne. — Er erwiederte mir jedoch ohne Bedenken: Sie irren, gnädige Frau, wenn Sie glauben, daß ich Rosa, nähmlich ihren Charakter, nicht näher kenne. Ich weiß, daß sie gut ist, himmlisch gut, denn ich lese es ja in ihren schönen blauen Augen, ich weiß, daß sie heiter ist, denn ich lese es in ihren rosigen Zügen, — ich weiß endlich, daß sie — in hohem Grade sittsam ist, und ich vertraue darin nicht bloß meinem eigenen Urtheil, sondern noch überdieß, dem Urtheil einer klugen Frau, der Frau v. Lange; und das sind die drei Haupteigenschaften, die ich an einer Gattin suche. Was Fräulein Rosa betrifft, so wird sie schwerlich, durch eine längere Bekanntschaft, mich näher kennen lernen, da meine Geschäfte mir keinen bleibenden Aufenthalt in Wien gestatten. Uebrigens traue ich ihr richtiges Gefühl genug zu, um einen Menschen auch schnell zu beurtheilen, — dem die Verstellung fremd ist. In Bezug auf Rosa's Jugend, kann ich nur sagen, daß sie mich zum Theil bestimmte, meine Werbung nicht aufzuschieben, — meine Frau muß jung seyn, denn ich bin ein seltsamer Mensch, voll wunderlicher Eigenheiten, und eine derselben besteht darin, daß ich durchaus die Erzie-

hung meiner Frau, selbst vollenden will, um sie recht nach meinem Geschmacke zu bilden. Meine Stellung im bürgerlichen Leben endlich, ist eine unabhängige, und der Stand den ich dem Fräulein biethe, zwar nicht hoch, aber — besonders in Triest, — sehr geehrt; über mein Vermögen aber, bin ich im Stande, sie aus Papieren zu überzeugen, die ich bey mir führe. Ich weiß, daß auch Fräulein Rosa Vermögen hat, und es freut mich, wenn ich auch nie einen andern Nutzen davon ansprechen werde, als Credit, — die Seele, und den belebenden Impuls des Handelsstandes.

Sie sehen, theuerste Freundin, daß von L**s lebhaftem, entschiedenem Charakter, ein sehr langer Aufschub, nicht zu erwarten steht; mein Mann ist günstiger für ihn gestimmt, als ich es hoffte, aber bin ich nicht selbst sehr zu seinem Vortheil gestimmt? — Wahrhaftig die ganze Erscheinung dieses Menschen, und sein offenes Wesen, machen einen so günstigen, gewinnenden Eindruck, daß man sich nicht mehr wundern kann, wenn ein Mädchen mit freyem Herzen und gesunden Sinnen, sich in ihn verliebt. — Meine gute Rosa wandelt herum wie eine Träumende, sie ist still, sanft, und spricht wenig, aber sie ist so heiter, wie ich mir die Seligen im Himmel vorstelle.

Leben Sie wohl, meine Freundin, mit herzlichem Vertrauen Ihre

bewegte Freundin

Kolmar.

N. S. Der Baron war gestern da, eben als wir aus der Kirche kamen; ich ließ ihn abweisen, er möge uns ein anderes Mahl beehren.

Die Obige.

Fünf und sechzigster Brief.

Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim.

Gratz am 6. Nov. 1846.

Meine theure, geliebte Freundin!

Mit inniger Empfindung, las ich Ihren letzten, schönen Brief, stolz auf die vertrauende Freundschaft, mit der Sie mir Ihr Herz aufschließen, aber auch stolz, dieß Herz errathen zu haben. — So ist es also wahr? Sie lieben? — und ich weis nicht, ob ich Ihnen so recht von Herzen Glück wünschen darf! da Sie mit solcher Strenge, sich die Schranken Ihres Gefühls vorzeichnen. Sie beziehen sich auf das, was ich selbst über Mißbündnisse Ihnen schrieb, und ich kann es nicht widerrufen. Nur werden Sie daraus sehen, daß ich bey Ihnen hauptsächlich, von dem entgegengesetzten Falle sprach, daß nähmlich der Gegenstand Ihrer Wahl zu tief stünde; und dasselbe ist es, was in der Geschichte meiner Mutter, sie berühren konnte. Der Fall auf den wir uns damahls bezogen, betraf aber einen jungen Mann, der von sehr hohen, und ein Mädchen das nicht von Adel war. Wie sehr verändert ist hier der Fall. Der Freyherrnstand Ihres Vaters, bahnt Ihnen den Weg zum Grafenstande, und sollte der einzige Umstand, daß Ihre Mutter nicht von Adel war, Ihren Entschluß rechtfertigen, ein Gefühl zu unterdrücken, das ja nicht Ihr Glück allein nur, sondern auch das, des Geliebten gründen soll? —

O warum kann ich Ihnen, nicht mit Sicherheit rathen? aber die Sache ist zu zart als daß ich es dürfte; Sie sind zu klug und einsichtsvoll, um meines Rathes zu bedürfen, und ich kann die Entscheidung Ihres Glückes, nur von der Zeit und Ihrem Gefühl erwarten; denn wenn des Grafen Liebe, wie ich nicht zweifle, Ihren Vorzügen angemessen ist, so wird sie auch stark genug seyn, um die Hindernisse der Außenwelt, und Ihre Zweifel zn besiegen. — Ich schweige, aber ich werde mit inniger Theilnahme, die weitere Entwicklung Ihres Schicksals verfolgen.

Sie verlangen die weitere Fortsetzung meiner Geschichte, und ich komme Ihrem Wunsche nach, obgleich ich nicht weiß ob es gut ist. Sie wissen die Stellung meines Vaters, bey seiner Verehelichung. Sie blieb sich nur kurze Zeit gleich; bald erhoben sich jene Stürme in der politischen Welt, denen auch Oesterreich nicht entgehen konnte; und die das Glück so manches Einzelnen in sich begruben, während das Ganze sich siegreich wieder erhob. Mein Vater war unter jenen Einzelnen. Gewarnt, aber eine kluge Warnung nicht befolgend, versäumte er den Zeitpunkt, um verschiedene Satzposten, die auf seinem Hause hafteten, umschreiben zu lassen, und kam durch die schonungslose Habgier seiner Gläubigen, um Alles! — Das Haus war in fremden Händen, die Möglichkeit einer selbstständigen Subsistenz schien verloren zu seyn, und seine wenigen Freunde, (wo ist der Unglückliche, der deren viele hätte?) drangen in ihn, auf irgend einem andern Wege seine Kenntnisse geltend zu machen, und eine seinen Fähigkeiten angemessene Anstellung zu suchen.

Allein vergebens, waren alle Vorstellungen; — sein Talent war stärker als alle Gründe, es brach sich Bahn, —

es mußte siegen, denn es war ihm angeboren! — Von nun an war sein Leben ein ununterbrochener Kampf mit widerlichen Verhältnissen; — ohne Vermögen, und doch für seine Wissenschaft lebend, fand er kein anderes Mittel, seine Erfindungen in's Leben treten zu lassen, als indem er diese für andere herstellte, die seinen Werken ihren Nahmen liehen, ihm die Mittel zur Herstellung, und eine bescheidene Existenz bothen, und mit denen er in Compagnie trat. — Aber ihm lächelte das Glück nicht. Mehr als einmahl sah er sich betrogen, von seinen Geschäftsverbündeten, das Miteigenthumsrecht an sein eigenes Werk bestritten, und nicht im Stande einen kostspieligen Prozeß zu führen, um Alles gebracht. Aber sein Muth sank nicht; seine reiche Erfindungsgabe, und sein unverwüstliches, obschon oft getäuschtes Vertrauen, auf die Redlichkeit seiner Mitmenschen, verließ ihn nur im Tode! — Immer wieder begann er mit frischem Muthe zu bauen; Neues zu bauen, weil seine früheren Erfindungen, bereits durch Privilegien gesichert, in den Händen Anderer waren, und weil überdieß sein immer thätiger Geist, wieder Neues, Besseres entwickelt hatte.

Meine Mutter, war die treue Gefährtin, die alle seine Hoffnungen auf Freuden, alle ihn treffenden Leiden, geduldig mit ihm trug und theilte. Sie war bereits Mutter von zwey Kindern, einer frühverstorbenen Schwester, und eines noch lebenden Bruders von mir, als ihre Verwandten, durch die wiederhohlten Schläge des Schicksals, die meinen Vater trafen, und deren Schuld, sie zum Theil, (vielleicht nicht ganz mit Unrecht) seinem Mangel an Vorsicht und Behuthsamkeit beymassen, veranlaßt, es versuchten, meine Mutter zu einer Trennung von ihm zu bewegen. Allein alle Gründe scheiter-

ten an ihrem Pflichtgefühl. Diese Frau war zu edel um einen Gatten, dem sie Alles war, jetzt zu verlassen; — das Glück war treulos von ihm gewichen, seine Gattin wich nicht! Sie hatte nicht aus Liebe ihm ihre Hand gereicht, jetzt — liebte sie in ihm den Vater ihrer Kinder! — Sie hatte nur mit widerstrebendem Gefühl, sich in Verhältnisse gefügt, für die sie nicht geboren war, allein sie war groß genug, um unter dem Drucke der gegenwärtigen nicht zu erliegen. — Ein Jahr später ward ich geboren. Ich bekam noch mehrere Geschwister, von denen allen mir jedoch nur jener älterer Bruder blieb, den ich schon erwähnte, und von dessen Braut ich Ihnen später schreiben will.

In den ersten Jahren meines Lebens, war meiner Aeltern Schicksal, wie in den vorhergehenden, voll Stürme und Wechsel. Immer stellte mein Vater Neues her, dessen Früchte er aber nie selbst genoß. Durch die Verhältnisse gedrängt, mußte er seine Erfindungen immer so schnell als möglich Spekulanten überlassen, die sie (gewöhnlich im Auslande) zu ihrem großen Vortheil verwertheten, während er mit dem kleinen Gewinn vorlieb nehmen mußte, eine Zeitlang die Subsistenz seiner Familie gesichert zu sehen, und die Mittel zu neuen Proben und Versuchen in Händen zu haben. Erst nach Jahren kamen manche seiner Erfindungen im Fache der Gasbeleuchtung und der Dampfbenützung, die Früchte seiner wissenschaftlichen Forschungen, aus England wieder zurück, und er hatte nun den Lohn, die Würdigung seiner Ideen zu erleben, wenn ihm auch kein anderer Lohn geworden war.

Endlich glaubte er manche seiner Erfindungen, für sich selbst sichern zu sollen. Seine Ideen über Zucker- und Branntwein-Erzeugung waren zur Ausführung reif, er stellte Ab-

dampfungen her, errichtete hydraulische Werke, und arbeitete ununterbrochen, an neuen Erfindungen im Bereiche der Dampfmaschinen und ihrer Sicherheit; aber auch im Bereiche der Electromagnetik. Er war jetzt ein Mann, der nicht nur die Achtung, sondern auch die Bewunderung aller besaß, die ihn kannten. Er war im eigentlichsten Sinne des Wortes, Gelehrter und Künstler, gleich groß als Mechaniker, Mathematiker, Chemiker und Physiker. Er war Inhaber der wichtigsten Privilegien, und Mitglied wissenschaftlicher Gesellschaften; aber — er erndtete die Früchte seines Strebens nicht ein. Sein Loos war nun zwar nicht mehr drückend, aber bis an das Ende (kurz nach meiner Verehelichung) sehr bescheiden. — Er war zu aufrichtig, um nicht manches seiner Geheimnisse zu früh zu verrathen, zu eifrig für die Wissenschaft, um nicht durch Widerspruch und Zweifel, die das Unmöglichscheinende trafen, sich zur Belehrung, und zur Erklärung seiner Erfindungen hinreissen zu lassen. Zu gutmüthig, um denjenigen, der seine Erfindungen ihm abgeschwatzt und sich zugeeignet hatte, der Hinterlist anzuklagen, — freute er sich oft, zu sehen, daß der oder jener, der noch vor kurzem irgend eine seiner Ideen, als unausführbar bestritten, sie nun eingesehen, und mit einem Privilegium für sich gesichert habe. Er rügte manche Kleinigkeiten, die bey ihm noch besser waren, und fügte lächelnd hinzu: Hätte er mich gefragt, ich hätte ihm das auch noch gesagt, es ist jetzt schon einerley.

Freylich war meine Mutter nicht ganz seiner Meinung, sie beklagte oft den Verlust einer Erfindung die ihm reichen Gewinn versprochen hatte, den sie nun Fremden brachte, aber er beruhigte sie immer mit einer neuen, noch wichtigeren

Sache, oder damit, daß er vor der Hand noch nicht Zeit gehabt hätte, jenes auszuführen.

Ich muß abbrechen, um noch in Kürze über Herminen etwas zu schreiben, so heißt das Mädchen, an dem ihre Frage so viele Theilnahme verräth. Daß Hermine von Mayer, meines Bruders liebende, und geliebte Braut war, ist der Umstand, der meine Theilnahme für sie in Anspruch nimmt. Sie war siebenzehn Jahre alt, nicht sehr groß, und ungemein zart von Gestalt. Ihre Züge ebenfalls von äußerst zarter Schönheit; ich kannte sie nicht persönlich, glaube aber nicht zu irren, wenn ich sage: daß sie flachsblondes Haar, und dunkelblaue, fast schwarze Augen hat, so zeigt sie ein Porträt, das ich vor mehr als zwey Jahren, bey meinem Bruder sah. Dieser Letztere betrauerte ihren Verlust, mit unendlicher Wehmuth, bis vor kurzem ein Brief von ihr, an meine Cousine Julie in Wien, ihren — wenn auch kurzen Aufenthalt daselbst, zeigte, und von ihrem Leben Nachricht gab.

Wir hatten die Aermste todt geglaubt, da ein Tags vor ihrer Hochzeit (im April 1844,) in ihrem Zimmer zurückgelassener Brief, uns ihren Tod in den Fluthen anzeigte, und hatten eine darin geäußerte Eifersucht, dieses eben so schwärmerischen als leidenschaftlichen Mädchens, für ein bloßes Fantom ihrer Einbildungskraft gehalten. Ihr Brief an Julien, erklärt uns die Sache auf eine traurige Weise, und überzeugt mich, daß ich selbst zum Theil die Schuld ihrer Flucht trug. Von ihrer jetzigen Existenz weiß ich nur, daß sie unter dem Nahmen Clara, bey einer Dame lebt; — wo, das mag Gott wissen. Mein Bruder hofft sie durch die Zeitung, zur Bekanntgabe ihres Aufenthaltes zu bewegen; und hat alles gethan, um ihren Aufenthalt bey Wien auszuforschen; allein

es war bis jetzt vergebens. Sie hat es wahrscheinlich vermieden sich nahmentlich anzugeben.

Der Raum drängt mich zum Schluße, mit stetem Interesse

Ihre

Freundin

v. S**.

Sechs und sechzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Hauptmannin Kolmar.

Gratz am 9. Nov. 1846.

Meine theure Amalie!

Selten wird wohl ein Brief eine so unerwartete Wendung erhalten, als es bey Ihrem Letzten der Fall ist; denn nicht immer lächelt uns ja das Glück, indem es die Spuren erlittener Kränkungen, mit weicher Hand von unserm Antlitz wischt. Ich weiß nicht wo ich beginnen soll, um Ihren Brief zu beantworten, — vielleicht sollte ich auf den ersten Theil Ihres Schreibens gar nichts erwiedern? — Aber nein, Sie könnten daraus entweder Theilnahmlosigkeit oder wenigstens Mangel an Aufrichtigkeit entnehmen; und ich will ja, daß Sie in mir die immergleiche, aufrichtige Freundin finden sollen!

Zuerst also meinen Glückwunsch; für Sie meine Freundin, und für die holde, liebliche Rosa! Möge dieß theure Mädchen so glücklich werden, als es nur immer an der Seite

eines geliebten Gatten möglich ist; und mögen Sie von nun an Ihr Glück, wenn auch nicht mehr in dem Besitze und dem Anschauen, aber in dem Glücke dieser geliebten Tochter finden!

Wie sehr bedaure ich Sie, über die unliebe Erfahrung, die Sie so kurz vor Herrn L**s Ankunft noch gemacht hatten. Nichts ist schmerzlicher als unsere Menschenkenntniß an Individuen scheitern zu sehen, denen wir geneigt waren. — Wie sehr empfinde ich daher mit Ihnen, daß es Sie sehr bitter und hart berühren mußte, sich in dem Baron geirrt zu haben Darf ich Ihnen sagen, meine Theure, was ich noch überdieß dabey dachte? — Sie suchen vergebens Ihre vortheilhafte Meinung, über den Baron zu beschönigen; und von der Einwirkung der Eitelkeit fern zu erklären; denn wirklich mußte derselbe, Ihnen persönlich nicht ganz gleichgültig seyn; und Ihr Blick nicht jene unbefangene Klarheit haben, die allein im Stande ist, uns über Menschen zu enttäuschen, deren Aeußeres angenehm auf unsere Sinne, oder auf unsere Sinneswerkzeuge wirkt. — Sie scheinen nicht bemerken zu wollen, daß der Baron nicht Ihrer schönen Tochter allein, sondern auch Ihnen selbst förmlich die Cour machte, und ist denn dieß letztere erstaunlich? — Kann es Sie wundern, wenn ein Mensch, dem es nur um interessanten Zeitvertreib zu thun ist, eben so wohl einer Frau huldigt (deren Schönheit noch keineswegs verblüht ist,) — als einem jungen Mädchen? Wohl Ihnen, meine Amalie, daß Ihre Entrüstung gegen den gefährlichen Verführer, so groß ist, um Sie vor der Thorheit zu sichern, zu der die Göttin der Gelegenheit, Sie unbewußt — schon hingerissen hatte! — Vor der nähmlich, zu der Eitelkeit, Gefallsucht und

Unüberlegtheit (am seltensten vielleicht vorsätzliche Untreue) so viele Frauen hingerissen hat; — Ihren Ruf, Ihre Herzens- und Gewissensruhe Menschen anzuvertrauen, die ihnen nichts entgegensetzen können, als fade, ja überdieß noch unerlaubte Huldigungen. Wohl Ihnen, wenn die mütterliche Liebe, wenn Gefühl für Tugend und Recht Sie von einer Gefahr zurückrufen, die um so größer war, je weniger Sie dieselbe ahneten! — Dank dem guten Genius, der Rosa's Unschuld und die Ruhe ihres Herzens in einer so gefährlichen Probe erhielt, als Sie jetzt gestehen müssen, daß Ihre „Einführung in die Welt" es für jene werden konnte.

Sie scheinen über die Kühnheit jenes Lieutenants erstaunt, der, ohne irgend eine Auszeichnung erhalten zu haben, es dennoch wagt, um ein Mädchen zu werben, dessen Liebe er doch nicht hoffen darf; — und ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie diese Kühnheit eben so erstaunlich, als beleidigend finden. Denn worauf konnte die Hoffnung auf Rosa's Besitz bey diesem Menschen sich gründen, als auf den Glauben (den vielleicht Ihre eingeschlagene Lebensweise rechtfertigte), — es sey Ihnen darum zu thun, Ihre Tochter, wie man zu sagen pflegt: an den Mann zu bringen. — Sehr löblich ist der Vorsatz, der vielleicht dieser bittern Erfahrung zum Theil sein Entstehen verdankte, — Ihre Tochter zu keiner Verbindung zwingen zu wollen, und sehr aufrichtig das Geständniß, daß Sie dieselbe vielleicht doch — mit Bitten bestürmt hätten! — Meine Amalie, hätten Sie dadurch nicht gerade Ihrem früher geäußerten Vorsatze entgegen gehandelt? — gibt es nicht eine Art indirecten Zwang, der im moralischen Sinne, und also noch gefährlicher

wirkt, als wirklich physischer Zwang, vor welchem Letzteren das Gesetz die Unmündigen schützt?!

Ihre Unruhe und Niedergeschlagenheit war an jenem Tage so groß, daß Sie sich Vorwürfe machten, eine Sache hintertrieben zu haben, die zu dem Glück Ihrer Tochter hätte gereichen können; und so sehr ich auch dieß letztere billige und begreife, so könnte ich Ihnen doch Ihren folgenden Zweifel: „Soll ich um Emil fragen?“ — nicht mit Ja beantworten. Es gibt eine Zartheit, die uns verbiethet, irgend einen Schritt zu thun, der uns den Bewerbungen des andern Geschlechts aussetzt, näher bringt, oder auch nur diese beschleunigt. Und sind wir nicht unsern Töchtern dieselbe zarte Rücksicht schuldig, wie uns selbst? — Sie konnten also Frau v. Lange besuchen, da Sie ihr einen Besuch wirklich schuldig waren, allein um Emil fragen, durften Sie nicht.

Und nun zu diesem letzteren; — mit seiner ganzen Erscheinung, mit der Art seiner Galanterie, und endlich mit seiner überraschenden Bewerbung bin ich zufrieden. Ich sehe in ihm einen jungen Mann, dem es nicht an Festigkeit des Charakters fehlt, der so gut weiß, was und warum er will, daß entgegengesetzte Hindernisse ihn nicht sogleich auf andere Gedanken bringen, der also auch höchst wahrscheinlich Beständigkeit genug hat, um einer Frau treu zu bleiben, die er liebt, und die nicht unterlassen wird, ihre Liebenswürdigkeit für ihn zu erhalten. — Derselbe Umstand jedoch, der Sie unangenehm berührte, seine Aehnlichkeit nähmlich mit dem Baron, hat mir und gewiß auch Ihnen, Rosa's Erröthen bey der Erscheinung des Letzteren erklärt, in dem Sie einen Beweis zu finden glaubten, daß er ihr nicht gleichgültig sey.

Und konnte nicht dieß Erröthen noch einen andern Grund haben, den Sie nicht zu beachten scheinen? — Ist es nicht zu vermuthen, daß ein Mensch wie dieser, das arme Kind durch Zweydeutigkeiten in Verlegenheit setzte; die sie, wenn auch nicht verstanden, doch geahnet haben kann? — Ich finde es sehr unrichtig, wenn man behauptet, das wahrhaft unschuldige Mädchen dürfe über Zweydeutigkeiten nicht erröthen. Man muß nur Unschuld mit Einfalt verwechseln, um dieß zu behaupten; denn nur die Einfalt, nur eine völlige Ignoranz über den Begriff, den wir mit diesem Worte verbinden, bringt vollkommene Gleichgültigkeit mit sich, — während die Unschuld schon bey dem Gedanken an die Möglichkeit eine Zweydeutigkeit zu hören, ein schamhaftes Erröthen bewirkt. Und muß nicht ein kluges und gebildetes Mädchen diese Möglichkeit aus Ton und Miene des Sprechers entnehmen, wenn es zugleich zartfühlend ist? — Sie sehen nun wohl, warum ich Sie so nachdrücklich vor solchen flüsternden Unterhaltungen warnte; und ich glaube, daß Sie mir nicht Unrecht geben können.

Mit inniger Rührung erfüllte mich die Schilderung Ihrer Gefühle am Throne des Allerhöchsten; es sind die Empfindungen einer Mutter, einer Christin, die Ihre Tochter zärtlich liebt, und den Schritt, dem sie ihre Tochter entgegenführt, zu würdigen weiß. Die nicht leichtsinnig ihren Vortheil gegen das Glück ihrer Tochter auf die Wage legt, sondern den Ersteren ganz aufzuopfern bereit ist, sobald es gilt, das Glück derselben zu entscheiden. Ich sah eine Mutter vor mir, die nicht in eitler Freude, ihre Tochter gewählt zu sehen, den Ernst und die Wichtigkeit dieser Wahl ganz vergißt, — wie es heutzutage so gewöhnlich ist! — Denn wo sind die Mütter, die um das

Glück, um die Herzens- und Gewissensruhe ihrer Töchter weiter besorgt sind, als bis zum Hochzeitstage? —

Glauben nicht die meisten, ihre Schuldigkeit gethan zu haben, sobald sie ihre Töchter zum Altare führten, und fällt es ihnen ein, daran zu denken, ob dieselbe auch an der Hand dessen, der heute als galanter Bräutigam an der Seite ihrer Tochter steht, das Glück des Lebens, und an ihm einen treuen, liebens- und achtenswerthen Gatten finden werde? Sind nicht die meisten schon zufrieden, wenn ihre Tochter nur eine sogenannte anständige Parthie macht, und vollends, wenn sie durch Vermögen oder sonstiges Einkommen die Existenz Ihrer Tochter in pecuniärer Hinsicht gesichert glauben? — Ist nicht den meisten der Charakter oder die Charakterlosigkeit ihres künftigen Schwiegersohnes gleichgültig? — Ja denkt man nicht oft vor der Hochzeit schon mit der größten Gleichgültigkeit an eine Trennung, wenn man ein gemeinschaftliches Leben unleidlich finden sollte, und berechnet im Voraus die Vortheile, die man dennoch durch den Eintritt in diese Ehe erlangt, und unter denen der, den Titel einer Frau erlangt zu haben, gewöhnlich oben an, steht. — „Und wenn er Dir durchaus zuwider ist, so kannst Du Dich ja wieder scheiden lassen, und bist doch wenigstens eine Frau!“ — Sucht nicht auf diese Weise manche Mutter ihr Kind zu einer Wahl zu bestimmen, die dem Herzen ihrer Tochter entgegen ist? — und kann man sich wundern, so viele unglückliche Ehen zu sehen, wenn man den Leichtsinn betrachtet, mit dem sie geschlossen werden?

Wohl der guten Rosa, daß sie eine in dieser Hinsicht so christlich, so edel denkende Mutter hat. — Das Wenige, das Sie mir von Rosa's Stimmung schreiben, zeigt mir in ihr ein

Mädchen, wie es seyn muß. Ein Mädchen, das in solcher Lage laute, lärmende Lustigkeit äußert, kann nur unüberlegt oder leichtsinnig seyn; — ein Mädchen hingegen, das gar keine Fröhlichkeit verräth, das ernst und gedankenvoll, wohl gar in Thränen herumschleicht, zeigt wenig Liebe gegen den, der es wählt, und einen zur Schwermuth geneigten Charakter; so wie diejenige, die nun plötzlich sich erhebt, und die Nase höher trägt, wenig Liebe, aber desto mehr Eitelkeit und Stolz, als die Beweggründe ihrer nahen Verbindung vermuthen läßt.

Bringen Sie der liebenswürdigen Rosa meinen herzlichen Gruß und Glückwunsch, sie lebt ja jetzt die seligste Zeit des Frauenlebens; — diejenige, von der unser Lieblingsdichter singt: O daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!

Leben Sie indessen wohl, mit herzlicher Theilnahme und in Erwartung eines baldigen Schreibens, das mir den Brautstand Ihrer Tochter meldet,

Ihre

Sophie von S**.

Sieben und sechzigster Brief.

Frau Hauptmannin Kolmar an Frau v. S**.

Wien am 15. November 1846.

Meine treue, theilnehmende Sophie!

Was Sie in Ihrem Schreiben vom 9. d. M. erwarteten, erhalten Sie jetzt. Die Nachricht von der Verlobung meiner

Tochter, — Gott gebe, daß dieses theure Kind so glücklich wird, als es nach allem zu hoffen steht; — sie muß dann sehr glücklich werden, viel glücklicher, als ihre Mutter es war! — Seit drey Tagen ist L** wieder fort, da seine Geschäfte ihn dringend nach Triest riefen. Am 10. war die Verlobung, zu der ich die kleine Zahl meiner näheren Bekannten und Verwandten, und unter ihnen, wie Sie denken können, Frau v. Lange eingeladen hatte, um so mehr, da, wie ich durch seine eigene Aufrichtigkeit erfuhr, sie es war, die Emil über den Umstand, der ihm allerdings bekannt geworden war, nähmlich darüber, daß Rosa seit einiger Zeit von jungen Männern umschwärmt, und an öffentlichen Orten gesehen werde, vollkommen beruhigt hatte, — indem sie ihm Bürgschaft leistete, daß diese Lebensart nicht Rosa's Wahl, und sie dessen ungeachtet höchst sittsam und ganz unverdorben sey.

Rosa war wirklich nach dem Wunsche der edlen Gräfin v. C**. mit der von ihr erhaltenen, schönen Perlenschnur geschmückt. O meine Freundinn, wie soll ich Ihnen das Gefühl beschreiben, mit dem der Gedanke mich erfüllt: Meine Tochter ist Braut! — Es ist ein Gefühl, dem ich keine Worte geben kann, es ist ein Gemisch von Freude und Wehmuth, von Stolz und Demuth! — Freude, wenn ich des künftigen Glückes meiner Tochter, Wehmuth, wenn ich der so baldigen Trennung gedenke; — Stolz, bey dem Blick auf die wirkliche Liebenswürdigkeit meines Kindes, — Demuth, bey der Erinnerung, wie wenig ich für die Charakterbildung eines Kindes gethan, dessen glückliche Anlagen sich fast von selbst entwickelten. Aber wie vieles ist auch an ihrer Bildung für das Leben noch unvollendet. — Im Clavierspielen, Singen, Tanzen und in Sprachen ließ ich sie unterrichten; in

weiblichen Arbeiten ist sie ziemlich bewandert; aber kann sie auch kochen, eine Haushaltung führen, und endlich, hat sie auch nur den leisesten Begriff von der Pflege und Wartung kleiner Kinder? —

Aber auch durch meinen geäußerten Zweifel, ob Rosa wohl im Stande seyn werde, einer Haushaltung vorzustehen, ließ Emil sich nicht abschrecken, und seinen dringenden Bitten nachgebend, mußten wir die Hochzeit auf den 25. d. M. festsetzen. „Sie wird genug zu thun haben, sich für's Erste an mich zu gewöhnen, und sich in die Rolle der Gattin einzustudieren," war seine Antwort — „ich werde nicht verlangen, daß sie sogleich auch eine vollendete Hausfrau seyn soll. — Ich werde Anstalten treffen, die sie Anfangs von den belästigendsten Sorgen befreyen sollen, und werde ihr Zeit lassen, durch Zeit und Uebung zu werden, was sie doch nur durch Zeit und Uebung werden kann!"

Ich kann nicht läugnen, daß dieser Grundsatz mir gefällt, denn — sollte nicht zum Theile der Spott und die witzelnde Sticheley, mit der junge Ehemänner über die zersottenen Klösse und angebrannten Suppen ihrer jungen, unerfahrenen Frauen losziehen, daran Schuld seyn, daß diese oft ihr ganzes Leben lang nicht kochen lernen? indem sie nicht den Muth haben, und sich schämen, Proben fortzusetzen, die am Ende gewiß durch Uebung zur Kenntniß und zum Ziele geführt hätten. Ueberhaupt scheint dieser Mensch die seltene Gabe zu haben, zu gleicher Zeit von Herzen verliebt, und doch dabey ganz vernünftig zu seyn. — Und doch kann ich das Erstere trotz des letzten Umstandes nicht bezweifeln; nicht aus dem Dringen auf die baldige Verbindung allein (dem ja auch andere Ursachen zum Grunde liegen könnten; obwohl sein in glaubwürdigen Papie-

ren ausgewiesenes Vermögen meine Erwartungen sehr übersteigt), aber auch aus der wahren, ungekünstelten, oft beynahe an's Kindliche gränzenden Aeußerung seiner Zärtlichkeit. Am Abende der Verlobung war er nach seinem eigenen Ausdrucke in einem Rausch von Entzücken. „Sie sind noch viel schöner, meine Rosa, sagte er unter anderem, als ich sie mir vorstellte, obgleich ich Sie mir bereits so schön dachte, daß der Gedanke an die Möglichkeit, von Ihnen ein Körbchen zu bekommen, mich rasend machen konnte!"

Da haben mich nun die verliebten Redensarten meines künftigen Herrn Schwiegersohnes so aus dem Text gebracht, daß ich erst wieder nachlesen muß, um mich zu besinnen, was ich noch sagen wollte. — Ich komme also wieder auf die zersottenen Klösse und angebrannten Suppen zurück. — Ich war jetzt Willens, Rosa wenigstens die kurze Zeit über, die sie noch vor sich hat, kochen lernen zu lassen, und hatte schon den Platz in einer Grafenküche für sie erwählt, wohin sie gehen sollte. Allein Frau von Lange mißrieth mir dieß. „Rosa wird ihre jetzt so kostbare Zeit verlieren, meinte sie, und am Ende doch um nichts klüger seyn, als jetzt. Dieß bewährt sich bey den meisten Mädchen, die dem Gebrauche nach, als Bräute, in fremde, vornehme Küchen zur Lehre gingen."

Frau v. Lange rieth dagegen, sie zu Hause noch das Mögliche und Nöthigste lernen zu lassen. Ich nahm daher auf ihren Rath, nebst meiner ohnehin geschickten Köchin, noch eine Andere, die zugleich die Vorbereitungen zur Hochzeitstafel treffen und meine Tochter in allem unterrichten wird. Daß auf diese Art auch manches Ueberflüssige und Unnöthige gekocht wird, können Sie denken, und ich verschenke dann wieder, was für den Augenblick zu viel ist; aber ich sehe ein, daß es auf diese

Art am ersten möglich seyn wird, den vorgesetzten Zweck zum Theil noch in so weit zu erreichen, als es die kurze Zeit erlaubt. Es kommt nur darauf an, sagt nähmlich Frau v. Lange, und es ist dieß die Hauptsache, daß Rosa so viel davon lernt, um später als Frau sich selbst weiter ausbilden zu können. Also eine Anleitung zur Selbstbildung in Absicht auf die Kochkunst.

Sie wird nicht in dem Falle seyn, selbst kochen zu müssen, aber es wird ihr nöthig seyn, zu beurtheilen, ob ihre Mägde eine Sache ohne Fehler kochten, oder worin der Fehler liegt. Sie wird nicht nöthig haben, Torten oder sonstiges Gebäcke selbst zu rühren, einen Schnee selbst zu schlagen, wie sie es in solchen Küchen zum großen Zeitverluste muß, ohne dadurch etwas zu lernen; aber sie muß wissen, daß es nicht einerley ist, ob man alle Species auf einmahl mischt, oder ob diese Mischung nur nach und nach, und in welcher Ordnung sie geschieht. Sie muß wissen, wenn eine Sache gar gebacken ist, auf welche Weise man sie abkühlt, und welcher Unterschied zwischen dem eben aus dem Ofen kommenden und dem bereits abgekühlten besteht. Zur Beurtheilung des Gekochten ist Feinheit und Uebung des Geschmackes die Hauptsache, — und da Rosa diese Feinheit des Geschmackes ohnehin in so ferne besitzt, daß sie aus dem Geschmacke einer Speise auf deren Ingredienzien zu schließen vermag, so erübrigt nur ein praktischer Unterricht, der sich auf das Betasten und auf das Erkennen des Aussehens der gewöhnlichsten Teiggattungen erstrecken muß.

Sie können denken, meine Sophie, daß meine Zeit jetzt sehr beschränkt und vielfältig in Anspruch genommen ist, denn die Zeit bis zur Hochzeit ist so kurz, daß ich kaum hoffen kann, mit der Ausstaffirung bis dahin fertig zu werden, obgleich ich

und Rosa in der Zeit, die vom Kochenlernen erübrigt, immer mit Einkaufen und Zuschneiden beschäftigt sind. — Unser Arbeitszimmer gleicht einer öffentlichen Nähanstalt, denn eine Menge Nähterinen sind mit den vorgegebenen Arbeiten beschäftigt, so daß ich selbst die Zeit zu dem gegenwärtigen Schreiben nicht fände, wenn nicht der heutige Feyertag eine Unterbrechung dieser Arbeiten veranlaßt hätte.

Mein Mann fühlt sich die letztere Zeit wieder sehr leidend, es scheint, daß Gemüthsbewegungen, wie sie diese Zeit mit sich brachte, ihn zu heftig ergriffen, und seine Gesundheit erschütterten; wenigstens ist dieß die Meinung des Arztes, der noch überdieß vor allen Diätfehlern warnt, und darauf hinzudeuten scheint, daß das zu bewegte Leben, das wir einige Wochen hindurch führten, auf seine Gesundheit nur nachtheilig wirken konnte. Jetzt bey der so nahe bevorstehenden Hochzeit unserer Tochter ihn vor allen Ausnahmen und Gemüthsbewegungen zu bewahren, ist wohl nicht ganz möglich, aber wenn diese vorbey ist, und wir Beyde dann wieder (ein uns Beyden trauriger Gedanke) — allein sind; — dann soll es mein einziges Geschäft seyn, ihn zu pflegen; — gewiß, meine Freundin, nie soll die Huldigung eines Fremden mich in der Treue gegen einen Gatten wankend machen, der vielleicht nie so sehr meine Liebe besaß und verdiente, als Emil die Liebe und das Herz meiner glücklichen Rosa besitzt, und zu verdienen scheint, — dem ich aber am Altare ewige, eheliche Treue schwur!

Ich bin bereit, mich loszusagen von allem Umgange mit Männern; — auch der Baron, — ich habe ihm bereits angedeutet, daß ich der Freundschaft entsagen, und nur meiner ehelichen Pflicht leben würde! — Ja, meine Freundin, ich muß es Ihnen gestehen; dieser Elende hätte viel-

leicht unter andern Verhältnissen, oder wenn ich nicht Mutter gewesen wäre, mir gefährlich werden können.

In mir wogt ein Meer abwechselnder Gefühle, vergebens strebe ich erschöpfend zu schreiben, da überdieß Zeit und Raum mich drängen. O wie viel hätte ich als Mutter meiner Rosa noch zu sagen, aber auch dieß bin ich nicht im Stande, und der Hochzeitmorgen wird mich noch ungewiß finden, welche Lehren ich meiner Tochter über ihr bevorstehendes, eheliches Verhältniß geben soll! — Mit übervollem Herzen schloß ich am Morgen nach der Verlobung Rosa in meine Arme, ich glaubte ihr so viel sagen zu müssen, und ich brachte nichts hervor, als die wenigen Worte: Du bist Braut, meine Tochter; sey als Gattin so glücklich, als Deine zärtliche Mutter es wünscht. — Sey fromm und gut, wie Du es immer warst, — sey nachgebend und sanft gegen Deinen Gatten, thue alles, um Dir seine Liebe zu erhalten, und opfere lieber Alles, als den häuslichen Frieden. — Hüthe Dich, auf irgend eine Art die Achtung Deines Gatten zu verscherzen, hüthe Dich daher vor jeder Vernachlässigung Deiner selbst; — sey auch im Ausdruck der höchsten Liebe immer schamhaft und keusch, so wird Dein Ehestand so glücklich seyn, als er nach Gottes Absichten es werden soll!" — Ich brach in Thränen aus, indem ich weiter sprechen wollte, und auch Rosa lag schluchzend an meinem Herzen!

Meine Tochter wird das nächste Mahl etwas anschließen, bis dahin

Ihre

tiefbewegte Freundin

Kolmar.

Acht und sechzigster Brief.

Frau v. S** an Julie Western.

Gratz am 16. Nov. 1846.

Meine arme Julie!

Mit recht herzlichem Bedauern las ich den Schluß Deines letzten Schreibens, denn ich kann mir denken, wie Dir zu Muthe seyn muß, wenn Du Deinen Bruder, ohne ihn sogleich zurückrufen zu können, auf Irrwege gerathen siehst! —

Längst hätte ich Dein Schreiben beantwortet, wenn nicht zum Theil kleine Kränklichkeiten, und dadurch sich häufende Arbeiten, zum Theil aber auch Briefe, die eine augenblickliche Erwiederung heischten, mich gehindert hätten. — Doch heute soll mich nichts mehr aufhalten. — Es ist gewiß, daß es Deine Pflicht ist, dem Vater über eine Sache die Augen zu öffnen, die, wenn sie unbeachtet bleibt, Deinen Bruder, diesen leichtsinnigen Jüngling, der nun aber vielleicht nur eben jetzt mehr noch zu retten wäre, in's Verderben stürzen, und zeitlich und ewig verloren seyn lassen könnte! — Nichts ist gewisser, als daß hier sehr ernste Maßregeln zu ergreifen sind, wenn Alex, der vielleicht zum Theil durch böse Gesellschaften verführt ist, nicht — vom Leichtsinn zum Verbrechen übertreten soll! Vielleicht ist es noch möglich, sein Ehrgefühl zu wecken, und unter strenger Aufsicht zur Pflicht zurückzuführen. Noch ist er jung (wenn ich nicht irre, sechzehn Jahre alt),

noch ist nicht alle Hoffnung verloren, wenn mit Entschiedenheit und Umsicht gehandelt wird. Theile also so bald als möglich Deinem Vater alles mit, was Du bisher bemerken konntest, jedoch bitte ihn früher auf eine feyerliche Art um Verschwiegenheit, und darum, daß er selbst sich von allem, wo möglich überzeugen möchte, bevor er seinen Sohn strafe, oder auch nur beschuldige. Daß Du alles thun wirst, um den Vater, ohne ihn zur Nachsicht zu bewegen, und die nöthige Strenge zu hindern; zur Verzeihung zu bewegen, darf ich mit Zuversicht von Deinem Schwesterherzen hoffen; das diesen jungen Menschen noch liebt, und für ihn zittert, obgleich er es nicht um Dich verdient hat!

Doch nun zu einem heitern Gegenstande, die lustige Julie wird mir sonst zu tiefsinnig, und am Ende gar melancholisch. Den Anfang hast Du schon gemacht; — ich rathe Dir, Mädchen, reiße Dich aus dieser zu häufigen Einsamkeit los! Du gestehst mir zu, daß sie Dich menschenfeindlich machen könnte; und zeigst gleich darauf in einer kritischen Schilderung Deiner Cousinen, daß sie Dich nicht nur das, sondern wirklich auch schon recht altklug machte. Man muß zwar gestehen, daß Du recht hast; — ja so sind die Mädchen wirklich, aber nicht nur unsere Cousinen; — blicke hin, wo Du willst, Du wirst überall genug Modelle zu Deiner Zeichnung finden; — und — mit allem Klügeln wirst Du es nicht ändern! — Sie sind einmahl Mädchen! das ist ja an und für sich schon die Entschuldigung für tausend Thorheiten, und wenn es auch erfreulich ist, mitunter ein denkendes Mädchen unter einer Schaar von gewöhnlichen zu finden, so muß sie doch nicht überklug thun, und wo es gilt, in Gottes Nahmen Thorheiten mitmachen, um ihre Fügsamkeit in eine Welt zu bewei-

sen, die gerechte Ansprüche auf die Fügsamkeit eines Wesens hat, das in ihr nur eine Nebenrolle spielt!

Nebenher hast Du eine Bestätigung für meine schon früher angedeutete Vermuthung, daß Du als Künstlerin eben nicht ein ungetrübtes Glück hoffen darfst. Wenn es Dich schon jetzt kränkt, entweder keine Anerkennung Deiner Kunst zu finden, oder doch mit Menschen ohne Kunstsinn umgehen zu müssen, wie wird es Dir erst gehen, wenn Du noch Ausgezeichneteres leisten wirst, und die Menschen dieselben bleiben werden. — Ich sage Dir, es ist gar nicht gut, wenn wir Frauen – es in irgend etwas anderem zur Vollkommenheit bringen, als — im Christenthume, und in unsern Berufspflichten und Berufsarbeiten. Wir sollen nicht Künstlerinen und Virtuosinen seyn, und wenn wir es sind, — wird es uns glücklich machen?

Was Du von Deiner Schwester und ihren Kindern schreibst, bestätigt meine Vermuthung, und was Du bey dieser Gelegenheit über geschwisterliches Verhältniß bemerkst, zeigt Nachdenken und gesunden Menschenverstand. Es ist eine Ergänzung zu dem, was ich Dir über diesen Gegenstand schrieb. — So recht, Julchen, nur keinen Unterschied unter Deinen Kindern, sie haben alle Raum in Deinem warmen Herzen, und wenn es ihrer ein Dutzend wären. Da habe ich Dich nun ertappt, Du Sophistin! Siehst Du, daß Dir die Stimme Deines Herzens Deine Bestimmung zuruft, auch wenn Du es wegläugnen willst, daß Du ein Weib bist, und Sinn für Familienglück hast!

Ein herzliches Lebewohl von

Deiner

Cousine

Sophie v. S**.

Neun und sechzigster Brief.

Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**.

*bey Salzburg am 16. Nov. 1846.

Du Beste Deines Geschlechtes!

Fast scheint es, als ob selbst das Schicksal Deiner Unwiderstehlichkeit sich beugen müßte; denn was Du mir für Ferdinand gewünscht, — es ist erfüllt, und was so schwer zu finden wäre, ist ungesucht gefunden! —

Auf der Heimreise von Wien nähmlich, hielt ich mich, wie Du aus meinem Schreiben v. 15. Sept. *) ersehen mußtest, einen Tag in Linz auf, und der Zufall wollte, daß wir dort einen jungen Mann (Offizier) kennen lernten, dessen Regiment nach Salzburg bestimmt war. Da meine freundliche Wirthin mir zu Liebe, wie Du aus meinem Schreiben sahest, am Abende vor meiner Abreise eine Gesellschaft versammelte, so konnte ihm das Ziel unserer Reise nicht fremd bleiben, und er bath, in mein Haus eintreten zu dürfen, da seine Bestimmung ihn nach Salzburg rufe. Eine Bitte, die ich mit Vergnügen gewährte, da Graf Deuxponts eine solche Auszeichnung zu verdienen schien.

Zu Anfange October kam er wirklich mit seinem Regimente hieher, und besuchte uns. Unlängst fügte es sich, daß er unser Gast wurde, und ich fand bald, daß dieser junge Mann

*) Es ist nicht da.

ganz das sey, was Du mir mit so vielem Rechte, als ich es Dir jetzt noch mehr, als im ersten Augenblicke, zugestehen muß, für meinen Ferdinand wünschtest. — Er ist ein eben so guter Christ, als liebenswürdiger Weltmann, und steht noch überdieß meinem Sohne, der als neunzehnjähriger, dem Militärstande gewidmeter Jüngling, sich seinen Beyfall zu erwerben suchen muß, in einer Stellung gegenüber, die ihm imponirt, denn er ist nicht nur Graf, der letzte Sprosse einer alten, französischen Familie, sondern überdieß, trotz seiner Jugend, bereits Major. — Höre mich, und Du wirst Dich mit mir freuen!

Ich beobachte gewöhnlich, wenn ich Gäste habe, die mir nicht näher bekannt sind, die Vorsicht, das Tischgebeth, das ohnehin nur still verrichtet wird, zu unterlassen; und war eben zweifelhaft, was ich in dieser Hinsicht thun sollte, da ich des Grafen Denkungsart zwar bisher als die edelste kennen gelernt, aber doch seine Ansichten über Religion nicht genug beurtheilen konnte. Louise, die sich sehr oft über Rücksichten hinwegsetzt, riß mich aus meiner Ungewißheit, indem sie mit jener anspruchslosen Haltung, mit der es täglich geschieht, das Kreutzzeichen machte, und ihre Hände zum Gebethe faltete; worin ich ihr nun folgte. Aber auch der Graf folgte ihr, indem er einen Blick voll Verehrung oder Beystimmung, wie ich es nennen soll, auf sie warf (den sie indeß nicht bemerkte), dann den Blick einige Momente auf seine über der Stuhllehne gefalteten Hände senkte, und indem er ihn wieder erhob, mit einer Ungezwungenheit, die wohl errathen ließ, es geschehe nicht zum ersten Mahle, ein leichtes Kreutz schlug, und sich gegen uns verbeugte. Es ist sonderbar, daß dieser einfache Act selbst auf mich einen erhebenden Eindruck machte; aber Du wirst es glauben, wenn Du Dir in dem Grafen einen schönen, jungen Mann vorstellst,

dessen edle Züge schon für sich einen imponirenden Eindruck machen, der durch die edle Gestalt, und den stolzen militärischen Anstand, (denn seine Kleidung war Civil,) noch mächtig unterstützt wird.

Ferdinand war glühend roth geworden, aber er wagte es nicht, sich heute einer Pflicht zu entziehen, der selbst der Major, unser Gast, sich unterworfen hatte. — Das war noch nicht Alles.

„Ich bin angenehm überrascht, nahm der Graf bey Tische das Wort, in Ihrem Hause, gnädige Frau, eine Sitte wiederzufinden, die aus den Kreisen der höheren Gesellschaft, allmählig zu schwinden begann, und möchte ich sagen, beynahe schon verschwunden ist. Es scheint fast als schäme man sich, der Erinnerung an den, dessen Gaben wir genießen wollen, oder wenigstens als schäme man sich, durch irgend ein äußerliches Zeichen, diese Erinnerung zu gestehen.“

„Vielleicht ist es auch nur, nahm Ferdinand das Wort, der ohne Wissen und Willen des Sprechers, sich getroffen fühlte, ein Anschließen an die Sitten und Gewohnheiten der Welt in der man lebt, das diese scheinbare Lauheit mit sich bringt; und uns einer Sitte entfremdet, die nicht mehr die unsers Zeitalters ist.“

„Baron Ferdinand hat Recht, fuhr der Graf fort, indem er sich an mich wandte, wir schämen uns besser zu seyn als unsere Zeitgenossen, wir fügen aus Schwäche, uns in die Sitten und Gewohnheiten der Welt, wir entsagen Gebräuchen, deren Heiligkeit wir nicht läugnen können, und entziehen uns so nach und nach, eine mächtige Stütze, — die Uebung der Religion. — Sie sind nachdenkend, Fräu-

lein? — welcher Gedanke fesselt Ihren Geist?“ setzte er gegen Louisen gewendet hinzu.

„Ein ganz unbedeutender, erwiederte diese mit der höchsten Aufrichtigkeit, denn ich dachte nur wie schön es sey, seine eigenen Ansichten, in der Seele eines Fremden wiederzufinden.“

„Wohl dem, in dessen Ansichten Ihre schöne Seele, den entfernten Wiederhall findet; rief der Graf mit einem Feuer, das ganz seiner Jugend entsprach, und mit einem Blick voll Begeisterung auf Louisen; der das Mädchen hoch erröthen machte, weil sie jetzt erst fühlte, sie sey zu aufrichtig gewesen.

Ich war dem Mädchen insgeheim böse, denn das Gespräch nahm eine andere Wendung, und kam heute auf diesen mir so wichtigen Gegenstand, nicht mehr zurück.

Indessen war ich einmahl nach Salzburg gefahren, und hatte durch die Verhältnisse gedrängt, meinem Beichtvater die mütterliche Sorge mitgetheilt, die mein Herz beschwerte. Du weißt, daß ich im Winter immer, (durch seine Verfügung,) einen Priester zur Besorgung des Gottesdienstes, im Schloße zu Gaste habe; da sowohl für uns selbst, als auch für das Gesinde und die Unterthanen, der Weg in das nächste Kirchdorf im Winter zu beschwerlich ist. Allein diese Priester, (gewöhnlich Quieszenten,) sind nicht immer so, wie ich sie meinem Ferdinand gegenüber wünschen muß.

Mein Beichtvater ist ein Mann, ganz so, wie Du mir ihn zum Vertrauten und Rathgeber in dieser Sache schilderst. Er war früher Domprediger gewesen, und hatte als solcher, eben so sehr, durch die Schönheit als die Kraft seiner Rede, einen ungeheuern Zudrang, des höhergebildeten Publikums erzweckt; dann versah er zwey Jahre lang, das anstrengende

Amt eines Fürsterzbischöflichen Hofkaplans, und wurde vor nicht langer Zeit, als Domherr in das hiesige Domcapitel aufgenommen.

„Es ist nicht so leicht, sagte er nach einer Pause des Nachdenkens, und es bedarf Ueberlegung um einen Priester zu finden, der Ihren Sohn recht behandeln wird. Aber ich werde nachdenken, und jedenfalls Demjenigen, den ich Ihnen schicken werde, die geeigneten Verhaltungsregeln geben. — Vielleicht werde ich selbst, Sie oft besuchen, da die Anstrengung der letzten Jahre meine Gesundheit sehr erschütterte, und ich bereits von unserm väterlichen Oberhirten, dem Fürsten, die Erlaubniß habe, einige Monathe ausschließend der Ruhe, und der Pflege meiner schwankenden Gesundheit zu widmen.

Mit dieser Hoffnung schied ich; und es war am Tage vor Allerheiligen, als ein Reisewagen in unsern Hof vorfuhr, und der würdige Domherr ausstieg. — Ich komme mit Sack und Pack, rief er mir und Louisen zu, als wir erfreut ihn zu begrüßen eilten, ich selbst werde diesen Winter über, Ihr Gast seyn.“ Denke Dir nun, meine theure Schwägerin, meine Freude und Beruhigung.

Der Domherr hat für gut gefunden, zwischen sich und Ferdinand, der ihm mit etwas scheuer Ehrfurcht begegnet, keine Erklärung, über Religion und deren Uebung herbeyzuführen, er ignorirt im Gegentheile vollkommen, des Jünglings freysinnige Denkungsart, und behandelt ihn genau so, und mit demselben Wohlwollen, mit dem er uns Allen stets entgegen kam.

Ferdinand ist seit einiger Zeit stiller und verschlossener als je, doch wagt er es nicht, sich an Sonn- und Feyertagen, von dem heiligen Meßopfer auszuschließen, dem der

Domherr gewöhnlich, die Vorlesung des Evangeliums und eine kurze Betrachtung über den Inhalt und den Sinn desselben, folgen läßt.

Ich muß schließen, nächstens ein Mehreres über diesen Gegenstand, von

Deiner

besorgten Schwägerin
Antoinette v. Seeheim.

Siebenzigster Brief.

Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**.

*bey Salzburg am 18. Nov. 1846.

Das lebhafteste Interesse meine theure S**, führt mich wieder an den Schreibtisch. Welch ein Mann war Ihr Vater! ist es möglich, daß man ihn unter die Zahl der gewöhnlichen Menschen rechne? — Welch ein Geist mußte es seyn, der aus den Kreisen des Alltäglichen trat, und dessen Genie allen Stürmen zum Trotze, sich eine siegreiche Bahn zu brechen wußte. Ist es nicht die Existenz eines Weltgeistes, die Sie mir schildern? — Das Streben eines jener ausgezeichneten Männer, die alle Verhältnisse verachteten, und sich selbst die ihrigen schufen?! — Nein, das war kein gewöhnlicher Gelehrter, er war mehr, — er war wirkliches Genie!

Und doch, ist es denkbar, daß man — aber ich weiß, daß Sie mir vergeben werden, wenn ich meinen Gedanken

Ihnen mittheile; und ich spreche ihn daher aus. — Als wir zum erstenmahle zu Gratz bey Frau Baronin v. M** uns trafen, (es waren eben noch mehr Visiten da) war die Hausfrau so gütig, gegenseitig bekannt zu machen, eine Sitte, die zwar nicht immer gleich Mode ist, aber doch nie ganz untergeht, weil sie so viel angenehmes für sich hat. Ich erfuhr also, Sie seyen Frau v. S**, und nebenher, Sie seyen die Nichte des Herren Regierungsrathes v. B**. — „Sie ist, setzte eine Dame hinzu, deren Nahme mir entfallen ist, indem sie sich zu mir herüber beugte, und mir in's Ohr raunte, (eine Sitte, die im höchsten Grade unanständig, und doch so häufig ist) — sie ist, Dame bourgoise.“ — So, erwiederte ich etwas überrascht durch diese angelegentliche Mittheilung, ich glaubte zu hören, daß man ihren Gemahl Ritter v. S** nannte? — „Ja wohl, erwiederte sie leise, ihr Gemahl ist von Adel, aber sie, — eine Bürgerstochter!“

Ich erwiederte nichts weiter, aber ich wandte mich an Sie, denn es schien mir schon damahls, als ob mein Geist eine größere Verwandtschaft mit dem Ihrigen, als mit dem jener Kasten-Seele habe. Nun sehe ich aber aus Ihrer Erzählung, daß Ihr Vater keineswegs Bürger im gewöhnlichen Sinne, sondern eigentlicher, ein Gelehrter und ein Mann der Wissenschaft war, da er kein bürgerliches Gewerbe ausübte. — Wenn es wahr ist, daß er Bürger unserer Kaiserstadt war, kann dieß auf ihn selbst, oder seine Tochter einen Schatten werfen, zu einer Zeit, wo unsere ausgezeichnetsten Männer stolz auf den Titel Bürger, auf das Ehrenbürgerrecht, — viel kleinerer und unbedeutenderer Städte sind? — Doch warum sich ereifern, über die gleichgültigste Sache von der Welt. Wären Sie darum weniger, könnte es Ihren

Werth schmälern, wenn Sie selbst die Tochter eines Landmannes wären? — Hebt Ihr Geist, Ihre Erziehung, Sie nicht über Vorurtheile hinaus, die Ihr Verstand vertheidigt, während Ihr Herz ihnen widerspricht? — Und Ihre Mutter! — welch eine Frau mußte sie seyn; — welch eine Fülle geistigen Lebens in sich tragen, um in dem Kampfe gegen eine Außerwelt nicht zu erliegen, der jeden minder starken Geist zu Boden drücken mußte!

Doch Sie haben mir noch mehr, des Interessanten geschrieben. Was Sie mir über Herminen schreiben, hat meine Theilnahme so sehr in Anspruch genommen, daß ich nicht umhin kann; — zwar es ist Thorheit, — wie wenn meine Hoffnung mich täuscht! — aber nein, sollte es auch nur eine leere Hoffnung seyn, so will ich doch diese wenigstens mit Ihnen theilen! — Ja, meine Freundin, aus dem von Ihnen Gesagten, keimt für mich eine Hoffnung, die mich unendlich entzückt, die Hoffnung, — Herminen zu entdecken! Ich wage es noch nicht, mehr darüber zu sagen, aber ich will forschen, fragen, und wenn es wahr ist, daß das Mädchen mit blonden Haaren und dunkelblauen Augen, dieß schöne, interessante Mädchen, von dem ich nichts weis, als daß sie sich Clara nennt, — dieselbe ist, die Sie suchen, o wer ist dann glücklicher als ich, der es gelang, sie Ihnen zurückzuführen! — Bis dahin, schweig' Louise, es ist ja möglich, daß Alles dich täuscht, und warum in diesem Falle, der Freundin, eine bittere Täuschung bereiten?

Also keine Gewißheit, meine S**, nur eine Vermuthung! Was Sie mir über meinen Vorsatz hinsichtlich des Grafen schreiben; zeigt mir den Kampf der Freundschaft, mit Erfahrung und Vernunft. Ihr Herz wünscht die Mög-

lichkeit mich einst an seiner Hand glücklich zu sehen, die Ihr Verstand wegläugnen muß. — Doch nein, es bleibt dabey, mein Entschluß ist gefaßt, eine Liebe zu unterdrücken, die nicht bestehen kann und darf; aber ich habe ein Mittel gefunden, mich dennoch des Glückes zu freuen, das sein Umgang mir verspricht; — ich will ihm — Freundschaft widmen! — Ist nicht die Freundschft ein eben so zartes, inniges Gefühl als die Liebe? und wer sagt mir, was ich für ihn empfinde; that ich nicht vielleicht Unrecht, meinem Gefühle für den Grafen, den Nahmen einer Empfindung zu geben, die ich nicht kenne? während die Freundschaft, ein bereits in meinem Busen so heimisches Gefühl, mir näher lag.

Bald mehr, von

Ihrer

Louise v. Seeheim.

Ein und siebenzigster Brief.

Rosa Kolmar an Herrn Emil L**.

Wien, 18. Nov. 1846.

Mein theurer Freund!

So ergreife ich denn, meinem Versprechen gemäß die Feder, Ihr gestern erhaltenes, liebes Schreiben, das ich, darf ich es sagen? — mit freudeklopfendem Herzen, aus den Händen meiner guten Mutter empfing, zu erwiedern. — Aber was soll ich Ihnen erwiedern? Die Versicherung unwandelbarer Liebe, die Sie mir darin aussprechen, — viel-

leicht, — aber diese Versichrung ist nur eine Wiederhohlung, da ich sie bereits feyerlich am Tage unserer Verlobung gab.

Sie schreiben mir von den Anstalten, an denen Sie mit geschäftiger Liebe arbeiten, mir eine freundliche Existenz zu verschaffen; von der Wohnung in die Sie mich als Herrin und Hausfrau, als Ihr zweytes Leben, einführen wollen; — was soll ich Ihnen darauf erwiedern? Daß auch ich mich bemühe, alles was in meinen Kräften steht, und was die kurze Zeit mir erlaubt vorzubereiten, kann ich wohl versichern; aber ich kann Ihnen nicht verbergen, daß ich zwar mit inniger Liebe, aber dennoch mit ängstlich klopfendem Herzen, Ihrer so nahen Wiederkehr gedenke, — Ich fühle immer mehr, daß mir noch so vieles fehlt, um Pflichten zu übernehmen, die zu ernst sind, als daß ein denkendes Mädchen, sie leichtsinnig und mit stolzem Selbstvertrauen übernehmen dürfte.

Je mehr man mir von den Pflichten einer Hausfrau sagt, desto mehr fühle ich, daß ich noch unfähig bin, alles zu leisten, was mein neuer Stand fordern wird. — Werde ich bey meiner Jugend, im Stande seyn, dem Gesinde vorzustehen? — wird meine geringe Vorkenntniß in der Kochkunst genügen, — und wird nicht überall meine Unerfahrenheit mir Hindernisse entgegenstellen, die das reifere, erfahrenere Mädchen, mit Leichtigkeit überwindet? — Wie oft werde ich wohl Ihres Rathes, Ihrer Nachsicht bedürfen, und von Ihrer Liebe, die Ergänzung dessen erwarten müssen, was ich vollkommen zu leisten, nicht im Stande war.

Mit mehr Zuversicht, verspreche ich Ihnen eine gute Gattin zu werden, bin ich auch wenig mit den Pflichten einer solchen vertraut, so sagt mir doch mein Herz, daß innige

Liebe, — eine Liebe die alles überwindet, in frohen und trüben Stunden sich gleich bleibt, — die ersteren versüßt, die letzeren aufhellt; — der Grundstein einer glücklichen Ehe sey. Wie glücklich bin ich, diese Liebe nicht erst durch Vernunftgründe erwecken zu müssen; wie glücklich durch gegenseitig freye Wahl, — eine von unsern Aeltern gebilligte Wahl, in Verbindung mit einem Manne zu treten, der so sehr meine Achtung und Liebe verdient! — Wie leicht muß es mir werden, meine Pflicht als Gattin zu erfüllen, wenn sie nach den Gesetzeu unserer heiligen Kirche, nichts weiter fordert, als unverbrüchliche Treue, Gehorsam und Fügsamkeit in billige Forderungen, und den redlichen Willen, so viel es in unsern Kräften steht, die Sorgen des Gatten zu erleichtern und zu theilen.

Mit kindlichem Zagen, denke ich an Ihre verehrte Mutter, — wie wird sie mich aufnehmen? — Wird sie gern eine Tochter empfangen, die des Sohnes Liebe ihr zuführt, und die alles thun wird, um ihre mütterliche Liebe zu gewinnen und zu verdienen? — Mit frohem Vertrauen, hoffe ich Gottes Beystand und Segen, sonst würde ich bey dem Gedanken, an die Trennung von meiner eigenen, so gütigen, so theuren Mutter zittern. Gott wird ihr, und mir Kraft geben, eine Trennung zu übertragen, die unsere Erste ist, und nun so nahe bevorsteht.

In der Erwartung unsers baldigen Wiedersehens, mit bräutlicher Liebe

Ihre

Rosa.

Von der Mutter Hand.

Auch ich halte es für meine Pflicht, Ew. Wohlgeboren geehrtes Schreiben an mich, und die Empfehlung an meinen Gatten, zu erwiedern. Es spricht sich darin eine so ungeheuchelte Liebe für meine Tochter aus, daß ich mit weniger bangem Herzen, an die Trennung von diesem theuern Kinde denke, da ich überzeugt bin, sie an Ihrer Hand glücklich zu sehen. — Nein — keine Klage soll, wie Sie fürchten, Ihr Glück trüben; — soll ich murren, eine Tochter zu verlieren, da ich wußte, Gott habe mir dieß theure Pfand nur anvertraut, daß ich sie ihrer Bestimmung zuführen sollte!?

Sie schreiben von Ihrem Bestreben, meiner Tochter ein Loos zu biethen, das, wie Sie sich ausdrücken „Ihrer Vorzüge würdig sey," aber was Sie davon schreiben, läßt mich fast besorgen, daß Sie in diesem zärtlichen Streben, Ihre Kräfte übersteigen werden. Thun Sie dieß ja nicht, und vergessen Sie nicht, daß eine zärtliche Gattin, eben so gern ein bescheidenes, als ein glänzendes Loos, mit dem Erwählten ihres Herzens theilt. —

Mein Mann empfiehlt sich Euer Wohlgeboren, und ich verbleibe mit wahrer Achtung

Ihre

mütterliche Freundin.

Amalie Kolmar.

Zwey und siebenzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Hauptmannin Kolmar.

Gratz am 21. Nov. 1846.

Nehmen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch, theure Amalie, und den meines Gatten, der gleich mir, den innigsten Antheil an diesem frohen Ereignisse nimmt.

Gewiß, Ihre theure Rosa wird sehr glücklich seyn, aber sie verdient auch ein so vollkommenes Glück, als ich es ihr verbürgen möchte. — Was Sie von Ihren eigenen Empfindungen schreiben, spricht so warm zu meinem Herzen, daß ich Sie dafür an meine Brust drücken möchte. Es sind die Gefühle einer zärtlichen, aber auch bescheidenen Mutter. — Nicht alle Mütter, denken in gleicher Lage, so wie Sie; — wie viele gibt es, die in der bevorstehenden Verbindung ihrer Tochter, — in dem Gedanken: sie ist Braut! — nichts als einen Triumph ihrer Eitelkeit sehen, die sich blähen, weil ihre Tochter gewählt ward, ohne daran zu denken, ob sie auch im Stande seyn werde, die Erwartungen dessen zu rechtfertigen, der sie wählte.

Was Sie über die Grundsätze und bescheidenen Ansprüche Ihres künftigen Herrn Schwiegersohnes schreiben, gefällt mir, und mit dem, was Sie über Spott und Sticheley junger Ehemänner sagen, kann ich nur einverstanden seyn; so wie ich in Betreff auf das Kochenlernen, ganz die Meinung der Frau v. Lange theile.

Mit Bedauern lese ich, was Sie von dem Befinden Ihres Gemahls schreiben, so wie der schöne Vorsatz und das Geständniß, das Sie anschließen, mich mit herzlicher Achtung erfüllt. Muth, meine Freundin, Sie werden den schönsten Triumph Ihrer Tugend feyern; wenn Sie es über sich gewinnen, einen Umgang abzubrechen und aufzugeben, der Ihre Ruhe gefährden könnte. Ohne Kampf kein Sieg! — glauben Sie nicht, daß dieser Sieg darum kleiner sey, weil Ihre erste Jugend verblüht ist; — nein, Sie sind eben jetzt in einem gefährlichen Alter, in jenem, wo der Begriff „ehelicher Treue" seine Bedeutung zu ändern pflegt, weil die eheliche Liebe, allmählig in Freundschaft überging, wo also nicht mehr, des Gatten Eifersucht, eine Schutzwehr um uns bildet, und wo die meisten Frauen ihre Pflicht als Gattin erfüllt glauben, und mit größerer Freyheit sich dem Umgange mit dem andern Geschlechte überlassen, weil sie denselben nicht mehr gefährlich für sich glauben. Wo das Herz sich den Eindrücken der Freundschaft rücksichtslos überläßt, einer Freundschaft, deren Gift allgemach unsere bessere Ueberzeugung besiegt, und einwiegt, das Gewissen einschläfert, und erst dann bemerklich wird, wenn die moralische Kraft gebrochen, der Weg zur Rückkehr abgeschnitten ist. — O wie viele Frauen, die in der Jugend ihre Keuschheit und eheliche Treue zart bewachten, die in der Jugend kühne Bewerbungen von sich ferne zu halten wußten, und als Muster weiblicher Sittsamkeit und ehelicher Treue dastanden, erlagen später im Kampfe gegen ein Gefühl, das unter dem Nahmen Freundschaft sich unbeachtet in ihr Herz geschlichen hatte! — O könnte ich doch alle Frauen warnen, — allen zuru-

fen: Hüthet Euch, — glaubt Euch nicht sicher in Eurer Tugend, denn die Zeit des Kampfes ist noch nicht vorüber!

Wie schön zeigt sich zuletzt wieder Ihr Mutterherz, in dem, was Sie Ihrer Tochter am Morgen nach der Verlobung sagten. Wie sehr verschieden ist es von dem, was wohl die meisten Mütter in dieser Hinsicht thun. Denkt man wohl daran, eine Braut zur Nachgiebigkeit und Sanftmuth, zur Erhaltung des häuslichen Friedens zu ermahnen, und Ihr diese zur Pflicht zu machen? Worin bestehen die Belehrungen gewöhnlich, die man Töchtern für ihr eheliches Verhältniß gibt? Heißt es nicht gewöhnlich: Denke daß Du seine Frau, und nicht seine Sclavin bist; ergreife gleich anfangs die Zügel, denn sonst schleicht sich mancher Mißbrauch ein, der später schwer zu beseitigen ist. Richte Dir Dein Hauswesen so ein, daß Du nicht nöthig hast, Deinem Manne von jedem Groschen Rechenschaft zu geben, die Männer brauchen nicht alles zu wissen; dagegen sey auch nicht läppisch, und laß ihm seine Freyheit außer dem Hause. Man muß die Männer nicht immer zu Hause haben wollen, sonst werden sie Stubenhocker und Topfgucker, und sind uns überall im Wege. Laß aber ja Dein Recht nicht aus den Händen, — besser der erste Verdruß als der letzte, ꝛc.

Wie edel sind dagegen die einfachen Lehren, die Sie Ihrer Rosa gaben, — o meine Amalie, Ihr Herz ist schön, und Sie haben ein richtiges Gefühl, möchten Sie beyden immer folgen, und nicht durch äußere Umstände sich bestimmen und irreleiten lassen.

Es umarmt Sie mit herzlicher Liebe und nochmahligem Glückwunsche

Ihre

Freundin

Sophie v. S**.

Drey und siebenzigster Brief.

Frau von S** an Rosa Kolmar.

Gratz am 21. Nov. 1846.

Meine liebenswürdige Freundin!

Ich kann den Brief an Ihre theure Mutter nicht siegeln, ohne ein Blättchen an Sie beyzulegen; — mit recht herzlich freundschaftlicher Theilnahme, erfuhr ich, daß Sie Braut sind! — Braut! — es liegt so viel zartes in diesem Stande, er biethet und umschließt so viel Schönes, daß wir seine, gewöhnlich, und besonders bey Ihnen, meine Rosa, so kurze Dauer, fast bedauern würden, wenn es nicht in unserer Macht stünde, auch den Ehestand, auf dessen Schwelle wir stehen, durch Zartheit und Schönheit der Empfindung zu schmücken! Das Weib, das seine Zartheit, seine Delicatesse, im Umgange mit dem Gatten nie verliert, wird für ihn immer schön, immer neu seyn!

Sie meine Rosa sind eine der Glücklichen, die durch angeborene Liebenswürdigkeit, und zur andern Natur gewordene Zartheit, das Glück ihrer Ehe dauerhaft begründen können. Sie treten in den Ehestand, mit dem festen

Willen Ihren Gatten zu beglücken, — Sie werden ihn auch beglücken, denn wahrlich es steht in unserer Macht, ob unsere Ehe glücklich oder unglücklich seyn soll. Sehr selten nur kann eine Ehe unglücklich werden, so lange die Gattin, den redlichen Willen und die glückliche, durch Nachdenken und Charakterstudium erkaufte Gabe, hat, das Glück ihrer Ehe zu bewahren. Selbst ein Mann, der vor der Ehe lasterhaft war, wird nur selten im Stande seyn, der Tugend einer Gattin zu widerstehen, die mit sanfter Gewalt, ihn aus den Schlingen böser Gesellschaften, in den stillen, der Tugend geweihten Kreis der Häuslichkeit zieht! — Wie schön ist aber Ihr Loos, an der Seite eines geliebten, und Ihrer Liebe so würdigen Gatten.

Nehmen Sie also meinen Glückwunsch, liebes, theures Mädchen, bald hoffe ich Sie als Gattin an der Seite des Geliebten zu sehen, da Ihre Reise in die neue Heimath, Sie über Gratz führt; und gewiß werden Sie auch die Mutter Ihres Gemahls kennen lernen, die in der Nähe von Gratz begütert, und mir entfernt bekannt ist.

Genießen Sie bis dahin, alles Glück und alle die schönen Freuden, die in dem Zeitraum der nächsten Tage sich drängen, mit dem frommen Sinne, einer christlichen Braut! und schenken Sie Ihre Freundschaft noch ferner

Ihrer

zärtlichtheilnehmenden

Sophie v. S**.

Vier und siebenzigster Brief.

Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**.

*bey Salzburg am 22. Nov. 1846.

Meine schwesterliche Freundin!

Die innige Ueberzeugung Deiner Theilnahme, führt micht wieder zu Dir; mein Mutterherz öffnet sich der Hoffnung wieder, der schönen Hoffnung, einen Sohn, für den ich zittern mußte, gerettet zu wissen. Doch ich muß erzählen, um Dir zu zeigen, worauf meine Hoffnung für Ferdinands Rückkehr beruht.

Du weißt aus dem letzten Briefe, welchen edlen, geistlichen Freund ich unter meinem Dache habe. — Der Domherr ist im Umgange eben so liebenswürdig und heiter, als er am Altare erhebend und würdevoll ist. Sein Ton ist eben so entfernt, von dem schüchternen Zimperlichthun, mancher nicht durch Umgang gebildeter Priester, als von der Lustigkeit jener, die, um den Ruf eines guten Gesellschafters, und jovialen Geistlichen zu erhalten, oft die, ihrem Stande gesetzten Schranken überschreiten. Ferdinand, der den größten Theil des Tages mit der Fortsetzung seiner militärischen Studien beschäftigt ist, und ihn möglichst vermeidet, sieht ihn gewöhnlich nur bey Tische.

Der Graf von Deuxponts, von dem ich Dir neulich schrieb, und der uns im Laufe des Monaths November einige Mahle besucht und so den Domherrn bereits kennen gelernt

hatte, war heute wieder einmahl unser Tischgenosse. Es ist sonderbar, nahm der Graf das Wort, als man sich zur Tafel gesetzt hatte, daß man Ihrem Stande, hochwürdiger Herr, seine Achtung im Allgemeinen dadurch bezeigt, daß man Sie, so viel möglich vermeidet, oder wenn man das nicht thut, oder nicht thun kann, doch eine ernstere Haltung beobachtet, so lange man in Ihrer Sphäre athmet.“ — (Ferdinand ward wieder glühend roth.)

„Das kommt vielleicht daher“, erwiederte der Domherr lächelnd, indem er das Eingeschlossene nicht zu bemerken schien, — „weil man uns im allgemeinen für Freudenstörer hält; und vielleicht ist das zum Theil unsere eigene Schuld; indem wir ein ernstes, strenges Aeußeres anzunehmen pflegen, das den Weltmenschen unfreundlich berührt; das aber vielleicht durch unsern Beruf zu erklären und zu entschuldigen ist, da es bey keinem Stande so schwer seyn möchte, den richtigen Ton im Umgange zu treffen, als bey dem unserigen. — Der Soldat, der Staatsmann, der Handels- und Geschäftsmann jeder Art darf nach vollendeten Berufsgeschäften seines Standes im Kreise einer Familie und im geselligen Leben vergessen und vergessen lassen; er darf ganz Mensch seyn, — der Priester allein darf das nie. Er hat keine Familie, in der er es könnte, und er darf es nicht in den geselligen Kreisen, oder er thut es zum großen Schaden der Religion, deren Würde aufrecht zu erhalten seine Pflicht ist.“

„Es ist,“ erwiederte der Graf (aber ich muß so unangenehm das in Briefen klingt, der Kürze halber den Dialog einführen, und die Sprechenden durch Buchstaben bezeichnen), es ist vielleicht eben so sehr die Pflicht des Soldaten, den edeln Charakter seines Standes stets zu behaupten, doch ich gestehe,

daß der Monarch gewiß weniger dabey leidet, wenn der Soldat in Momenten seines Berufes vergißt, als die Religion durch unwürdige, ihres Standes vergessende Priester vor den Augen der Menge leidet."

D. Weil man bey jenem Ersteren den Menschen von seinem Stande trennt; der Letztere ist uns davon unzertrennlich.

Gr. Es ist vielleicht so, aber es sollte nicht so seyn, und in den Augen des Gebildeten wird es auch nicht seyn; wenn es aber ist, so kommt es wohl nur daher, weil, wie Sie eben sagten, jeder Andere in dem Kreise einer Familie lebt, oder leben kann und soll; — der Priester nur steht allein, warum das, — auch er soll Familien-Vater seyn.

L. Das ist auch mein Gedanke, die Aufhebung des Cölibates würde das ändern.

D. Aendern wohl, aber auch bessern? Würde nicht im Gegentheile das Ansehen der Kirche sehr darunter leiden, wenn ihre Diener in Familien-Verhältnissen befangen, mit minder ruhigem Herzen durch häuslichen Unfrieden, häusliche Sorgen bedrängt, den Gottesdienst verrichteten. Würden die Priester in größerem Ansehen stehen, und endlich auf das Vorige zu kommen, würde man nicht doch immer in ihnen Priester sehen, würden sie nicht auch als Hausväter strenger beurtheilt werden? — Würden sie nicht als solche eben so gut, — mackellos dastehen sollen, und wenn das nicht wäre, wenn ihre Ehen unzufrieden, ihre Frauen und Töchter nicht Muster der Zucht, nicht die besten Wirthinen, oder wenn sie, wie das gewöhnlich bey Frauen ist, die nicht die feinste Bildung haben, — Klatscherinen wären; — würde nicht jeder Flecken ihrer Familien auf sie zurückfallen, und das priesterliche Ansehen vermindern? Würde also nicht eben so sehr, als jetzt, die Reli-

gion darunter leiden? — Der Priester soll, er darf keine andere Liebe kennen, als die Nächstenliebe und den erhöhten Grad derselben, die Freundschaft.

Ich. Es scheint fast, als ob in dieser Sache sich eben so viel dawider, als dafür sagen ließe; — so viel indessen glaube ich, daß zu dem richtigen Benehmen eines Priesters ein höherer Grad von Bildung gehört, als in den übrigen Ständen; und daß die Mehrzahl derselben auf einer zu niedern Bildungsstufe steht, um nicht in manchen Fällen die Würde der Religion zu gefährden, oder ihr einen strengen, finstern Anstrich zu geben.

Gr. Ich glaube, daß Euer Gnaden Recht haben, aber der hochwürdige Domherr wollte noch etwas sagen, und gibt die Schuld unsers Benehmens gegen seinen Stand nur zum Theil dem Benehmen desselben. Ich glaube auch, daß dieß nicht alles ist; und daß selbst dem würdigsten Priester, mit ganz tadellosem Benehmen, — ich glaube, daß selbst Ihnen (sich an ihn wendend) eine große Anzahl von Menschen mit einer Scheu begegnet, die gewiß nicht eine Folge ihres menschenfreundlichen Benehmens, sondern nur durch ihren Stand bewirkt ist.

D. Ich wollte sagen, daß eine große Zahl von Menschen uns vermeidet, weil sie überhaupt nicht an die Religion und an die Uebung derselben, an den Gottesdienst, erinnert seyn wollen, da sie in ihm nur einen lästigen Frohndienst sehen, und seine hohe Bedeutung nicht erfassen.

L. Und ich glaube, daß dieser Punkt bey weitem der wichtigere, — daß dieß der Hauptgrund ist; man entzieht sich den Pflichten, — der Uebung der Religion, und flieht daher auch ihre Diener.

Gr. Gewiß, aber ich bin überzeugt, daß die wenigsten dieser Schwächlinge, die sich große und freye Geister dünken, weil sie die Fesseln einer Religion abgeworfen, deren Schutz sie doch genießen wollen, die Wichtigkeit ihres Schrittes bedenken, — daß sie nicht mit Vorsatz und vollem Bewußtseyn einer Religion entsagten, deren Lehren so schön sind, daß selbst der Vandale sie empfinden muß.

F. Vielleicht beurtheilt man sie auch zu streng, wenn man ihnen diese Absicht zum Grunde legt, während nur ihre religiösen Ansichten ihnen den ceremoniösen Theil unserer Religion entbehrlich scheinen lassen; jedoch ihr Lebenswandel der rechtlichste, und ganz den Forderungen und Vorschriften des Christenthums genügend seyn kann.

D. Sie haben Unrecht, Baron, derjenige der sich den Vorschriften unserer Religion entzieht, entsagt gewissermassen dem Christenthume, wenigstens dem Katholicismus; er ist daher abtrünnig von seinem Glauben, wenn er auch nicht den Muth hat, ihn öffentlich abzuschwören, — entweder, um wie der Herr Graf bereits sagte, nicht ihrem Schutze und den Vorrechten, die sie ihm gewährt, entsagen zu dürfen, oder auch, um nicht die Verachtung einer Mitwelt auf sich zu laden, die selbst dann einen Abtrünnigen verachtet, wenn ihre Grundsätze auch eine solche Strenge nicht rechtfertigen. Er kann also wohl, wenn seine Abtrünnigkeit mehr aus Leichtsinn und Unüberlegtheit, als vorsätzlich, geschah, ein guter Mensch, aber kein guter Christ seyn.

F. Es ist gewiß, daß derjenige unsere Verachtung verdient, der seine mit Ueberzeugung gewählte Religion abschwören wollte; — aber ich kann mich nicht überreden, daß derjenige, der eine nicht selbst gewählte Re-

ligion zwar beybehält, aber ihren ceremoniösen Theil, — den Gottesdienst, vernachlässigt, der Abtrünnigkeit schuldig wäre.

D. Was Sie den ceremoniösen Theil unserer Religion nennen, — der Gottesdienst, — die Uebung und das öffentliche Bekenntniß unsers Glaubens, ist so wesentlich eine Glaubenssache, daß wir, indem wir uns davon ausschließen, uns gegen die Kirche auflehnen, die wir als katholische Christen zu hören verpflichtet sind.

F. Und wenn wir, ohne es zu wissen, kaum geboren, Verpflichtungen übernommen haben, gegen deren Erfüllung im reiferen Alter unsere Ueberzeugung sich sträubt, oder deren Unwichtigkeit wir später einsehen, sollen wir darum einen Glauben abschwören, dessen Lehren wir schön finden, — weil seine Gebräuche uns entbehrlich scheinen?

L. Vielleicht sind eben jene Gebräuche das sichtbare Band, das die Glieder einer Kirche vereinigt.

D. Baron Ferdinand bezieht sich auf einen Umstand, der nicht übergangen werden darf, — auf die Unfreywilligkeit der Aufnahme in den Glauben. Freylich könnte man sagen, daß durch die Pathen das Kind vertreten wird, und durch ihren Mund seine Zustimmung gibt; aber das wäre noch kein Beweis von der wirklichen Freywilligkeit; allein die Taufe des Kindes setzt auch den Glauben der Aeltern voraus, und ihren Wunsch, dasselbe in ihrem Glauben zu erziehen. Wenn nun die Aeltern ihr Kind in ihrem Glauben erziehen wollen, so erklären sie dadurch, daß sie ihn für den besten halten, und ihn freywillig als solchen bekennen. Sie bekennen ferner ihr Einverständniß mit den Vorschriften und Gebräuchen der Kirche, indem sie ihr Kind der ersten, der Ceremonie der heiligen Taufe

unterziehen; — geschieht es also nicht freywillig, daß wir getauft werden?

F. Ich glaube ja, wenn wir nähmlich unbedingt den Willen unserer Aeltern als den unserigen erkennen.

D. Er ist der unserige. Wir alle sind getauft, ohne es früher selbst gewollt zu haben, aber uns allen ist auch durch die Taufe eine heiligmachende Gnade mitgetheilt worden, die uns für die Wahrheiten des Glaubens empfänglicher macht, als es im Allgemeinen der Heide ist. Wenn nun im reiferen Alter ein vorübergehender Zweifel an den Wahrheiten der Religion uns erfaßt, so gibt eben ihre Uebung uns die erkaltete Lebendigkeit des Glaubens wieder, und wenn wir die Sorge für ein theures Wesen übernehmen; — wenn der Jüngling Gatte wird, so fügt er sich mit schweigendem Gehorsam in die Ceremonie der Trauung, und erkennt dadurch das Sacrament der Ehe an; — den einzigen Weg, auf dem er mit der erwählten Gefährtin in eine innige, dauernde, vor Gott und der Welt geheiligte Verbindung treten kann; — und wehe dem Ehepaar, wehe seinen Sprossen, das in der kirchlichen Trauung nur eine Ceremonie sieht, — das sich nicht gefesselt glaubt durch Schwüre, die es für Gebräuche hält, und ohne Scheu Pflichten verletzt, die ihm der Eintritt in die christliche Ehe auferlegt, — eine Treue verletzt, die Religion und Menschenwürde ihm zur Pflicht machen. — Wenn endlich der Gatte Vater wird, — wenn Gott und die Natur ein theures Pfand ihm anvertrauen, wenn eine Menschenseele von seinem zweifelnden, im Glauben erkalteten Herzen ihre Bestimmung für dieß- und jenseits fordert, — wo ist der Vater, der nicht in diesem Augenblicke die überzeugende Macht der Religion empfände, — der nicht sich ge-

drängt fände, auch sein Kind in den Schooß einer Kirche zu legen, deren Sohn er noch ist, wenn auch eine innere Stimme ihn mahnt, daß er ein verlorener, ein gewissenloser Sohn war, ein Sohn, der die Wünsche und Befehle dieser Mutter längst nicht mehr achtete und erfüllte, obgleich ihre Befehle und Forderungen so leicht zu befolgen, nichts heischten, als den redlichen Willen, seinen Pflichten als Mensch und Mann von Ehre nachzukommen. Wenn wir also freywillig unser Kind durch die Taufe dem Glauben und der Kirche anvertrauen, bekennen wir nicht dadurch die Freywilligkeit unsers Glaubens und unserer Taufe?

Ferdinand war sichtlich ergriffen; — diese einfache Rede, mit der ganzen Kraft der Wahrheit gesprochen, hatte einen Eindruck auf sein schwankendes Wesen gemacht, der sich in seinen Zügen mahlte, und den gewiß die gelehrteste Abhandlung nicht so schnell und mächtig hätte bewirken können. — Aber etwas schien ihn doch nicht ganz befriedigt zu haben; und er faßte sich bald genug wieder, um ein Gespräch fortzusetzen, dem er das größte Interesse nicht mehr versagen konnte, und er fuhr fort, wenn auch mit gesenkten Blicken.

F. Wenn unsere Fügsamkeit in die Forderungen und Gebräuche der Kirche, bey den wichtigsten Anlässen unsers Lebens, — die Freywilligkeit unsers Glaubens bezeugt, wie Euer Hochwürden es eben bewiesen haben, so folgt indessen nach meiner Ansicht noch nicht daraus, daß derjenige, der den Glauben in Aeußerlichkeiten vernachlässigt, nicht seine Pflicht als Mensch und Mann von Ehre vollständig erfüllen könnte. — In wie fern könnte, um ein Beyspiel zu geben, meine Pflicht als Mann von Ehre fordern, Freytags kein Fleisch zu essen, — eine Gepflogenheit, die vielleicht aus der

Kindheit unsers Glaubens herstammt, und deren Nichtigkeit, wie mich dünkt, die Kirche selbst bekennt, indem sie durch eine Anzahl Gebethe oder durch Geldbußen sich diese Verpflichtung gleichsam abtauschen läßt; — oder wie könnte sie mich auffordern, an bestimmten Tagen (Sonn- und Feyertags) die heilige Messe zu hören?

Und in wie fern könnte, fuhr der Domherr nach einer schnell bekämpften Aufwallung des Unwillens fort, — Ihre Pflicht als Mann von Ehre fordern, Ihren Rock mit der Farbe Ihres Regimentes zu besetzen, oder wenn Sie Hofdienst haben, an bestimmten Tagen zur Aufwartung sich zu melden?

F. Euer Hochwürden bemerken ganz wohl, daß diese kleinlichen Dinge nicht so wichtig zu seyn scheinen, als unsere Unterwerfung im Allgemeinen sie bezeichnet; aber sie sind es für mich in so ferne, als meine Soldaten-Pflicht sie fordert.

D. Wenn also der Soldat, um seiner Pflicht als Mann von Ehre zu genügen, auch die kleinen oft sehr unwichtigen Obliegenheiten seines Standes erfüllen muß; — soll der Christ nicht ebenso verpflichtet seyn, alle, auch die ihm unwichtig scheinenden Vorschriften der Kirche zu beobachten? — Und ist endlich der Laie auch im Stande, die Wichtigkeit der kirchlichen Vorschriften recht zu beurtheilen? Freylich kann auch der Laie bedenken, und es gehört dazu nicht theologische Gelehrsamkeit, — daß schon das erste Geboth, das Gott selbst unsern Stammältern im Paradiese gab, im eigentlichen Sinne des Wortes ein Fastengeboth war. Es sollte zugleich ihre Enthaltsamkeit und ihren Gehorsam gegen seinen Willen erproben. Er kann ferner bedenken, daß Christus selbst durch seine eigene strenge vierzigtägige Fasten, die Veranlassung zu

unserer kirchlichen Fastenzeit gab; und überdieß, indem er sich selbst eine solche Fastenzeit auferlegte, dadurch hinlänglich die Wichtigkeit und den Werth derselben bestätigte; — er könnte ferner bedenken, daß es nicht unbillig sey, wenn wir als Christen die Leidenstage, oder eigentlich jetzt nur mehr den Freytag, als den eigentlichen Todestag unsers Herrn, durch eine kleine Entbehrung bezeichnen, ꝛc. Aber auch derjenige, der das Alles nicht bedenkt, sollte aus Gehorsam sich einer Pflicht unterziehen, die nur dem schwer scheinen kann, dem es überhaupt der Gehorsam ist. — Da nun aber in unsern Tagen sehr viele sich einer Pflicht entziehen, die ihnen unbequem ist, und deren Wichtigkeit sie nicht fassen, indem sie ganz philosophisch schließen, es werde dem lieben Gott wohl alles eins seyn, ob sie Fleisch- oder Fastenspeise äßen; so fand die Kirche, die nicht mehr im Stande war, dem Unwesen zu steuern, doch aber ihre ungehorsamen Kinder nicht verstoßen wollte, für gut „Dispensen zu geben.“ — Sie enthebt also jene, denen diese Pflicht zu schwer schien, von der vorgeschriebenen Enthaltsamkeit, und nimmt mit dem Gehorsam vorlieb, den sie durch freiwillige Uebernahme kleinerer und leichterer Pflichten gegen sie beweisen.

Ich. Was aber das Anhören der heiligen Messe an Sonn- und Feyertagen betrifft, so ist dieß, wie mir scheint, eine von der Heiligung des Sonntags ganz unzertrennliche Sache. Da diese Tage dem Andenken an Gott und der Ruhe gewidmet sind, so ist nichts natürlicher, als daß wir uns in seinem Tempel versammeln, etwa so, wie wir uns in dem Hause eines Vaters versammeln, oder wie es Untergebene im Hause eines Vorgesetzten thun.

Gr. Ja wohl, und was müßte ein Vater von unserer Liebe, ein Vorgesetzter von unserem Diensteifer halten, wenn wir ihr Haus ängstlich meiden wollten?

F. Der Herr Major sprechen hier von sichtbaren und durch eine Form beschränkten, also einschließbaren Personen. Ist es aber möglich, sich Gott — als einschließbar zu denken, und bedarf es daher eigener Häuser, zur Verehrung des Allgegenwärtigen?

D. Ihre Frage drängt sich vielleicht jedem denkenden Menschen bey der Betrachtung von Gottes Allgegenwart auf, aber wir müßten nicht Christen seyn, um sie zu thun. Ich dürfte vielleicht nur den ersten Theil Ihrer Frage widerlegen, um Sie von der Wichtigkeit der Gotteshäuser zu überzeugen; aber ich will mehr thun, ich will Ihre ganze Frage beantworten. Blicken wir in die früheste Vorzeit zurück, so werden wir finden, daß die Heiden ihren silbernen und goldenen Götzen, die Juden dem unsichtbaren Gott, Tempel und Altäre bauten. Sie fühlten also das Bedürfniß und die Pflicht einer gemeinschaftlichen Gottesverehrung. Und wir Christen sollten nicht dieses Bedürfniß fühlen? da doch ein viel mächtigeres Bindungsmittel uns zur vereinigten Andacht ruft, als Juden und Heiden? — Bey jenen waren vielleicht ihre öffentlichen Kirchenversammlungen und Andachtsübungen nur Gebräuche, — bey uns Christen sind sie mehr.

Aber wenn auch das Eine nicht wäre, das dem Christen ein Gotteshaus heiligt und unentbehrlich macht, so ist für uns überdieß die Kirche die sichtbare Versammlung der Gläubigen; die Erfüllung desselben Gebothes führt uns dort zusammen, und unser gleichzeitiges Erscheinen zu einem und demselben Zwecke, bekennt und bezeichnet uns als Glieder

Einer Kirche, als Kinder Einer Mutter, und vereinigt uns zu einer einzigen großen Gemeinschaft, — zur Gemeinschaft der Heiligen! — Ohne diese sichtbare Vereinigung würde der sinnliche Mensch sehr oft vergessen, den Sonn- und Feyertag zu heiligen, während sichtbare Zeichen seiner Schwäche zu Hülfe kommen, und in ihm den Glauben lebendig erhalten, der ohne äußerer Uebung bald immer mehr ersterben würde, wie wir es an so vielen Menschen sehen, die rechtschaffen und gewissenhaft in ihren weltlichen Pflichten, im Gehorsam gegen die Kirche lau wurden, und so nach und nach immer mehr die Lebendigkeit des Glaubens verloren. —

Aber Christus selbst wußte ja, daß er es mit schwachen, sinnlichen Menschen zu thun hatte; er wußte, daß wir sichtbarer Zeichen bedurften; darum hinterließ er uns sichtbare Pfänder seiner unendlichen Liebe, — sein Fleisch und Blut, in Brot- und Weines-Gestalt! — Unsere Kirchen sind nicht leere, verödete Häuser, wenn wir sie verlassen, es bleibt darin nicht nur, wie auf freyem Felde, die unsichtbare Gegenwart Gottes zurück, — es bleibt die wirkliche, die einschließbare, durch eine Form beschränkte Menschheit des Erlösers dort zurück. — In ihren geheiligten Hallen empfangen wir die göttlichen Sacramente, — dort, wird uns das Wort Gottes verkündet, und das Versöhnungsopfer am Kreutze durch das heilige Meßopfer erneuert. Ist es also möglich, daß wir uns Christen nennen, wenn wir das Haus Gottes meiden, das alles einschließt, was dem Christen heilig seyn muß?

Ferdinand war so beschämt, daß er nicht im Stande war, etwas zu erwiedern; — sein Gesicht glühte, — aber ich sah an seiner Miene, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte,

das er sich zu sagen schämte. — Ich glaubte, seinen Gedanken zu errathen, und kam ihm zu Hülfe, indem ich mich an den Domherrn wandte: Vielleicht ist es möglich, hochwürdiger Herr, daß selbst die priesterliche Kleidung fanatischen Brauseköpfen ein Anstoß ist; denn da sie in der That nicht dem bürgerlichen Leben angehört, so muß sie denen auffallend seyn, die den ceremoniösen Theil unserer Religion verwerfen.

Der Domherr lächelte. Es ist nichts gewisser, erwiederte er, wenn es uns auch nicht leicht einfällt, daran zu denken. — Indessen wird auch der Laie, ohne die Bedeutung der priesterlichen Kleidung zu kennen, bey näherem Nachdenken finden, daß auch die Verrichtung des Priesters am Altare nicht dem bürgerlichen Leben angehört, und endlich gestehen müssen, daß es ungleich störender wirken müßte, den Diener Gottes in Frack und Pantalons am Altare zu sehen, als in einer Tracht, die für den Gottesdienst bestimmt, der Würde der Religion angemessen ist. — Wie unanständig wäre die Verschiedenheit, die eine bürgerliche Kleidung am Altare mit sich brächte. — Der Geck im eleganten Frack, der ärmliche im abgetragenen, beschmutzten Kleide, der Greis im Pelzrock oder Mantel, der Sonderling im altfränkischen Kleide, — würden weit mehr unsere Aufmerksamkeit auf ihre Kleidung ziehen, als der im priesterlichen Ornate seine menschliche Schwäche, ja selbst seine Lebensverhältnisse uns vergessen lassende Diener Gottes.

Gr. So ist es, und ich glaube, daß ich weit eher, statt im vergoldeten Helm, der auch dem bürgerlichen Leben nicht angehört, — im runden Filzhut mein Regiment kommandiren könnte, als der Priester im Civilrocke am Altare stehen dürfte.

Das Gespräch kam nun durch eine Wendung des Domherrn selbst, auf die militärische Kleidung, auf die Moden frü-

herer Jahrhunderte ꝛc., und war bald so heiter und allgemein, daß auch Ferdinand die Augen wieder erhob, und sich in ein Gespräch mischte, das von dem früheren so sehr verschieden war.

Ich muß diesen Brief schließen, an dem ich seit gestern schrieb, und der so Wichtiges enthält. Gewiß wirst Du meine Hoffnung theilen, und Dich mit mir freuen. Lebe wohl, mit Dank und Liebe

Deine

Schwägerin

Baronin Seeheim.

Fünf und siebenzigster Brief.

Rosa Kolmar an Frau von S**.

Wien am 24. Nov. 1846.

Beste, verehrteste Frau v. S**!

Unfähig meine Gedanken genug zu ordnen, — mit einem Herzen voll nahmenloser, süßer und beklemmender Gefühle ergreife ich die Feder, um Ihnen zu sagen, daß ich schon am 26. Abends, also übermorgen, Sie zu sehen hoffe. —

Emil ist seit diesem Morgen wieder hier! was soll ich sagen, über die so schnelle Entwicklung meines Schicksals, über die so nahe Trennung von meinen guten Aeltern? — Mein Herz ist zu voll! — Dank, innigen Dank, für Ihre bisherige Liebe und Theilnahme für mich, für die schönen Beweise einer zarten, mütterlichen Freundschaft, die ich Ihnen danke; möchten Sie ferner mir Ihre Freundschaft schenken, möchte ich

noch oft Ihres weisen Rathes mich erfreuen dürfen, den ich in einer so neuen, so ungewohnten Stellung, — bey meiner Jugend und Unerfahrenheit, so sehr bedürfen werde. Mit dem festen Vorsatze, meinen Gatten (es ist ja der Mann meiner Wahl) dauernd zu beglücken, — und alle meine Berufspflichten, so viel es in meinen Kräften steht, zu erfüllen, trete ich in den Ehestand. Möge Gott mein Streben segnen, und mir seinen Beystand nicht versagen!

Das Einzige, was mein Glück trübt, ist außer der Trennung von meinen Aeltern die zunehmende Schwäche meines guten Vaters. Vielleicht wird meine Mutter mich bis Gratz begleiten, wo Sie an Ihrem Herzen einige Tage auszuruhen denkt, von dem Schmerz, eine Tochter scheiden zu sehen, und von den Mühen der letzten Wochen; allein es ist noch zweifelhaft, ob die Gesundheit meines Vaters eine solche Entfernung erlauben wird.

Wie sehr diese gute Mutter sich plagt und müht, können Sie aus Ihrer Liebe für mich schließen. Es macht ihr Freude, meine Hochzeit recht glänzend zu feyern, und Emil scheint sie in ihrem Streben unterstützen zu wollen; denn er hat mir einen Brautschmuck mitgebracht, der für mich viel zu kostbar, aber eben so geschmackvoll als reich ist. — Nur mit Mühe fand ich Zeit, diese einigen Zeilen zu schreiben, — ich eile in die Küche, es ist bald zehn Uhr Vormittags; — wie vieles ist noch einzupacken; — auch Emil, der indessen nach der ersten Begrüßung sich wieder entfernte, und auch die gute Frau v. Lange besuchen will, wird bald wieder kommen!

Meine Mutter unterbricht mich: Tausend und abermahl tausend Grüße an meine theure S**, aber schreiben kann

ich heute nicht! — Auch ich eile zum Schlusse; mit zärtlicher Hochachtung

Ihre

ergebenste

Rosa Kolmar.

Sechs und siebenzigster Brief.

Frau Gräfin v. C** an Frau Baronin v. Seeheim.

Pesth am 28. Nov. 1846.

Denke Dir, die innige Theilnahme, meine Theure, mit der ich Deine letzten Blätter durchlesen mußte. Es war mehr als Theilnahme, es war wirkliche Seelenfreude, Wonnegenuß war es mir, denn ich sah mich durch Deine ausführliche Mittheilung in die Mitte der edelsten Menschen versetzt. Ich war bey Euch im Geiste; — ich sah den Domherrn vor mir in seiner edlen, auf Religion und tiefe Menschenkenntniß gegründeten Ruhe, in seiner liebreichen, durch innere Würde verschönerten Freundlichkeit. — Ich sah Dich vor mir, — ganz Mutter, ganz Deine gewohnte Heftigkeit verläugnend, — denn Du warst und bist hier auch — ganz Christin! — Ich sah Louisen im Liebreitz ihrer Jugend und Schönheit, in lebhafter Theilnahme, — aber jungfräulich bescheiden; denn sie wagt es nicht, ihr Licht leuchten zu lassen, im Beyseyn größerer Lichter. Ich sah den Grafen vor mir, diesen edlen, schönen, jungen Mann, der sich nicht schämt, ein Christ zu seyn; — der die Kraft in sich fühlt, sein Christenthum zu bekennen;

— denn er ist frey, und sein stolzer, kräftiger Sinn sträubt sich vor dem Gedanken; gleich so vielen Schwächlingen, ein Joch abzuschütteln, das ihn nicht drückt, weil er es gerne und freywillig trägt; — aber ich fühlte auch, daß er Louisen lieben muß; diese Herzen müssen sich finden, wenn es noch nicht geschehen ist; denn sie müssen ihre gegenseitige innere Schönheit, ihren Werth empfinden. — Ich sah aber auch Deinen Ferdinand vor mir, — einen irrenden Jüngling, hingerissen in der Mitte so vieler Edlen, durch die überzeugende Macht der Religion und auf dem Wege zur Rückkehr, seiner Schwäche und seines Irrthums sich schämend.

Gewiß, liebe Antoinette, wären alle Priester, was sie ihrer göttlichen Bestimmung nach seyn sollen, aber ihrer menschlich schwachen Natur nach freylich nicht immer seyn können; es gäbe nicht so viele irrende Schafe unter der Herde Gottes. Aber wenn wir bedenken, wie viele jenen schweren Stand bloß gezwungen oder überredet ohne eigentlichen Beruf ergreifen, wie viele ihn um zeitlicher Vortheile willen wählen, und wie vielen bey dem redlichsten Willen, und selbst bey wirklichem Berufe, die Fähigkeit oder die nöthige Bildung mangelt, um das ganz zu seyn, was sie seyn *sollen*, so können wir uns weniger wundern, eine große Zahl jener *Halbgebildeten*, aber sich *Hochgebildetdünkenden*, die jetzt die Mehrzahl der Menschen, — wenigstens der Städter ausmachen, auf Irrwege gerathen zu sehen. Die Menge beurtheilt ja gewöhnlich den Kern nach der Schale; sie wird durch unreife philosophische Phrasen, die sie nicht genug versteht, und deren Sinn entweder wirklich nicht klar, oder auch nur ihr nicht klar und verständlich ist, zu Religions-Zweifeln angeleitet. Geneigt wie jeder Schwächling, eine Last abzuschütteln, die ihr schwer

scheint, und die sie abwerfen zu dürfen glaubt, wirft sie nun Eine religiöse Fessel nach der andern ab, — und steht endlich losgerissen von der Kirche, auf dem Wege zum Verderben, — ohne Glauben, aber mit dem stolzen Selbstvertrauen, auch ohne Kirche, in den Himmel gelangen zu können. —

Und wie schwer ist es nun, solche Arme zurückzuführen, da sie gewöhnlich die Kirche und ihre Diener so viel möglich vermeiden; also sich selbst die Gelegenheit nehmen, belehrt zu werden; gleichsam als fürchteten sie, ihren Irrthum zu erkennen und eine Freiheit wieder zu verlieren, von der sie wohl fühlen, daß sie nicht berechtigt sind, sie zu genießen, die sie aber nicht aufgeben wollen, weil sie ihrer Sinnlichkeit und ihrem Stolze schmeichelt.

Diese Menschen suchen im Gegentheile alles auf, was ihre gewaltsame Emancipation zum Scheine rechtfertigen kann. — Alles was je, Uebertriebenes, Mangelhaftes oder Unzulängliches, über Religion und Kirche, von irrenden oder fanatischen Menschen geschrieben wurde, lesen sie begierig, belächeln oder tadeln es, und preisen sich glücklich, durch ihre höhere Bildung und Einsicht, zu der Fähigkeit gelangt zu seyn, das Joch einer Kirche abzuschütteln, von der sie fast nur das kennen, was Schwärmer oder Enthusiasten darüber sagten. Sie bedenken nicht, daß es eben so sehr, die Sorge der Kirche ist, alle Uebertreibung zu entfernen, als der Lauheit Einhalt zu thun; und wenden ihre Blicke mit mitleidiger Verachtung auf jene Frommen, deren Frömmigkeit sich gewöhnlich auf eigensinnige Erfüllung, gewisser kirchlicher Ceremonien beschränkt, während sie durch üble Laune, Bosheit und nachläßige oder gar treulose Erfüllung ihrer Be-

rufspflichten, dem Geiste unserer Religion geradezu entgegen handeln.

Sie fühlen, daß sie in vieler Hinsicht besser sind, als jene, sie schreiben dieses Besserseyn ihrer Lostrennung von der Kirche zu, die, wie sie glauben, von uns das fordert, was sie an jenen verachten, (eine seichte, ceremoniöse Frömmeley.) — Sie glauben Gott viel näher zu stehen, seine Größe viel richtiger und würdiger zu erfassen und zu beurtheilen; wenn sie in ihrem selbstgeschaffenen Gottesdienste alles weglassen, was die katholische Kirche vorschreibt, sie wähnen sich tugendhaft, weil sie kein lasterhaftes Leben führen; — und bedenken nicht, daß sie das, und noch weit mehr seyn könnten, als sie sind, wenn sie zugleich Christen, und Kinder der Kirche geblieben wären. Sie sind zu sehr verblendet um die mächtige Lücke zu gewahren, — die in dem Kranze ihrer Tugenden, nur allein das Christenthum auszufüllen vermöchte, — sie bemerken nicht, daß die zwey schönsten, aber auch schwersten Christentugenden in ihrem Kranze fehlen, — die Demuth, — und der Gehorsam! —

Sie glauben ohne Bedenken von Formen sich lossagen zu dürfen, die ihnen entbehrlich scheinen; obgleich sie ihre Nothwendigkeit zugestehen müßten, wenn sie bedächten, daß wir der Form bedürfen, so lange wir selbst schwache, durch eine Form beschränkte und daran gebundene Wesen sind. Sie glauben sich über Formen zu erheben, indem sie von ihnen sich lossagen, und bemerken nicht, daß eben dieses Lossagen — sie in eine neue, selbstgeschaffene Form der Gottesverehrung zieht, — daß sie eben dadurch zeigen wie wichtig die Form ihnen

ist, und wie wenig sie über dieselbe sich zu erheben vermögen; — während der wahrhaft freye Mensch, — der wahre Christ, und vorurtheilsfreye Denker, in jeder Form sich frey fühlt, und über die Form sich erhebt, indem er sich folgsam ihr fügt. Wahrlich es heischt Größe, — eine Größe die nur das Christenthum gibt, sich demüthig — selbst zu beherrschen, und gehorsam — beherrschen zu lassen!

Vergib meine Schwester, diese lange Betrachtung, zu der, der Eifer und das Interesse für die gute Sache mich hinriß; und schreibe bald wieder recht viel und ausführlich, über den weitern Erfolg eines so wichtigen Gespräches.

Marie ist ruhig, und faßt sich immer mehr. — Ihr sanftes Gemüth, erschließt sich allmählich, den Eindrücken der Religion, in der sie, wie es scheint, früher etwas unwissend, und vielleicht eben deßhalb, lau war; auch hat sie an meiner geliebten Clara, eine Freundin gefunden, die sich mit mehr Interesse an sie hält, als ich dieß bisher, bey Clara's verschloßenem Charakter gewohnt bin. Doch bin ich dieser Letzteren wegen sehr besorgt, denn was seit unserer Abreise von Wien und Baden, Marie an Ruhe gewann, das scheint die arme Clara verloren zu haben. — Sollte vielleicht ähnliches Schicksal diese beyden schwärmenden Mädchen so innig vereinigen? — Aber Clara's Geliebter ist ja, wie sie mir sagte: todt! —

Fast machte ich mir schon Vorwürfe, über mein unbedachtes Versprechen, sie nie um die nähern Umstände ihrer Geschichte zu fragen; denn es ist nichts gewisser als daß dieses Mädchens Schicksale nicht ganz alltäglich sind. Auch will sie weder gesehen noch gekannt seyn, und der Umstand, daß sie sich bloß

Clara Meyer schreibt, während sie ihrem Taufschein zu Folge von Adel ist; scheint darauf hinzudeuten, daß sie ihren Nahmen so viel möglich ändern will. — Jedenfalls müssen ihre Schicksale etwas auserordentliches enthalten, — oder sie etwas zu verschweigen haben.

Sollte sie wohl in irgend einer Art sich schuldig wissen? — ihr sanftes und äußerst streng religiöses, fast bigottes Wesen, widerspricht dieser letzten Vermuthung. — Oder sollte nur die Nähe Wien's, und der kurze Aufenthalt daselbst, als an dem Schauplatze ihrer Leiden; diese wachsende Melancholie hervorrufen? — Ich war bis jetzt geneigt dieß zu glauben, aber der Umstand, daß jetzt bei gänzlicher und schon mondenlang währender Entfernung, ihr Trübsinn vielmehr zu wachsen scheint, während er vor zwey Jahren sich doch allmählich milderte, läßt mir auch diese Vermuthung ungegründet erscheinen.

Schon einige Mahle schien es mir, sie habe mir etwas zu sagen, das schwer auf ihrem Herzen laste; soll ich ihr entgegen kommen? — sie fragen? — Zwar ich gab mein Wort, dieß letztere nicht zu thun; aber bin ich dem armen Wesen nicht schuldig, ein Wort zu brechen, daß ich vielleicht nicht halten kann, und darf, ohne Christen- und Menschenpflicht zu verletzen? — Wie wenn Vertrauen ihr erst jetzt zum Bedürfniß geworden wäre, aber falsche Scham ihre Zunge bände? — Bin ich nicht vielleicht strafbar, ein solches Versprechen geleistet zu haben? — Durfte ich, dieß jugendliche, schwärmende Geschöpf, das allein dasteht in der Welt, und deren einzige Stütze ich seit mehr als zwey Jahren bin, so sehr sich selbst überlassen? — Mußte ich nicht ihr gänz-

liches Vertrauen suchen, um ihr rathen, helfen, wenigstens sie trösten zu können? —

Oder hat vielleicht die Liebe, noch einmahl den Weg zu ihrem Herzen gefunden, und sie wirft sich ein Gefühl vor, das sie für Untreue, gegen den ersten Geliebten und Bräutigam hält! — Zwar glaube ich nicht, daß dieser letzte Umstand mir hätte entgehen können; und die Vermuthung, zu der, mütterliche Eitelkeit mich verleiten könnte, daß eine verschwiegene Neigung für meinen Sohn, seit dessen Trennung von uns, ihre Stimmung sich verdüstert, die Ursache dieser letztern sey, wird durch die Ruhe und Unbefangenheit zerstört, mit der sie von ihm mit mir spricht. — Aber, muß ich nicht in Vermuthungen mich erschöpfen, so lange ich nicht weiß, was in dem Herzen dieses seltsamen, mir so liebgewordenen Mädchens vorgeht? — Oder sollte nur eine ungegründete, traurige Ahnung, ihre Ruhe stören? denn ich bemerkte schon oft, daß sie einen außerordentlichen Hang hat, Deutungen zu machen, und mit fast abergläubischer Vorliebe, alles aufnimmt, was auf die entfernteste Art an das Wunderbare gränzt.

Sonderbar ist es, daß unter dem Drucke, so heftiger innerer Bewegungen, und einer so mächtigen Melancholie, ihre sonst so schwache Gesundheit nicht leidet; — sie scheint sich im Gegentheile zu verjüngen, und auf ihren sonst blaßen Wangen, glüht oft ein Rosenroth, das ihre zarte, interessante Schönheit noch unendlich erhöht. Fast bin ich froh, daß Carl jetzt abwesend, und nicht an ihre unmittelbare Nähe gefesselt ist, denn wäre es zu wundern, wenn dieß holde, schwärmende Mädchen — dieß Mädchen mit dem hohen, etwas über-

spannten Gefühl, — dem feingebildeten Verstande und kranken Herzen, Eindruck auf ihn machte!

Du siehst, welche Zweifel mich beunruhigen, — vielleicht sind die nächsten Tage bestimmt sie zu zerstreuen, denn ich glaube fast, daß nun bey dem jetzigen Stande der Dinge, eine Erklärung nicht zu vermeiden seyn wird; die über die Ursache ihres Trübsinnes nicht nur, sondern auch über ihre früheren Schicksale ein helleres Licht werfen muß. — Gott gebe, daß, was ich werde hören und erfahren müssen, Claren nicht meiner Liebe unwürdig zeigt, denn es würde mich innig schmerzen, mich in dem Charakter dieses Mädchens so sehr getäuscht zu haben.

Lebe wohl, küße mir Louisen, Dein liebes Helden-Mädchen, und schreibe recht viel, auch von ihr,

Deiner

theilnehmenden Schwägerin

Gräfin C**.

Sieben und siebenzigster Brief.

Baronesse Louise v. Seeheim an Frau Gräfin C**.

*bey Salzburg am 3. Dez. 1846.

Euer Gnaden!

Gnädigste Frau Tante!

Das ausgezeichnet huldreiche Betragen, mit dem Sie, theuerste Frau Tante, meiner jugendlichen Schüchternheit stets zu Hülfe kamen, die herablassende Güte, mit der Sie

mich aufforderten Ihnen zu schreiben, und in Ihren Briefen an meine Mutter meiner gedenken, ermuthigt mich, in einer Sache mich an Sie zu wenden, die mir unendlich wichtig geworden ist, da sie es meiner Freundin Sophie v. S**, in so hohem Grade ist.

Diese Frau v. S** ist dieselbe, von der ich Euer Gnaden bereits in Baden sagte, daß ich sie in Gratz kennen gelernt hätte; und mit der ich seitdem im Briefwechsel stehe. Schon der letzte Brief dieser Freundin, weckte in mir die lebhafte Vermuthung, die aber Ihr letzter Brief an meine gute Mutter, zur Gewißheit machte; in dem interessanten Mädchen, das ich in Baden an ihrer Seite traf, und das sich Clara nennt, ein Mädchen zu finden, das, (unbekannt wo) bey einer Dame leben, und sich so nennen, eigentlich aber Hermine v. Meyer heißen soll. Was ich von ihren Schicksalen weis, ist genug um meine Theilnahme zu erregen. Daß sie die Braut des Bruders, der Frau v. S** ist, seit mehr als zwey Jahren, seit 25. April 1844 von diesem für todt gehalten wurde, und vor ungefähr drey Monathen, in der Mitte des August, eine Freundin, die Cousine der Frau v. S** von ihrem Leben unterrichtete; und zugleich ihren wahrscheinlich kurzen Aufenthalt in Wien verrieth, ist in Kürze das Wichtigste, und auch, was ich von ihrem Aeußeren hörte, trifft zu.

Möchte doch Ihre Clara, unsere Hermine seyn, und möchten alle Zweifel und Räthsel, die über dem Leben dieses theuern Mädchens zu schweben scheinen, sich erklären, ohne einen Schatten auf ihren Charakter zu werfen! — Meine Mutter schreibt heute nicht; sie hat es mir aufgetragen, ihren hochachtungsvollen Schwestergruß einzuschalten; — mein Bruder

Ferdinand küßt ehrfurchtsvoll die Hand, und ich zeichne mich in der Hoffnung auf eine Erklärung, die ich von Ihrer Liebe für Claren erwarten darf, und indem ich Ihnen, gnädigste Frau Tante, mit kindlicher Verehrung die Hand küße,

Euer Gnaden

gehorsamste Nichte

Louise v. Seeheim.

Acht und siebenzigster Brief.

Julie Western an Frau von S**.

Wien am 6. Dez. 1846.

Beste Cousine!

Ich komme endlich dazu, Dir den weiteren Verlauf einer Sache mitzutheilen, die mir schon so vielen Kummer machte, und mir manche Stunde schmerzlichen Nachdenkens bereitete.

Ich habe Deinen Rath befolgt, und dem Vater meine Befürchtungen vertraut, nachdem ich ihn zuvor feyerlich um Verschwiegenheit und Mäßigung gebeten. Er hörte mich anfangs schweigend an, seine Miene verdüsterte sich, und als ich endlich erzählte, was mir beynahe Beweis und Thatsache geschienen, sprang er so heftig auf, und wollte die Sache auf der Stelle untersuchen, daß ich nur mit Mühe ihn besänftigen konnte, indem ich auf die Möglichkeit eines Irrthumes hinwies. Er gab endlich meinem Bitten nach, nicht eher zu handeln, als bis er Beweise oder Ueberzeugung habe. Indessen

konnte ich doch einen unfreundlichen Empfang nicht verhindern, als Alex Mittags bey Tische erschien.

Es herrschte ein Schweigen, das ich nicht den Muth hatte zu unterbrechen, und in dem Alex den Vorbothen eines Gewitters zu ahnen schien; wenigstens fragte er mich gleich nach der Entfernung des Vaters, was die finstere Miene desselben bedeute? — Ich sah ihn mit einem schmerzlichen Blicke an: — Es ist gewiß, sagte ich, daß er zürnt; — Dein Gewissen wird Dir wohl sagen, ob er Ursache hat, Dir zu zürnen. — Alex warf den Kopf zurück: „Der Vater zürnt immer um Kleinigkeiten, gewiß bin ich ihm gestern wieder zu spät nach Hause gekommen; oder er hat irgendwo im Zimmer, die Spuren einer Cigarre gefunden.“ —

Ich schwieg eine Weile, und arbeitete fort, endlich sagte ich, da ich bemerkte, daß er eine Antwort erwarte: „Wohl Dir, wenn Du Dir keiner größern Schuld bewußt bist; der Vater scheint ernstlich böse zu seyn, — und scheint es Ursache zu haben.“ — Alex ward flüchtig roth, ging hin und trommelte am Fenster. Nach einer Weile fing er zu pfeifen an, und ging dann ein Paar Mahle im Zimmer aus und ein; endlich stellte er sich hinter mich, und sah mir eine Zeitlang schweigend arbeiten zu, bis er sich unterbrach: „Woher weißt Du, daß der Vater auf mich böse ist?“

„Woher?“ sagte ich, — „von ihm selbst.“ — „So wirst Du auch wissen, weßhalb?“ — „Das, lieber Bruder kann ich Dir nicht sagen; es kann auch seyn, daß er sich irret, — Gott gebe es!“ — „So war er vielleicht bey den Professoren, — oder es war jemand bey ihm? — „Das weis ich nicht.“

Er ward unruhig, setzte sich endlich und arbeitete eine Weile an einer technischen Zeichnung; endlich ging er fort, unter dem Vorwande, seine mathematischen Aufgaben bey einem Collegen machen zu wollen. Abends kam er wieder, machte seine Schönschriften, und sagte nichts weiter; doch bemerkte ich, daß er beym Nachtessen, den Vater einige Mahle mit forschenden Blicken betrachtete. — Am folgenden Tage Mittags, wär die Gewitterwolke auf des Vaters Stirne noch düsterer. — O mein Gott! er hatte bereits Nachforschungen angestellt, und nicht nur die Spur so mancher abgehenden Kleinigkeit, sondern auch die, der heimlich verkauften Bücher gefunden! — Erlaß mir die Schilderung der schrecklichen Scene die jetzt losbrach; — nie habe ich meinen Vater so heftig, so ganz seiner nicht mächtig gesehen. —

Er schrie laut, — er wollte seinen ehrlosen Sohn, als Dieb in die Hände der Gerechtigkeit liefern, ihn verstoßen, — ihm fluchen! — ihn da er selbst nicht Zeit und Gelegenheit habe, jeden seiner Schritte zu bewachen, unter militärische Zucht stellen, mit einem Worte seine Aufregung war so heftig, daß ich nur mit Mühe, durch die dringende Vorstellung seinen, und unser aller guten Ruf, nicht durch Lautwerden dieser Sache zu verscherzen, ihn vermochte, seine Stimme zu mäßigen. — Auch war es meine erste Sorge, die Thüre zu schließen, und die Magd, die im Vorzimmer beschäftigt war, sogleich fortzuschicken, indem ich sie aus der Stadt etwas hohlen ließ.

Wie Alex sich dabey benahm, kann ich nicht genug sagen, ich war selbst zu ergriffen und bestürzt, als daß ruhig hätte beobachten können; doch schien es mir, daß er anfangs sehr beschämt, und wenn ich so sagen kann, reuig war;

wenigstens so zerknirscht, daß Reue sich hoffen ließ; aber allmählich ging diese Stimmung in einen kalten Trotz über, der mich zittern machte; und als ihm mein Vater befahl, augenblicklich das Haus zu verlassen, griff er mit finsterer Miene nach seinem Hut, und wollte gehen. — Nun hielt ich mich nicht länger; ich stürzte bittend in meines Vaters drohenden Arm; — die Angst lieh mir Beredsamkeit; ich bath ihn, einen Sohn nicht von sich zu weisen, der jetzt mehr als je, einer Stütze und seiner väterlichen Leitung bedürfe; — der nur verirrt, noch kein Bösewicht sey, es aber werden könne, wenn er jetzt, in einem Alter, wo sein Herz allen Eindrücken offen, der Verführung am meisten ausgesetzt sey, allein, — sich selbst überlassen, ohne Führer in der Welt stehe! — Ich schilderte mit den lebhaftesten Farben, das Elend eines solchen verlassenen, von seinen Aeltern, um Eines Fehlers willen, verstossenen Jünglings, der mit dem bösen Keim im Herzen, nicht stark genug sey, Lockungen zum Bösen zu widerstehen; die bald die Noth vervielfältigen müsse; — ich wandte mich an Alex, der mit dem Hut in der Hand, mit niedergeschlagenen Augen, und zusammengezogenen Braunen stehen geblieben war; ich streckte ihm meine Hand entgegen, und bath ihn bey dem Andenken an unsere verewigte Mutter, zurückzukehren auf den Weg der Tugend, die Verzeihung eines Vaters zu erflehen, der zwar zürnen, aber auch verzeihen könne, — ich versprach ihm von dem Vaterherzen dasselbe, diese Verzeihung als ganz gewiß, und — o meine Freundin! — ich hatte die Freude, meine Worte verwirklichet, den Sohn reuig, den Vater verzeihend zu sehen.

Seitdem war Alex minder kalt gegen mich, ich möchte sagen, er war weich gestimmt, und ich benützte diese Stimmung, um ihn Tags darauf mit schwesterlicher Wärme um sein Vertrauen zu bitten. Ich ging so weit, ihn um das Versprechen zu bitten, nichts, — auch nicht das Unbedeutendste, ohne mein Vorwissen und meinen Rath zu thun; ich bath um kräftige Mitwirkung von seiner Seite, und versprach ihm mit Hand und Mund, daß er noch ein ordentlicher, ein rechtschaffener Mensch werden könne, wenn er nur erst, durch väterliche Vorsicht aus einer leichtsinnigen Gesellschaft losgerissen sey, die ihn verführt, — in ihre Netze verstrickt habe. — Ich versprach ihm das alles, da ja sein Herz gut sey, und nur eine Mutter ihm fehle, die mit Sanftmuth, die Strenge des Vaters mildere, die ihn leite, — ihm rathe! und bath ihn an die Stelle dieser verewigten Mutter mich treten zu lassen, mir sein Vertrauen, seine Liebe zu schenken!

Kannst Du es glauben? — dieser starrköpfige Mensch war besiegt, — er konnte seine Thränen nicht zurückhalten, indem er mir die Hand reichte, und mich bath, ihn zu führen; — er habe mich so nicht gekannt, sey aber jetzt wohl überzeugt, daß ich nur sein Bestes wolle. — Und glaubst Du, ich hätte meine Thränen zurückhalten können? — Gott sey Dank, ich darf das Beste für ihn hoffen, und an meiner thätigen Mitwirkung und Unterstützung soll es nicht fehlen!

Doch nun zur gänzlichen Beantwortung Deines lieben Schreibens. Du glaubst, daß ich richtig schon anfange altklug zu werden und zu thun, und vielleicht hast Du recht; aber ich will mich überwinden, und wirklich mehr ausgehen; und wenn es nicht anders seyn kann, thöricht, mit den Thörichten seyn. Glaubst Du im Ernst, daß die Mädchen alle so

sind? — Doch ich glaube es ja selbst, und nehme nebenher das Compliment in aller Bescheidenheit recht wohlgefällig auf; denn ich hoffe doch das denkende Mädchen auf mich beziehen zu dürfen? — Dafür will ich versprechen, nicht überklug zu thun.

Es muß Dich doch recht freuen, wenn Du so nach und nach aus mir ein ganz anderes Wesen werden siehst, denn ich selbst fühle, diese Veränderung, also muß sie gewiß auch Dir merklich seyn. — Ich hätte nicht gedacht, daß Du so viel Gewalt über mich hättest, als es wirklich der Fall ist, denn Du mußt mir doch zugestehen, daß Du Dich eines so ziemlich unbedingten Gehorsams, von mir zu erfreuen hast.

Mit herzlichem Vertrauen

Deine

Cousine Julie.

Neun und siebenzigster Brief.

Fr. Gräfin v. C** an Baronesse Louise v. Seeheim.

Pesth am 12. Dez. 1846.

Liebe Nichte Louise!

Dein Brief, meine Liebe, war für mich von doppeltem Interesse; — ich würde Dir Vorwürfe machen, daß Du mir nicht öfter schreibst, wenn nicht der Inhalt Deines Schreibens, der allerdings auch mir sehr wichtig war, mich entwaffnet hätte. Allein ich hoffe, daß Du mir künftig öfter schreiben

wirst, und verzeihe Dir in dieser Voraussetzung Deine bisherige Nachläßigkeit, im Schreiben an die Schwester Deines verewigten Vaters.

Doch nun zu Claren. Deine Vermuthung hat Dich nicht getäuscht, Deine Hermine, und meine Clara sind Eine und dieselbe Person. Denke mein Kind, mit welchem Interesse ich Deine Mittheilung über sie lesen mußte, da es bereits einige Tage früher zu einer Erklärung gekommen war; deren Resultat ich Dir, und da ich überzeugt bin, daß auch Deine gute Mutter diesen Brief liest, zugleich auch dieser Letzteren mittheilen will.

Es war einige Tage, nach Absendung meines letzten Schreibens, als die Gelegenheit sich fügte, von der ich schon damahls schrieb, sie werde bald sich ergeben müssen. Clara hatte mir nach Tische vorgelesen, und arbeitete jetzt an meiner Seite, an einen Teppich den ich während Carls Abwesenheit, für ihn sticke. Eine lange, stumme Pause entstand, während wir arbeiteten; und nur bisweilen drängte sich ein Seufzer aus Clarens Busen der deutlich ihre Beklemmung verrieth. Ich brach endlich dieses Schweigen: Ihnen ist nicht wohl, mein Kind, Ihre Seufzer, Ihre Melancholie, verrathen mir schon längst, daß Sie etwas auf dem Herzen haben. Sollte nicht Vertrauen Ihrem Herzen Erleichterung verschaffen? — Sollte dieß, vielleicht gequälte Herz, nicht Linderung an dem Busen einer Freundin finden? —

Clara war heftig erschüttert; zwey große Thränen glänzten jetzt in ihren Augen, ihr Angesicht glühte. — „O daß ich eine Freundin hätte, seufzte sie endlich aus beklemmter Brust, daß ich eine Mutter hätte, in deren Busen ich alle Zweifel, alle Angst und Unruhe niederlegen, — die

mir helfen, — rathen könnte!“ — „Und wenn Du eine hättest mein Kind, sagte ich weich, indem ich dieß liebe Mädchen an mich zog, wenn ich, Deine Mutter seyn wollte?“ — Sie sank zu meinen Füßen mit überströmenden Thränen; „O gnädige Gräfin, welche Güte!“ — „Willst Du sie durch Vertrauen lohnen? sagte ich sie aufhebend, kann ich etwas für meine Clara thun?“ — „O wie viel, edle, hohe Frau, mir rathen, mich beruhigen, mir beystehen!“ — „Wie gern mein Kind, sobald Ihr Vertrauen, mich in den Stand setzt es zu thun.“

Sie stand mit niedergeschlagenen Augen vor mir; „Und wenn ich dieß Vertrauen nur durch Ihre Liebe erkaufen könnte? — o, gnädige Gräfin, wie unglücklich sind wir, wenn auch nur Ein Schattenpunkt in unserm Leben, uns des Wohlwollens edler, menschenfreundlicher Seelen unwürdig macht!“ — Ich kann nicht läugnen, daß mein Herz sich hier unwillkührlich zusammenzog, — ein Fehltritt? es schien mir so ganz unmöglich, dieß edle, zarte Wesen mit einem Fehltritt mir zu vereinigen, daß ich in ihrem ganzen, bis jetzt gezeigten Charakter, eine Maske hätte sehen müssen. Sie schien zu fühlen, was in mir vorging, denn ihr Antlitz röthete sich noch dunkler, und sie setzte hinzu: „Was frommt es mir, wenn eine angeborne, schamhafte Scheu, mich vor Fehltritten anderer Art bewahrte, während mein Gewissen das Eine Schreckliche mir mahnend vorwirft!“ —

Ich ergriff ihre Hand mit Herzlichkeit, — „ich will Sie nicht richten, meine Clara, vielleicht war Ihr Fehler, bloß eine Frucht rathloser Jugend? — doch, welcher Art er auch seyn möchte, — ich will Sie nicht verdammen!“ — Sie schluchzte heftig an meinem Busen. „Ja ich will vertrauen,

rief sie schmerzlich, ich bin es Ihnen, ich bin es mir selbst, — und meinem Bräutigam schuldig!" — Ich war äußerst überrascht; — „Sie sprechen von einem Bräutigam, fragte ich, — aber er ist todt, wie Sie mir sagten?" — „Er lebt, erwiederte sie zögernd, er sucht mich, und mein Herz will seinem Rufe folgen, während die Vernunft mich mahnt, den Unwürdigen zu fliehen!

Daß nach einer solchen Erklärung, keine andere als eine ganz vollständige Erläuterung folgen konnte, ist gewiß. Ich will sie Euch so kurz als möglich wieder geben. Hermine ist in Oesterreich geboren, die Tochter sehr wohlhabender Aeltern. Ihren Vater, Gesandschaftssekretär in k. k. Diensten, sah sie nur selten, und immer nur auf kurze Zeit, ihre Mutter mußte nach ihren Erinnerungen, eine sanfte, fromme, sehr empfindsame Frau seyn; allein sie verlor dieselbe schon in einem Alter von 8 Jahren, wo sie dann nebst ihrer Schwester Clara, in eine Erziehungsanstalt zu Wien gebracht wurde. — Wahrscheinlich waren dort die Mädchen sich selbst zu sehr überlassen, und ihre Lectüre nicht genug gewählt. — Man bildete ihren Geist, man bereicherte ihren Verstand mit Kenntnissen, man nährte mit Sorgfalt die religiösen Eindrücke, die sie von ihrer Mutter empfangen hatte; aber man vergaß, ihrem Charakter Bestimmtheit und Festigkeit zu geben; — man vergaß, sie für die wirkliche Welt zu bilden!

O wie arm ist das Mädchen, das seine Jugend nicht unter den Augen einer liebenden Mutter verleben kann, das nicht mit mütterlicher, — nein mit erkaufter Sorge, nicht mit natürlicher, — höchstens mit künstlichgeschaffener Mutterliebe, bewacht und geleitet wird. Alle, auch die besten, Erziehungshäuser und Mädchen-Institute,

haben den Einen großen Nachtheil, daß sie das Mädchen in die Fremde versetzen, ein Umstand der so verderblich auf sie wirken muß; als auf eine zarte Blume, das Versetzen in fremden Boden. — Das Mädchen gedeiht nur im häuslichen Boden, nur unter der Pflege einer Mutter! — und doch gibt es so viele Mütter, die ihre Töchter fremden Händen anvertrauen, die schöne, aber freylich schwere Pflicht, ihre Töchter zu erziehen, von ihren Schultern schieben, und Fremden das Verdienst überlassen, das ihnen bey der Geburt ihrer Kinder, zur Pflicht gemacht ward, aus ihren Kindern brauchbare Menschen zu bilden.

Ich besprach diesen Sommer in Wien, mit der Präsidenten v. D** die Stiftung eines Platzes, in einem der, im Entstehen begriffenen Institute. Aber ich würde bey einer solchen Stiftung nicht nur, oder vielmehr weniger, die gänzliche Mittellosigkeit der Aeltern meines Stiftlings verlangen, als vielmehr ihren Stand (sie müßten jedenfalls von Adel seyn) berücksichtigen, und keine andern als verwaiste — das heißt: mutterlose Mädchen aufnehmen. Ein Mädchen das beyde Aeltern oder doch die Mutter hat, müßte eine gerichtliche Bestätigung von dem unmoralischen Lebenswandel ihrer Mutter beybringen, denn nur in diesem Falle kann es für ein Mädchen wünschenswerth, und für ihre Bildung nützlich und gewinnbringend seyn, aus der Obhut einer Mutter zu kommen.

Doch bey Herminen war es nicht eine strafbare Bequemlichkeit, — es war der Tod der Mutter, der sie in fremden Boden verpflanzt hatte. Sie war 14 Jahre alt, als sie auch ihren Vater, und ein Jahr später, ihre ältere Schwester Clara verlor. So stand dieß arme, jugendliche Wesen

ganz allein, als sie in einem Alter von 15 Jahren, die Kostschule verließ, um unter den Augen ihres letzten Verwandten und nunmehrigen Vormundes, eines alten Großonkels und seiner unverehelichten Schwester, in das wirkliche Leben überzutreten.

Mit einem Herzen voll warmer, glühender Empfindung, mit durch Romane hochgespannten Erwartungen, trat sie in dieses Leben ein; — von dem sie nun die Verwirklichung aller Träume, die Erfüllung aller romanhaften Ahnungen erwartete, die in ihrer reichen Phantasie sich drängten. Dieß wahrhaft poetische Gemüth, hätte nur durch eine sehr ernste Leitung, vor Ueberspannung geschützt werden können; allein sie war ja unter Fremden aufgewachsen, und keine wachsame Mutter hatte die Entwicklung dieser reichen Anlagen geleitet, — nein, dieß Gemüth hatte unter Menschen, die bloß die Bildung des Verstandes und der äußern Anlagen im Auge halten, sich selbst entwickelt! — War es also ein Wunder, wenn dieß Mädchen, aus den Schranken des Gewöhnlichen trat? — besonders da ihr Hang zum Abentheuerlichen, in ihrem eigenem bisherigen Leben, so reiche Nahrung fand? — Ihr Leben war bis jetzt kein gewöhnliches gewesen — Häuslichkeit und Familien-Glück, die Elemente des Weibes, waren ihr ja nur aus Träumen, Romanen, und traumähnlichen Erinnerungen bekannt; und die Umgebung in der sie aufwuchs, — eine Schaar junger Mädchen, die gleich ihr aus ihren natürlichen Verhältnissen gerissen waren, eignete sich wenig dazu, ihr einen richtigen, klaren Begriff von weiblicher Bestimmung, Welt- und Lebensverhältnissen beyzubringen.

Aber auch in ihren jetzigen, neuen Verhältnissen, gewann sie wenig klare und natürliche Ansichten, da der Großonkel und die Tante, sie wohl sehr liebten, aber nicht durchschauten. Großtante Monica, ein altes Fräulein, hatte früher für sich allein gelebt, und war erst vor einigen Jahren, als ihre Schwägerin, die Frau ihres Bruders starb, zur Besorgung der Wirthschaft zu dem Letzteren in's Haus gezogen. — Für diese, war Herminens Eintritt in des Bruders Haus, in so fern ein frohes Ereigniß, als sie jetzt dieses liebe Kind um sich haben konnte, und zugleich die Einförmigkeit, die seit dem Tode seiner Frau in dem Hause ihres Bruders herrschte, auf eine freundliche Art unterbrochen wurde.

Hermine lernte jetzt viel Neues kennen; man führte sie in Theater, Conzerte, selbst auf Bälle, und sie fand das alles anders, als sie es bisher im Institute gefunden hatte. Die kleine Familie in der sie lebte, gab und empfing Besuche, bey denen sie gewissermassen den Mittelpunkt bildete; sie kam in eine nähere Berührung mit der Außenwelt, also auch mit dem andern Geschlechte, etwas für sie ganz Fremdes und Neues. — Sie hatte diese Wesen bisher nur fast allein, aus Romanen, und von der Ferne gekannt; jetzt trat sie mit ihnen in die geselligen Verhältnisse. Daß ein Mädchen schön wie Hermine, bald von jungen Männern umringt war, ist leicht zu erklären, besonders da dieß schöne Mädchen auch reich war. — So gingen zwey Jahre herum, und sie war 17 Jahre alt, als sie ihren nachherigen Bräutigam kennen lernte. Er mußte liebenswürdig, und sein Wesen sehr einnehmend seyn, denn es gelang ihm ohne Mühe, Herminens Herz zu gewinnen, ein Glück, das er (so schien es) kaum zu hoffen und zu suchen wagte. — Seine Schüchternheit, — der

Edelmuth mit der er zögerte, bey eigener Vermögenslosigkeit um die Hand eines reichen Mädchens zu werben; verstärkten bey einer endlich erfolgten Erklärung, ihre Neigung noch mehr. — Sie liebte ihn unwiderruflich! — Daß ein Wesen wie Hermine, — glühend, — daß sie schwärmerisch lieben mußte, ist gewiß; und so war es auch!

Aber dieß Gefühl, ward wo möglich noch gesteigert, durch die Hindernisse, die der Vormund der bescheidenen Wahl seiner Mündel entgegensetzte. —k— war nicht von Adel, und ohne Vermögen; aber alles das, mußte in den Augen eines Mädchens wie Hermine, seine Liebenswürdigkeit nur erhöhen; da seine Bildung, sein Charakter, ihn hoch über alle seines Gleichen zu stellen schien. Alle Hindernisse von Seite des Vormundes besiegte bald darauf der Tod desselben. Man wollte einen gerichtlichen Vormund für sie aufstellen, allein sie hatte bereits gewählt, und erklärte: sich unter die Vormundschaft ihres künftigen Gatten begeben zu wollen; eine Sache die dieser nicht annahm, und dagegen ihre, auf die bevorstehende Vermählung gegründete, Volljährigkeits-Erklärung zu erwirken wußte. So standen die Sachen, als zwey Tage vor der Verbindung ein Ereigniß eintrat, das entweder ihn, als einen schändlichen Betrüger zeigen, oder als schweres Mißverständniß, seine noch ungeahnte Lösung finden muß. —

Hermine floh, — ach, sie war willens den Tod in den Fluthen zu suchen, eine Sache die sie mit schmerzlicher Reue sich vorwirft; und nur göttliche Fügung war es, die sie davon abhielt, und in meine Arme führte. Als diesen Sommer die Nähe Wien's, die Erinnerung vergangener Jahre, so lebhaft in ihr weckte, ward in ihrem Herzen der

Wunsch rege, einer Freundin (eben jener Julie die Du mir nanntest,) Nachricht von ihrem Leben zu geben. Sie that es, und es ist leicht begreiflich, daß unter gewissen Verhältnissen, nun eine Aufforderung zur Rückkehr, an sie ergehen mußte. — Ist —k— schuldig, so begreife ich eine solche Aufforderung freylich nicht, allein daß Hermine zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, schon längst Mittel suchte, von ihm etwas zu erfahren, ist aus ihrer noch fortdauernden Liebe erklärlich. — Zufällig im Gespräch nannte Marie einst den Nahmen des jungen Mannes, der Herminen Alles war, und unter dem der Vater Mariens arbeitete; und so hörte sie seitdem nicht nur das Lob desselben, nein sie erfuhr auch daß er unvermählt sey, und um eine Geliebte trauere, die entweder gestorben seyn, oder ihn verlassen haben müsse.

Mehr als zuviel, um die Hoffnung eines liebenden Herzens zu wecken. Aber dennoch entschlossen die Erklärung, jenes räthselhaften Vorfalles, zur Bedingung ihrer Rückkehr zu machen, bath sie mich, ihr in einer Sache meinen unbefangenen Blick zu leihen, wo ihr eigenes Herz sie nur zu leicht täuschen könnte. So standen die Sachen und ich war bereits entschlossen, an die Präsidentin v. D**, um Nachricht über den Charakter und die Verhältnisse —k—s zu schreiben, als Dein Brief meinen Plan änderte, indem ich es nun Dir überlasse, mir die gewünschte Enträthselung zu verschaffen. Du kannst es, da Frau v. S** (seine Schwester) Deine Freundin ist —

Ich las den Nahmen dieser Frau v. S** nicht ganz ohne Interesse in Deinem Schreiben, da ich mich jetzt erinnere, ihren Nahmen schon in Baden von Dir gehört zu haben; und da ich glaube, daß es dieselbe ist, an deren

Nahmen sich später ein günstiges Vorurtheil knüpfte, als ich ihn aus dem Munde der schönen Rosa wieder hörte. Hermine gibt mit pochendem Herzen ihre Zustimmung, zur Mittheilung ihrer Geschichte an Dich, und bittet nur um das Eine; daß Du ihren Aufenthalt, dieser Freundin nicht zu früh verrathen möchtest.

Lebt wohl, meine Lieben, Euch grüßt mit Liebe und Wohlwollen

Eure

stetsgeneigte Blutsfreundin

Gräfin C**

Achtzigster Brief.

Frau Rosa L** an Frau von S**.

Triest am 20. Dez. 1846.

Beste, verehrteste Frau v. S**!

Es sind nun beynahe 14 Tage seit ich hier ankam, und ich kenne auch bereits eine Menge Menschen, mit denen ich künftig in geselligen Verhältnissen stehen soll; — denen mein Herr Gemahl mich aufführte, und die zum Theil auch schon unsere Visiten erwiederten.

Solche Visiten sind in der That, für eine junge Frau, etwas Fatales; die Neugierde mit der sie betrachtet wird; die anspielende Galanterie der Herren, die mit herablassender Freundlichkeit gemischte Gravität der Frauen, das zurückhaltende Wesen der Mädchen, das alles muß einen beklemmen-

den Eindruck machen, um so mehr da ich wohl bemerken kann, daß viele mich um das Glück beneiden, einen so liebenswürdigen, geachteten Mann zum Gemahl zu haben, und daß manche mich für einen Strich durch ihre Rechnung ansehen.

Ich glaube, je mehr ich Menschen kennen lerne, desto mehr fühle ich mich allein; weil ich mit Bedauern lauter fremde Züge sehen muß, und meine Entfernung von Aeltern, Verwandten und Freunden, desto schmerzlicher fühle. — Ach, es ist alles anders, als ich es bisher gewohnt war, und wenn ich auch, um meines Emil willen, mich gern in alles füge; so empfinde ich doch mit einiger Wehmuth diesen Wechsel. — Meine Garderobe z. B. ist durch die Fürsorge meiner guten Aeltern, ohnehin zahlreich und anständig, um nicht zu sagen reich. Dennoch beschenkt Emil mich mit neuen, noch prächtigeren Stoffen, und will, daß ich bey Visiten und Abendgesellschaften, zu denen wir geladen sind, mich putzen soll! — Ich muß also meine bisher so einfache, und mir so liebe Mädchentoilette, kurz und gut aufgeben, und mich daran gewöhnen eine Frau zu seyn. Man putzt sich hier sehr reich, da es viele Wohlhabende gibt, und ich muß meinem Männchen zu Liebe, den Putz wohl mitmachen, wenn ich mich auch vor Ueberladung hüthe.

Um ihm zu gefallen, und nebenher, um, da ich die Menschen noch nicht kenne, keinen Mißgriff in der Toilette zu thun, habe ich mich gewöhnt ihn immer zu fragen, ob dieses Kleid, jener Hut ihm recht sey, oder welches ich wählen soll? eine Sache worüber er zwar lächelt, aber mir immer sehr gut räth. Dabey freut er sich immer meiner Einfachheit! — „Du bist ein allerliebstes Weibchen, sagte er

neulich spät, als wir von einer Gesellschaft zurückkamen, — Du verstehst die Kunst Dich einfach und geschmackvoll zu kleiden." — „Einfach? — Du scherzest, lieber L**, ich trage ein Kleid von schwerer Seide." — „Ganz wohl, aber die einfache weiße Feder im Haar, die Mantille von schwarzem Sammt; — der wenige Schmuck; — wie auffallend war Deine Einfachheit, gegenüber so vielen andern und besonders der N., die gleich Anfangs neben Dir saß." — „Aber ihr Anzug war weniger kostbar als der meinige." — „Das kümmert mich wenig, ich urtheile nach dem Gesammteindrucke; — welch' ein Gemenge von Spitzen, Bändern, Blumen, und buntfärbigen, mit Krausen und Maschen geschmückten Stoffen!

Sie sehen daraus, theuere Freundin, welchen Begriff mein Mann von Einfachheit hat. Und so ist es in Allem. Unsere Wohnung ist prächtig, in seinen Augen jedoch, — einfach. Wir haben Salon, Gesellschaft-, Speise-, Sitz- und Schlafzimmer, Gast-, Dienstbothen- und Bedientenzimmer nebst dem seinigen; und ein Zimmer ungerechnet, das vor der Hand unbenützt steht, aber nach Emils Meinung, bey einer ordentlichen Wohnung, doch nicht fehlen darf. — Die ersten 14 Tage sind so hingegangen, ich weiß nicht wie, und ich hatte genug zu thun, nebenher in freyen Stunden, die mitgebrachten Kisten auszupacken, meine Schränke einzuräumen, und Emils Schränke zu durchsehen, zu ordnen, und den Inhalt derselben, seinen Vorrath an Kleidern und Wäsche, kennen zu lernen.

Von unserm Hauswesen habe ich bis jetzt noch keinen klaren Begriff; und mit den Dienstleuten hatte ich bis jetzt

noch wenig Verkehr, und kenne fast nur das Kammermädchen, den Kutscher und den Bedienten. In die Küche zu gehen, fand ich noch selten Zeit, und wenn ich es thue, so wage ich nichts zu sagen, aus Furcht mich lächerlich zu machen. Ich gebe also höchstens schweigend Acht was vorgeht; aber es ist ein sehr schmerzliches Gefühl, mit dem ich meinen Mangel an Kenntnissen empfinde; denn ich muß Ihnen gestehen, theuerste Freundin, daß ich keinen Begriff von den Quantitäten habe, die ich als Hausfrau, bey einer Haushaltung wie die unsere ist, etwa vorgeben müßte. Ich kenne also unsere Köchin nur noch aus ihren Werken, mit denen ich sehr zufrieden seyn muß, denn es ist alles sehr gut, wenn auch nicht gerade so gekocht, wie ich es kochen würde, wenn ich könnte.

Des Morgens beym Frühstück, bringt diese Köchin den Speisezettel, an dem Emil mitunter etwas ändert, indem er mich um meine Meinung fragt. Daß ich ihm recht gebe, ist sehr natürlich, da ich für's Erste aus dem Vorschlag seine Meinung oder seinen Geschmack erkenne, und mich auch nicht getraue, ihm eine Einwendung zu machen; so gern ich manchmahl den Speisezettet etwas verkürzen oder vereinfachen möchte. Warum habe ich doch keine erfahrene Freundin zur Hand, mit der ich das alles besprechen könnte! Wäre doch wenigstens Emils Mutter in der Nähe, wenn ich schon meine gute Mutter nicht haben kann. Sie scheint eine so gute Frau zu seyn, sie hat mich so liebevoll aufgenommen, da ich doch mit recht bangem Herzen daran dachte, sie kennen zu lernen. Gewiß würde sie mir gern mit Rath und That bey-

stehen. — Ich möchte nur wissen, wie Sie es anfingen, sich so schnell, (wie ich hörte) in Ihr neues Hauswesen zu finden?

Leben Sie wohl, mit aufrichtiger Hochachtung

Ihre

ergebenste

Rosa L**.

Ein und achtzigster Brief.

Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**.

*bey Salzburg am 22. Dez. 1846.

Meine theure S**!

In Eile ergreife ich die Feder, um Ihnen bloß in einigen Zeilen mitzutheilen, daß ich aus einem eben erhaltenen Schreiben ersehe, meine Hoffnung habe mich nicht betrogen; — ja, das Mädchen von dem ich neulich schrieb, ist wirklich dieselbe Hermine die sie suchen! — Ich weiß jetzt ihre ganze Geschichte, aber ich kann das Vertrauen nicht zu Schanden machen, mit dem man hofft, daß ich Ihnen Herminens Aufenthalt nicht verrathen werde. Dieß arme Mädchen ist stark genug, um nicht unmittelbar, dem Zuge ihres Herzens zu folgen; das sie zurückruft, — in den Kreis ihrer Lieben, — sie heischt Aufklärung, einer räthselhaften, und wenn ich nicht irre, schrecklichen Begebenheit, die sie aus diesem Kreise in die weite Welt trieb!

Ich zweifle nicht, daß es Ihnen möglich seyn wird, diese Erklärung zu geben, und so zu geben, wie es seyn muß,

um Herminens Rückkehr möglich zu machen. Ich nehme zu innig Theil an dieser Sache, als daß ich mit Ruhe die Entwicklung abwarten könnte, die mehr als Ein Gemüth beruhigen, mehr als Ein Herz beglücken soll! — Eilen Sie, meine Freundin, Ihren Herrn Bruder zu unterrichten, um ihm eine Rechtfertigung möglich zu machen, die Hermine mit zitternder Ungeduld erwartet.

Ich bin nicht in der Fassung mehr zu schreiben, und zeichne mich mit zärtlicher Freundschaft, und unruhiger Erwartung,

Ihre

Freundin

Louise v. Seeheim.

Zwey und achtzigster Brief.

Frau von S** an Julie Western.

Gratz am 26. Dez. 1846.

Nur einige Zeilen, meine Julie, aber gewichtige Zeilen, unter Einem erhält auch mein Bruder, ein Billet von meiner Hand; *) — das ihm sagt, — daß Hermine gefunden ist! — Lies den Einschluß, den ich eben von einer Freundin, der jungen Baronesse von Seeheim erhielt, und Du wirst Alles wissen, was Dir vor der Hand zu wissen nöthig ist.

---

*) Es folgt nicht.

Ich hoffe, mein Bruder wird mein Schreiben zugleich mit Dir erhalten, und also bald nachdem Du dieß gelesen, bey Dir seyn. Ueberlaß' es ihm, zu prüfen was ich thun soll? — Ich glaube Du sendest mir am Besten, Herminens eigenen Brief, er gibt eine volle Erklärung, aber freylich noch keine Rechtfertigung. Diese zu finden, überlasse ich Wilhelmen; — vielleicht wäre es genügend, seinen damahligen Brief, jene Herzensergießung, nachdem er Herminens Leben erfuhr, anzuschließen.

O Gott, so sind doch meine kühnsten Wünsche erfüllt, da durch mich Hermine meinen Bruder wieder gegeben wird! Durch mich verloren, durch mich gefunden; — möge diese Ehe so glücklich seyn, als die letzten mehr als drittehalb Jahre, kummervoll für Beyde waren. Möchte aber auch diese schreckliche Unterbrechung ihres Glückes, Herminen eine bleibende Warnung seyn, sich nie wieder durch überspanntes Gefühl hinreißen zu lassen, nie wieder ohne reife Prüfung zu urtheilen, und lieber ihren Sinnen, als der Rechtlichkeit und dem Charakter eines Mannes zu mißtrauen, der sie anbethet, und ihr vollstes Vertrauen verdient.

Lebe wohl, mit umlaufender Post erwarte ich Deine Antwort. Mit Liebe,

Deine

Cousine

Sophie v. S**.

Drey und achtzigster Brief.

Julie Western an Frau v. S**.

Wien am 28. Dez. 1846.

Theure Cousine!

Nicht meine Schuld ist es, daß die Aufgabe dieses Briefes sich um einen Tag verzögert, aber Wilhelm, der erst Abends von Geschäften nach Hause kam, erhielt Deinen Brief, als die Aufgabe einer Antwort längst nicht mehr möglich war.

Er kam sogleich, und ich schreibe Dir heute, was wir beschlossen. Nichts von unserer Freude, unserm Staunen, (unter uns, der gute Wilhelm wird beynahe sinnlos vor Freude) — nein — das alles kannst Du Dir denken! — Ich schicke Dir also ganz einfach Herminens Brief an mich *) wie Du es wünschest, womit Wilhelm einverstanden ist; — er wollte selbst den Bothen machen, und augenblicklich mit der Eisenbahn nach Gratz, allein ich stellte ihm vor, daß er doch abwarten müsse, zu erfahren wo Hermine zu finden sey; und daß Dir dieß selbst noch unbekannt sey. Er gab dieser Vorstellung nach, und Du erhältst das Päckchen durch die Post; dem ich Deine beyden Schreiben, vom 20. Aug. **)

---

*) Siehe I. Band Seite 254.
**) Siehe I. Band Seite 275 und 279.

an mich und Deinen Bruder beyschließe, denn Wilhelm glaubt, daß sie hinreichend seyen, Herminens Zweifel zu lösen; und sie zur Bekanntgabe ihres Aufenthaltes zu bewegen. Ich selbst bin dieser Meinung, und da Dir noch überdieß das umständliche, zeitraubende Schreiben dadurch erspart wird, so möchte es wohl so am Besten seyn.

So werde ich also, meine gute Hermine wiedersehen; — auch keines von den gewöhnlichen Mädchen! — Zwar eine Schwärmerin, aber gewiß ein denkendes, liebes Geschöpf! — Und wie mag sie jetzt seyn? — gewiß in mancher Hinsicht verändert, die ernste Schule des Lebens hat ja nun ihren Charakter gebildet; — aber ihr Herz, ja gewiß, ihr Herz, wird noch dasselbe seyn! — Du Glückliche! also durch Dich wird sie uns wiedergegeben, ich kann mir denken, wie Dich das freuen muß!

Es ist noch zu früh, zur Aufgabe; ich nehme daher Deinen vorletzten Brief noch einmahl zur Hand, in dem ich bey reifer Ueberlegung noch manches finde, das ich in meinem Schreiben vom 6. d. M. nicht beantwortete; und das eine Erwiederung allerdings verdient. Da finde ich am Ende, eine Neckerey über ein Dutzend Kinder, von dem Du glaubst, daß mein Herz sie mir prophezeiht. — Allein Du irrst, wenn Du daraus auf eine Aenderung meines Vorsatzes schließen willst; denn es war nur Scherz, was ich in dieser Hinsicht schrieb. — Aber ich finde noch etwas, das mir wichtiger scheint, — Du sagst nähmlich indem Du von der Kunst sprichst, es sey gar nicht gut „wenn wir in etwas Anderem es zur Vollkommenheit brächten, als im Christenthume'

und in unsern Berufspflichten und Berufsgeschäften.“ — Es liegt sehr viel Neues für mich in diesem Satze. — Was sollen wir denn also, wenn der liebe Gott uns ein Talent für Mahlerey, Musik, Schauspielkunst, Dichtkunst, Sprachen oder gelehrte Gegenständen gab? — Ist es nicht unsere Pflicht, ein Talent auszubilden, das uns offenbar zur Ausbildung gegeben ist? — Ist die Ausbildung, und Uebung eines solchen Talentes, nicht wichtiger als alles was man unter unsern Berufspflichten versteht? — Soll ich zum Beyspiel Dich nicht mehr bewundern, wenn Du, ich weiß Du pflegtest das gern zu thun, — ein Gedicht niederschreibst, als wenn Du eine Suppe kochst? — Du wirst mir doch nicht weiß machen wollen, Dein Wirken in dieser letztern Eigenschaft sey verdienstlicher? — Die Suppe konnte wohl auch Deine Magd kochen, aber ein Gedicht zu machen war sie nicht im Stande! — Eben so konntest Du ein Porträt mahlen, und die Kinderkleidchen, die Du, wie ich weiß, selbst machst; konnte eine Näherin machen; — ist's nun verdienstlicher, wenn Du die Ausübung einer Kunst versäumst, um etwas zu liefern das Jeder kann?!

Und nun die Hauptsache; — Du willst daß wir es im Christenthume zur Vollkommenheit bringen; — da würdest Du mit mir schlecht zufrieden seyn! — Denn aufrichtig, — versteht sich das sage ich nur Dir, ich weiß nicht einmahl recht, was man unter christlicher Vollkommenheit versteht! — Es gibt eine Frömmigkeit, eine Andacht, die uns in manchen Stunden himmelwärts zieht, aber soll ich dem Christenthum zurechnen, was vielleicht nur unwillkührliches Gefühl, von dem Daseyn eines Gottes ist?

Lebe wohl, in Erwartung recht baldiger Nachricht von Herminen,

Deine

Cousine

Julie Western.

Vier und achtzigster Brief.

Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim.

Gratz am 29. Dez. 1846.

So eben, theuerste Freundin, erhalte ich das Packetchen, das ich Ihnen beyschließe, und aus dem Sie die volle Erklärung jener räthselhaften Sache ersehen werden, die, ohne selbst schrecklich zu seyn, es durch ihre Folgen für uns werden mußte! — Es ist Herminens Brief an meine Cousine Julie, zwey Briefe die ich selbst damahls, nachdem sie mich schleunig benachrichtigt hatte, an Julie und meinen Bruder schrieb, und ein Antwortschreiben des letzteren, an mich.

Wie soll ich Ihnen danken meine Louise, wie vergelten, die Theilnahme, die thätige Freundschaft, die Sie mir so schön bewiesen? — wie soll ich Ihnen die Freude schildern, die Sie verursachen, und in deren Anblicke, Ihr schönes Herz Lohn fände, für den Eifer und die Mühe, mit der Sie Herminen ausforschten! — Möchten Sie einst so glücklich seyn, als allem Anscheine und aller Erwartung nach, Hermine es, an der Seite meines Bruders werden muß!

Was Sie in Ihrem vorletzten Schreiben, über meinen Vater sagen, ist ganz geeignet, wohlthätig auf das Herz einer

Tochter zu wirken, die gewohnt war ihren Vater zu achten, und ihn von allen die ihn näher kannten, und im Stande waren, seine Kenntnisse und Verdienste zu würdigen, nicht nur geachtet, sondern bewundert zu sehen. — Ja, theure Freundin, ich bin stolz darauf, die Tochter dieses seltenen Mannes zu seyn; wenn auch Menschen, die ihn nicht kannten, mich darum minder schätzen sollten. Glauben Sie nicht, durch die Mittheilung jener Scene bey der Baronin v. M. mich zu kränken, oder mir Neues zu sagen; ich wußte ja bereits, denn man war unzart genug, diese Meinung gegen meinen Gatten zu äußern; — daß man seine Verbindung mit mir, für ein — Mißbündniß hält. — Gott sey Dank, seine Liebe ist stark genug, sich über ein Vorurtheil zu erheben, durch das man sein Glück stören wollte, seine Achtung für mich fest genug, um nicht erschüttert zu werden, und ihn seine Wahl doch nie bereuen zu lassen!

Auch ich meine Louise, kann eine Verbindung nicht bereuen, in der ich trotz allen Stürmen; das Glück meines Lebens fand, und zu der Ueberzeugung gelangte, daß ich zum Glück meinem Gatten nothwendig und unentbehrlich sey, — daß er in keiner andern Verbindung glücklicher, oder eben so glücklich hätte seyn können! — Allein, mit Wehmuth fühl' ich es, und das war es, was auch Sie daraus ersehen sollten, daß die Folgen Eines Mißbündnisses, mehr als Ein Menschenleben durchziehen, indem es nicht nur das Leben meiner Mutter aus seinen Fugen hob, und vergiftete, sondern selbst auf mich zurückwirkt. — Vom Adel, selbst von den meisten ihrer nächsten Blutsverwandten, in der ersten kummervollen Hälfte ihrer Ehe vermieden, stand meine Mutter vereinzelt, da sie den Umgang mit Bürgersfrauen weder

suchte, noch von ihnen gesucht wurde! — Eben so wenig kam ich je, in Gesellschaft von Bürgermädchen, und die Achtung mit der Menschen aus höhern Ständen, die, als ich heranwuchs, nebst den Verwandten, meinen Umgang ausmachten, mir begegneten, ließ mich nie daran denken, daß von Gesellschaften, in welche die Geburt meiner Mutter mich einführte, — der Stand meines Vaters, mich ausschließen könnte!

Sie selbst finden in Ihrem Leben, die Bestättigung dieser Erfahrung auf's Neue; auch die ungleiche Ehe Ihrer Aeltern, scheint auf das Glück und die ungetrübte Zufriedenheit Ihrer Tage entscheidend wirken zu wollen, nachdem schon Ihre Aeltern, besonders Ihre verehrte Mutter, durch manchen bittern Augenblick, das Glück ihrer Ehe hatte erkaufen müssen. — Soviel, meine Louise, zur Erwiederung auf den freundschaftlichen Antheil, den Sie an meiner Geschichte nahmen, aber nicht Alles, was ich auf Ihren vorletzten Brief zu erwiedern habe.

Ich muß heute schließen, um dieses Briefes Aufgabe nicht zu versäumen. Es gilt ja Herminen zu beruhigen, zu enttäuschen, und ihren Aufenthalt so bald wie möglich zu erfahren. Noch einmahl den wärmsten Dank, für Ihre thätige Freundschaft und herzliche Theilnahme, von

Ihrer

Sophie v. S**.

N. S. Noch füge ich hinzu, daß eben vor kurzen (am 25. v. M.) die schöne Rosa, die Sie in Baden sahen, die Tochter des Hauptmannes Kolmar, sich mit einem jungen reichen Großhändler zu Triest vermählte.

Die Ehe des jungen Paares verspricht glücklich zu werden, da innige Liebe sie schloß, und Gleichheit heiliget.

Die Obige.

Fünf und achtzigster Brief.

Henriette v. S** an Frau v. S**.

**heim am 2. Jänner 1847.

Liebe gute Sophie!

Du weißt schon, daß ich sehr schwer zum Briefschreiben komme, und da überdieß Dein Gatte, uns mittlerweile besuchte und uns von Dir Nachricht brachte, indem er zugleich unser Befinden persönlich sah, so verschob ich die Beantwortung Deines lieben Schreibens immer, bis ich einmahl Zeit haben würde.

In unserm Hause brachte der Eintritt eines Hofmeisters und einer Gouvernante, bedeutende Veränderungen hervor. Ich will nicht davon reden, daß es überhaupt schon merklich ist, wenn eine Familie sich um zwey erwachsene Personen, und zwey Kinder, da August und Heinrich nun zu Hause sind, vermehrt; ist doch dafür meine gute Mutter, die im Sommer einige Monathe hier bey uns zubrachte, jetzt wieder in der Stadt; — aber es herrscht seit dem Beginne dieses Schuljahrs, ein ganz anderes Leben im Hause, das durch den Winter noch begünstigt wird. Die Kinder haben in regel-

mäßiger Abwechslung, ihre Stunden in den deutschen und lateinischen Gegenständen, beym Hofmeister, im französischen und im Clavier, bey der Gouvernante, Mademoiselle Lisette. Den letzern Unterricht genießen die Mädchen und Sigmund. Ich kann zwar nicht beurtheilen, ob zweckmäßig vorgeschritten wird, da ich selbst seit den ersten Jahren unserer Verheirathung, beynahe keine Taste mehr berührte; und alles wieder vergessen habe, aber ich bemerke doch, daß alle drey bereits ein wenig klimpern, die jüngern beyden aber mit mehr Lust, als Minna; besonders scheint Friedrike keine üble Hand für's Clavier zu haben. Nur Schade, daß die ältern Knaben keinen Unterricht in ihren Instrumenten haben. Heinrich übt sich zwar noch manchmahl auf seiner Flöte, aber der lebhafte August, nimmt fast nie seine Violine zur Hand; indem er, wie er sagt, mit dem Alten keine Freude mehr hat, und wieder Neues lernen will.

Der Hofmeister zeichnet ein wenig, und unterrichtet wöchentlich zwey- oder dreymahl Minna im Zeichnen nach Musterblättern, worin sie gute Fortschritte macht, allein mir ist es doch fatal, da ich sie übrigens ganz unter meine, und der Mademoiselle Obhut stellte, die auch, da sie die deutschen Gegenstände zur Genüge inne hat; Geographie und Geschichte mit ihr vornimmt — Mir ist es um so fataler, da der Hofmeister ein junger, hübscher Mensch ist, und sie mit einer gewissen Galanterie behandelt, die ihr ganz neu ist.

Ueberhaupt fängt Minna an, meine Besorgniß zu wecken, da ein gewisses empfindsames Wesen an ihr merklich wird, das sich bis auf Kleinigkeiten erstreckt. So z. B. auf die geringsten, unbedeutendsten Thiere. Sie läuft vor einer Spinne, einer Kröte oder Eidechse ꝛc., kann keine Fliege, keinen Käfer

tödten; keinen Hund schlagen sehen, und als zu Weihnachten ein Paar Schweine geschlachtet wurden, verkroch sie sich in den Keller, um sie nicht schreyen zu hören. Das Alles möchte noch hingehen, aber diese kranke Empfindlichkeit, scheint sich auch auf ihr moralisches Gefühl zu erstrecken. Höre selbst.

Es ist schon seit Jahren bey uns Sitte, daß die Kinder einen Weihnachtsbaum bekommen. Sie empfangen da nicht nur Spielsachen, sondern meistens auch, die etwa gerade nöthigen Kleidungsstücke, und gewöhnlich noch etwas Geld, das in ihre Sparbüchsen, zu spätern kleinen Einkäufen bestimmt ist. Minna bekam dießmahl, unter anderem — Zeichenmusterblätter ꝛc.; — ein Paar Sammtstiefelchen und — einen Ducaten. Dieser Letztere war auf Ohrringe bestimmt; — Du weißt, daß sie dieses Jahr gefirmt werden soll, und ich wünschte ihr bey dieser Gelegenheit Ohrringe zu schaffen, wie sie für ein so großes Mädchen sich schicken, die ich aber noch nicht kaufte, um die Erinnerung an dieß heilige Sakrament, in ihrem Gedächnisse damit zu verknüpfen. — Minna ward roth vor Freude, denn es waren überdieß auch ihre ersten Sammtstiefelchen, und — ein Ducaten überstieg offenbar ihre Erwartungen.

Indessen während die andern Kinder noch des Jubels kein Ende fanden, ihre Kuchen und Früchte kosteten, und mit ihren erhaltenen Geschenken herumsprangen, verdüsterte sich ihr Gesicht allmählich, und sie verschwand endlich aus dem Kreise der übrigen. Ich hatte dieß letztere nicht sogleich bemerkt, und ward erst durch die Kinder, die sich gegenseitig über Minna's Außenbleiben befragten, darauf aufmerksam. Ich gewahrte jetzt, daß der ihr bestimmte Kuchen, die Sammtstiefelchen, und der Ducaten weg waren; und eilte da mich dieß befrem-

dete, in das Zimmer der Mädchen, das ich aber verschlossen fand, da auch die Mademoiselle beym Christbaume war. Ich ging wieder hinüber, und befragte diese über Minna's Abwesenheit; — sie erschrack, allein sie wußte ebenfalls nichts. Nun ging ich mit meinem Manne selbst in die Gesindestube hinab, wo wir sie auf der Treppe, ohne Licht begegneten. Auf unsere Frage, wo sie gewesen sey, wollte sie nicht antworten, und erwiederte endlich zögernd: „In der Gesindestube.“ Auf unsere weitere Frage, was sie dort gemacht habe, fing sie zu weinen an, und auch auf meine Frage, wohin sie ihre Sachen gebracht habe, antwortete sie nur mit Thränen. — Ich ließ sie daher mit dem Vater hinaufgehen, und ging allein in die Gesindestube, wo unsere Leute bey Most, Kuchen, u. s. w. beisammen saßen. Man wußte nur, daß Minna hereingeschlichen war, und leise mit der alten Hanny verkehrt hatte, worauf diese fortgegangen sey.

Diese Hanny ist eine arbeitsscheue Bettlerin, die mit ihren drey Kindern in der Gegend herumzieht, und bald da bald dort, etwas erschnappt, im Sommer wohl auch zur Arbeit verwendet wird. Ich hatte ihr erlaubt, heute mit ihren Kindern zu kommen, und sie war gleich den Leuten, mit Most, Kuchen und Brot betheilt worden. Ich ahnete nun wohl, was geschehen sey, und ging hinauf um Minna zur Rede zu stellen. „Du hast Deinen Kuchen der alten Hanny gegeben?“ — Ja! — „Auch den Ducaten?“ — Sie antwortete nur durch Schluchzen; und indem sie bejahend nickte; — aber wozu die Sammtstiefel?“ — Für ihre Kathi. — „Albernes Kind, wozu braucht diese — Sammtstiefel?“ — Ach sie muß ja in bloßen Füßen gehen! — „Nun so hättest Du ihr alte Schuhe gegeben, nicht Deine neuen! — und wie konnte Dir

einfallen, der Alten den Ducaten zu geben, der auf Deine Ohrringe bestimmt war? — Nun hast Du nichts, undankbares Kind!" —

Nun brach ihr Schmerz noch heftiger aus, als sie die längstgewünschten Ohrringe verloren sah; — es war mir jedoch leicht, die Quelle dieser unzeitigen übel angewandten, und eigenmächtigen Wohlthätigkeit zn entdecken. — Sie hatte vor Kurzem, in einer Sammlung von Jugendschriften etwas Aehnliches gelesen; dort waren noch überdieß die eigenmächtigen kleinen Wohlthäter, belobt und doppelt beschenkt worden; — sie wollte nicht minder edel seyn, als jene Kinder, und gab, obgleich mit etwas schwerem Herzen, ihre Weihnachtsgeschenke, der alten Bettlerin.

Ich gab ihr eine ernste Lehre, künftig nicht wieder eigenmächtig zu handeln, und wenn sie Gutes thun wolle, erst ihre Aeltern prüfen zu lassen, ob der Gegenstand ihres Mitleides auch ein würdiger sey. Ich wußte bey der ganzen Sache nicht, ob ich lachen, oder mich ärgern sollte, da doch das Geschenk das sie gegeben hatte, für unsere Umstände zu groß war. Die alte Hanny bekam von meinem Mann einen tüchtigen Verweis. — Die Sammtstiefelchen gab sie auf Verlangen gern selbst zurück, und erhielt dafür warme Patschen. — Zwar neigt sich Minna's Gemüth überhaupt zur Wohlthätigkeit, und ich würde vielleicht in meinen Geschäften, manchmahl diese christliche Pflicht versäumen, wenn sie nicht immer bitten käme, oder mir die Schlüssel abbettelte, um selbst Mehl, Schmalz, Rüben, Bohnen oder Kartoffel 2c., zu hohlen, und auszutheilen.

Was Du mir über Heinrich schreibst, weis ich Dir herzlich Dank; ich hatte zwar das meiste schon selbst dunkel em-

pfunden, aber ich hatte noch nicht mit dem Ernst darüber gedacht, den dieser Gegenstand erfordert. Fortwährende Beschäftigung ist wohl das Beste für ihn, so meint auch mein Mann, den ich darauf aufmerksam machte. Auch eine sorgfältige Beobachtung seiner Diät, hält er für nothwendig, und ich hüthe ihn daher, vor allen erhitzenden Speisen und Getränken. Kaffeh bekommen unsere Kinder ohnehin nur des Morgens, und sehr schwach, Wein aber nur an hohen Festtagen oder an Familienfesten, in unbemerklicher Quantität. Ich hüthe ihn jetzt noch mehr, und zwar vorzüglich vor Fleischspeisen, vor vielem Brotessen, und vor Germspeisen, ꝛc. Dagegen sorge ich, daß er vom Gemüse und Obstspeisen esse. Meine Sorgfalt schien ihm bemerklich zu werden, und ich sagte ihm also, um weitern Fragen auszuweichen, es geschehe aus Vorsicht, um einer zu befürchtenden Krankheit vorzubeugen. Sein Aussehen mache diese Vorsicht nöthig, er sey auch gestern Abends beym Spielen, sehr roth gewesen, und müsse fleißig Wasser trinken, um sich abzukühlen. Mein Mann scheint wirklich eine Krankheit zu fürchten, wenigstens nimmt er die Sache sehr ernst, und hat sogar dem Hofmeister aufgetragen, Acht zu geben, ob die Knaben ruhigen Schlaf hätten. Heinrich soll etwas unruhig seyn. Sollten wohl gar noch weitere Folgen, oder wohl gar der Anfang eines traurigen Uebels zu fürchten seyn? Dieser Gedanke macht mich sehr niedergeschlagen. —

Aber auch was Du mir über Beaufsichtigung derjenigen schreibst, denen wir die Erziehung unserer Kinder anvertrauen, ist für mich eine Quelle mütterlicher Sorge geworden. Ich hätte vielleicht kaum daran gedacht, daß eine Aufsicht nöthig seyn könnte; und doch ist mir bis jetzt die Nothwen-

digkeit einer solchen schon in mancher Hinsicht klar geworden. Ich fürchte nähmlich, daß die Ansichten des Hofmeisters in religiöser Beziehung nicht die richtigsten sind, und sitze mitunter auf Nadeln, wenn er mit meinem Manne auf Religion zu sprechen kommt, und die Kinder dabey sind! — Lebe wohl, Dich küßt

Deine
aufrichtige Schwägerin
Henriette.

Sechs und achtzigster Brief.

Frau v. S** an Herrn Ritter v. S**.

Gratz am 3. Jänner 1847.

Ich lege noch ein Blättchen bey *), da ich eben Deinen lieben Brief erhielt; — ich bedaure Dich über den Schnupfen, von dem Du schreibst, da ich glaube, daß er Dir beym mündlichen Vortrag sehr hinderlich seyn wird. Freylich sind bis dahin noch einige Tage, wenn er auch sogleich nach dem schriftlichen Concurse ist, aber es läßt sich nur auch für diese fatale Sache fast nichts anwenden. Den Hals und die Ohren warm halten, und etwas Tabak schnupfen, möchte wohl das Einzige seyn, was sich thun läßt, und was ich Dir rathen möchte.

Ueber *meine* Gesundheit, mein theurer S**, sey nicht zu ängstlich besorgt, Du weißt ja, daß ich die Wichtigkeit der

*) Der Brief ist nicht da.

Pflicht fühle, sie für Dich und unsere Kinder zu bewahren. Auch ist mein Befindeu ganz beruhigend, nur fühle ich, daß ich den schweren Rudolf nicht allzuviel auf die Arme nehmen darf, und daß ich vor der Kälte mich sehr hüthen muß. — Rudolf's Heiserkeit ist besser, ich gebe ihm Kleyenthee mit weißem Zuckerkandel, den er gern nimmt, und der ihm sehr wohl bekömmt. —

Du willst es nicht glauben, daß Rudolf schon weiß, was ein Brief zu bedeuten hat? — Ich sage Dir indessen, daß er auch heute wieder große Freude hatte, als Dein lieber Brief kam, und ich ihm sagte, er sey vom Papa. Das Bildchen, das Du ihm schicktest, küßte er oft, und zerknitterte es dabey. Auch Deine Furcht, daß er Dich vergessen werde, ist sicher ungegründet. Nicht nur, daß er überhaupt zu sehr an Dir hängt, um Dich so schnell zu vergessen, sondern es hilft ihm die tägliche, stündliche Erinnerung. Unaufgefordert deutet er oft auf Dein Porträt, und verlangt auf den Sopha, um es zu küssen; besonders aber Abends vergißt er nie Dein Bild zu küssen, und faltet dabey seine Händchen zum Segen bitten. — Des Nachts, wenn er wach wird, deutet er schmerzlich: lala! Papa! aber desto freudiger horcht er, wenn ich ihm von Deiner Wiederkehr erzähle, und von den schönen Bildern, die Du ihm bringen werdest ꝛc. — Als ich vorgestern mit ihm bey Schwägerin Fanny war, da hättest Du sehen sollen, wie das arme Kind Dich suchte, weil sie ihn glauben machte, Du wärest da und hättest Dich versteckt, wie er in das andere Zimmer lief, als er in dem ersten Dich nicht fand!

Also ein Bilderbuch wirst Du Rudolfen bringen? — Das wird ihn sehr freuen, und ist auch ein nützliches Spielwerk. Bilderbücher üben nicht nur das Auge (also das Anschauungs-

vermögen) des Kindes, und seinen Beobachtungsgeist, sondern sie sind auch der erste Weg zum Unterrichte und zur Beybringung von Begriffen; sie wecken und befördern also auch die Entwicklung des Vorstellungs- und des Begreifungsvermögens.

Lebe wohl, theurer Gatte, ich muß siegeln, da es Zeit zur Aufgabe ist, Rudolf zeigt mir auf meine Frage, wie er Dir schmeicheln wird, wenn Du wiederkehrst, — und ich bin wie immer

Deine

treue Gattin

Sophie.

Sieben und achtzigster Brief.

Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**.

*bey Salzburg am 7. Jänner 1847.

Geliebte meiner Seele!

Mit freundlicher Danksagung für Deine letzten an mich gerichteten Zeilen und für den auch mir interessanten Brief, den Du meiner Louise (die einen Einschluß *) beylegt) schriebst, ergreife ich die Feder, um Deinem Wunsche zu genügen, und Dir von dem geistigen Zustande meines verirrten Sohnes zu schreiben, was ich weiters sagen kann.

Seit jenem Tage, an dem ein so merkwürdiges Tischgespräch Ferdinands religiöse Zweifel erschütterte, war sein Be-

*) Er ist nicht da.

tragen merklich verändert; seine Stimmung schien indessen nicht heiterer, sondern im Gegentheile, ernster und nachdenkender zu werden. Er vermied den Domherrn nicht mehr, aber er konnte eine innere Beklemmung in seiner Gegenwart nicht bemeistern. — Zu Anfange des vorigen Monats wandte ich mich an den Domherrn, und bath ihn um Aufschluß über Ferdinands räthselhaftes Benehmen. Ich äußerte die neuen Befürchtungen, die ich glaubte daraus schöpfen zu müssen; allein er ergriff mit menschenfreundlichem Wohlwollen meine Hand. „Sie haben nicht Ursache, unruhig zu seyn, — denn ich bin ruhig; ich bin zufrieden mit Ferdinands Stimmung; — denn ich lese Reue und Beschämung darin, er darf jetzt nicht heiter und unbefangen seyn, das würde Leichtsinn verrathen. Ihr Sohn war nicht leichtsinnig, er hatte sich nur durch irreligiöse Schriften und durch den allgemein herrschenden Leichtsinn über religiöse Gegenstände verführen und hinreißen lassen, Grundsätze zu den seinigen zu machen, deren sträfliches er nicht fühlte, und die durch einen Anstrich von philosophischer Begründung sein Vertrauen bald gewonnen hatten.

Unzählige jener lauen Christen, die jetzt die Mehrzahl unserer Gemeinschaft ausmachen, fehlen nur aus Leichtsinn und Unüberlegtheit, indem sie in eine Sitte sich fügen, die den Schein vernünftiger Begründung für sich hat, und ihrer Eigenliebe schmeichelt. Ferdinand fühlt jetzt, daß seine Abtrennung von der Kirche, seine Lauheit, gegen sie sträflich war; er nähert sich ihr, aber er hat nicht den Muth sie zu suchen; — nicht den Muth, seine Kälte gegen sie auch nur zu gestehen. — „Aber wohin wird diese falsche Scham ihn führen, fragte ich besorgt, — wenn er wieder in die Welt zurücktritt, und die Versuchung ihm zu mächtig wird, in der Bemerkung, daß seine Ansichten

so allgemein seyen? — Wird nicht ein falscher Stolz ihn auf's Neue irreführen, und er dann noch sträflicher seyn, weil seine Verirrung freywillig seyn wird?" — Er reichte mir mit freundlicher Würde die Hand. „Ihr Muttergefühl läßt sie vergessen, daß Ferdinand noch eine Mutter hat! — Er ist ein Sohn der Kirche, in deren Schooß er durch die heilige Taufe aufgenommen ist, und diese Mutter sucht ihre Kinder, wenn sie dieselben auf Irrwegen sieht; ihr ist Reue schon genug, um ihren Kindern nachzugehen, und Verzeihung zu bringen. Ich bin Priester, ich verspreche Ihnen die Rückkehr Ihres Sohnes, denn ich bin überzeugt, daß ich sein Vertrauen gewinnen werde."

Ich war vollkommen beruhigt, und hoffte von der Zukunft, vielleicht schon von den nächsten Tagen, die Aenderung von Ferdinands trüber Stimmung. Aber ein unseliger Zufall mußte meine Hoffnung dießmahl vereiteln. Des andern Tages, eine Stunde vor Tische, fuhr ein Wagen in den Schloßhof, und brachte uns, wie dieß wohl bisweilen geschieht, einen Gast. Es war der Abbé Saliere, und sein Besuch galt im Grunde mehr dem Domherrn, als uns selbst. Mir war dieser Besuch um Ferdinands willen nicht ganz angenehm, da ich ihn als einen bigotten, frömmelnden Geistlichen kannte.

Sein Kopf ist immer etwas geneigt, seine Miene fast immer lächelnd, sein Auge sieht nie gerade und unbefangen in das desjenigen, mit dem er spricht, es ist immer aufwärts gerichtet, und begegnet uns mit einem Ausdruck von erkünstelter Naivetät, während es gewöhnlich Heiligkeit und Schlauheit auszusprechen scheint. Dabey sind seine Hände unter der Brust übereinandergelegt, und alle seine Bewegungen haben etwas Mädchenhaftes, das mit seiner nicht eben kleinen, und ziemlich

hagern Gestalt contrastirt. Denke, welchen Eindruck schon die Erscheinung dieses Mannes auf Ferdinand machen mußte.

Bey Tische kam die Rede auf das zu Ende gehende Jahr, das Theuerung und Mißwachs in seinem Schooße gebracht hatte. „Das ist Strafe Gottes, äußerte der Abbé, die Welt ist zu verderbt, und wenn Gott auch lange zusieht, am Ende muß er doch strafen!“ — Wenn es so ist, nahm ich das Wort, als Niemand etwas erwiederte, so ist es nur zu bedauern, daß die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden müssen.“ — „Es ist freylich zu bedauern, fuhr er fort, aber es muß so seyn, um der göttlichen Gerechtigkeit genug zu thun.“ — „Ich dächte, nahm jetzt Ferdinand das Wort, es läge darin gar keine Gerechtigkeit, — am wenigsten aber eine göttliche, wenn absichtlich die Unschuldigen mit den Schuldigen gestraft würden; es mag daher wohl eine unvermeidliche Folge, aber nicht gerade Gottes Absicht seyn, auch die Unschuldigen mitleiden zu lassen.“ — „Ich behaupte aber, fuhr der Abbé fort, indem er mit lächelnder Miene und naivem Blick sich an ihn wandte, daß gerade eine göttliche Gerechtigkeit darin liegt. Sehen wir nicht, daß Gott den Allerunschuldigsten, seinen eigenen Sohn, für die Schuldigen leiden ließ?“ —

Ferdinand zog die Augenbraunen zusammen, und besann sich einen Augenblick, bis er sagte: Christus war Gott, und was er litt, geschah freywillig; aber es ist jetzt von Menschen die Rede, die keineswegs freywillig leiden. — „Und warum denn nicht? — entgegnete der Abbé mit der größten Sanftmuth und Naivetät; — wenn sie gute Christen sind, so werden sie gewiß freywillig leiden, denn sie werden Gott danken, daß er ihnen ein Leiden auferlegt hat, das zur Strafe für ihre verderbten Mitmenschen und also zu deren Bes-

serung gereichen kann, und werden sich glücklich schätzen, zur Ehre Gottes mitzuwirken.“ — „In wie fern glauben Euer Hochwürden, daß die guten Christen in diesem Falle zur Ehre Gottes mitwirken?“ fragte Ferdinand, der seinen Unmuth kaum mehr verbergen konnte. — „Ich meine nur, stotterte der Abbé etwas verlegen, — durch ihre Sanftmuth und Geduld im Leiden, durch die sie den Nahmen Gottes verherrlichen!“ —

„Ja freylich, fiel ihm Ferdinand fast spöttisch in die Rede, aber ich dächte nur, in diesem Falle wäre es besser gewesen, Gott hätte die Frommen allein gestraft, — das hätte allerdings die göttliche Gerechtigkeit in einem noch glänzenderen Lichte gezeigt, und zur Verherrlichung seines Nahmens noch mehr beygetragen.“

Der Abbé verlor einen Augenblick lang seine Fassung, — ja wohl, — das ist wahr, — aber — hier fand er seine Fassung wieder, und fuhr fort; — aber indessen, da Gott die Sünder strafen wollte —

F. Euer Hochwürden sind sehr genau mit Gottes Absichten vertraut; und auf diese Art wird es uns bald möglich seyn, zu berechnen, wo die Verderbniß am größten ist. Was sollen dann wir Katholiken dazu sagen, wenn wir sehen, wie das katholische Irland ein Raub des Hungers zu werden beginnt, während in Großbrittanien die Noth weit gelinder ist?

Abbé. Gott hatte nicht die Absicht, Irland um seines katholischen Bekenntnisses willen zu strafen, er wollte dadurch nur die Königin, eine Anhängerin, oder vielmehr das Oberhaupt der anglikanischen Kirche strafen, und wir finden in der heiligen Schrift mehrere ähnliche Beyspiele, besonders bey David.

Ja so, fiel ihm Ferdinand leichtsinnig in die Rede, was hat denn aber unser allerhöchstes Kaiserhaus verbrochen, daß es auf ähnliche Weise gestraft wird? —

Ich glaube, es wäre vermessen, nahm hier endlich der Domherr das Wort, wenn wir uns einbilden wollten, Gottes Absichten zu ergründen; und seine Zulassungen gleichsam vor einen menschlichen Richterstuhl zu stellen. — Wir können nicht anders glauben, als daß das Loos, das er uns auferlegt, ein gerechtes sey, da wir uns von Gott keine Ungerechtigkeit denken können; — warum es uns aber trifft, und ob um unserer selbst, oder um anderer verderbter Menschen willen, ziemt uns nicht zu entscheiden. Wir halten zwar im Allgemeinen das Ueble für Strafen, das Gute für Lohn oder Ermunterung, indessen wäre es vielleicht sehr unrecht, wenn wir diese allgemeine Voraussetzung als eine feste Norm annehmen, und nach ihr das Maß unserer eigenen oder der Schuld unserer Nebenmenschen berechnen wollten. Wir müßten dann in einem vielleicht bevorstehenden gesegneten Jahre den gerechten Lohn des Himmels finden, und uns einbilden, ihn durch Frömmigkeit und Tugend verdient zu haben, während unsere Lauheit vielleicht noch ebenso groß wäre, als in dem verflossenen Mißjahre. Dieß würde uns zu tausend Trugschlüssen führen, und uns veranlassen, über Religion und göttliche Gerechtigkeit zu grübeln, während wir Gottes Absichten und Fügungen nur Glauben und Ergebenheit entgegensetzen sollen."

Er wußte hier dem Gespräche eine andere gleichgültige Wendung zu geben, das auch bald lebhaft und allgemein wurde, nur daß der Abbé und Ferdinand am wenigsten mitsprachen. — Ich athmete wieder frey, als wir uns nach Tische erhoben, denn ich durfte hoffen, ein nochmahliges Zusammentreffen des

Abbé, mit Ferdinand werde nicht Statt finden; da dieser beym Kaffeh oder Thee gewöhnlich nicht erscheint. — Noch lebhafter ward mein Wunsch ein solches Zusammentreffen zu vermeiden, als eine Stunde später, auf's Neue ein Wagen vorfuhr, und eine Frau ausstieg, deren religiöse Gesinnung ich kenne, und von der ich weiß, daß sie nebst ihrem Gatten eine Frömmigkeit übt, die eben nicht zu billigen ist; weil sie mit ihren Pflichten sich nicht verträgt; denn es ist nicht allen gegeben, einen erhöhten Grad von Religiösität, mit vernünftigen, vorurtheilsfreyen Lebensansichten zu verbinden. Bey Frau v. Kahr ist dieß Letztere nicht der Fall. — Ihre Frömmigkeit ist nicht eigene Ueberzeugung, sie ist nur das Werk von Priestern, die aus dem einst leichtsinnigen Mädchen, eine gute Christin bildeten, ohne auf ihre Lebensverhältnisse die nöthige Rücksicht zu nehmen. Daher hat diese Frau auch eine an's abergläubische gränzende Verehrung für Priester im Allgemeinen, und besonders für solche wie der Abbé. Wenn ich Dir nun noch sage, daß diese Frau freudig überrascht war, den Letzteren hier zu finden; indem er ein Seelenfreund von ihr, und wenn ich nicht irre ihr geistlicher Führer ist, so wirst Du urtheilen können, wie bange ich erwartete, ob Ferdinand kommen würde, und wie unangenehm mir sein wirkliches Erscheinen war.

Der Zufall lenkte das Gespräch auf einen Gegenstand, in dem ich durchaus nichts Bedenkliches vermuthete, nähmlich auf den Tod eines Kindes, das die Aeltern wenig Tage nach der Geburt verloren hatten. Mir war ihr Verlust bekannt geworden, und ich hatte beyde Aeltern, besonders aber die Mutter, eine junge, gefühlvolle Frau, um so mehr bedauert, als ich wußte, daß sie schon das erste Kind durch

den Tod verloren, und sich bey erneuerten Hoffnungen, sehnsuchtsvoll auf die Geburt dieses letzteren Kindes gefreut hatte. — Eben hatte ich also, mein lebhaftes Mitgefühl und Bedauern geäußert.

„Sie weiß sich aber auch gar nicht zu fassen, nahm Frau v. Kahr das Wort.“ — „Freylich, als Christin sollte sie das Kind Gott aufopfern,“ setzte der Abbé hinzu. — Doch ich schreibe wieder im Dialog, da ich Dir das ganze Gespräch mittheilen muß.

K. Das Kind ist ja so am besten versorgt, und sie hat einen Engel im Himmel, und einen Fürbitter bey Gott. —

Ich Aber sie war doch Mutter, Muttergefühl läßt sich nicht läugnen und unterdrücken.

Abbé. (Mit leisem Tadel aber lächelnd.) Ja, aber als Christin, mußte sie ihre Sinne kreuzigen, und ihre Gefühle Gott aufopfern.

Ich. Das wird sie wohl auch, denn sie eine fromme Frau, (hier sahen Frau v. Kahr und der Abbé, sich mit einem bedeutungsvoll zweifelndem Blicke an,) sie wird sich als Christin in das Unabänderliche fügen, und ihr Leid mit Ergebung tragen, aber den ersten Schmerz zu überwinden, ist einer Mutter nicht möglich; ich weiß das aus eigener Erfahrung.

Abbé. Da liegt es ja eben, wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich würde Gott danken, wenn er mein Kind wieder zu sich nähme; und ich kenne eine Frau, die es im Christenthume so weit gebracht hat, daß sie mir, als ich kam sie zu trösten, freudig entgegen ging, und mir zurief: Wie preise ich den Herrn, daß er mir diese Prüfung sandte, und wie glücklich bin ich, mein Kind so gut versorgt zu wissen!

K. Ich bin auch Mutter, und liebe meine Kinder, aber wenn Gott sie heute nehmen wollte, — ich müßte ihm nur dankbar dafür seyn.

Ich. Das kann ich nicht, Gott hat Muttergefühl in meine Brust gelegt, und ich kann nicht glauben, daß er es uns umsonst gegeben habe.

Abbé. Indessen ist doch das Muttergefühl, eine weltliche Empfindung, darum müssen wir es Gott aufopfern. Wir müssen denken: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen!

Ich. Das muß eine Mutter, bey dem Verluste eines Kindes wohl denken, um nicht wider Gott zu murren; aber daß sie sich freuen soll, scheint mir unbillig, und ich kann keine Ursache zur Freude, aus dem Tode eines theuern Kindes schöpfen, dessen Geburt mich erfreute.

Abbé. Sehr natürlich, denn wenn das Kind gelebt hätte, wäre es tausend Gefahren ausgesetzt, nun es Gott zu sich nahm, ist es vor allen Gefahren geschützt.

K. (Seufzend.) Ja wohl, ja wohl, die Gefahren der Welt! — wir müssen ja beständig zittern für unsere Kinder, — es ist das größte Glück, wenn Gott sie wieder zu sich nimmt, so lange sie noch unschuldig sind.

Ich. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, müßten wir also die Geburt eines Kindes, betrauern? — Aber warum sollte denn Gott uns Kinder schicken?

Abbé. Unstreitig um das menschliche Geschlecht zu erhalten, und damit wir sie zu seiner Ehre erziehen sollen.

Ich. Wenn wir nun den redlichen Willen haben, das zu thun, und wenn wir hoffen, daß es uns gelingen wird, wie können wir uns über den Tod des Kindes freuen?

Abbé. Weil wir dadurch der Mühe überhoben sind, deren Erfolg noch immer zweifelhaft war. Wir haben nun keine Verantwortung mehr.

Ich. Aber auch kein Verdienst! — wir konnten das Kind mit Muttertreue erziehen, und so uns ein Verdienst für die Ewigkeit sammeln, das uns durch den Tod des Kindes entgeht; kann einer wahren, guten Mutter die Erziehung ihrer Kinder, eine lästige Mühe seyn? — und wird sie sich freuen einer angenehmen Pflicht enthoben zu seyn?

Abbé. Aber sie kann das Kind Gott aufopfern, und wenn sie auch das Kind gut erzogen hätte, so ist es für dasselbe doch noch besser, wenn es im Stande der Unschuld stirbt; weil es dadurch einen langen Kampf mit den Gefahren des Lebens erspart.

F. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, wäre also das Leben überhaupt ein Unglück?

Abbé. Gewissermassen — ja, die Welt ist ja ein Jammerthal.

Fr. Warum erweckte aber Christus den Lazarus, warum den Sohn der Wittwe zu Naim, die aus diesem Jammerthale schon erlöst waren? — Warum heilte er des Königs kranken Sohn? und unzählige Andere?

Abbé. (Etwas verblüfft.) Freylich — das that er um seine Macht zu beweisen; —

F. (Einfallend.) Ich finde es aber grausam, daß er seine Macht auf Kosten Anderer bewies, er hätte ja lieber die Kranken durch einen sanften Tod erlösen können, statt sie zu heilen, und den Gefahren des Lebens auf's Neue Preis zu geben.

Abbé. Freylich — indessen —

F. (Lachend.) Indessen, glaube ich, daß Christus, der Gottmensch, indem er selbst menschlich empfand, uns überzeugte, es sey weder Schande noch Unrecht, menschlich zu fühlen, und daß er indem er die Todten erweckte, nicht nur seine göttliche Macht, sondern auch seine göttliche Erbarmung zeigen wollte, indem er Schmerz in Freude verwandelte. Wenn ein früher Tod ein Glück für uns wäre, warum verspricht das vierte Geboth Gottes, uns ausdrücklich langes Leben, als Lohn, für treuerfüllte Kindespflicht?

Abbé. (Sich mühsam fassend.) Freylich — in manchen Fällen, indessen alle unsere Klagen, werden doch das gestorbene Kind nicht wieder aufwecken; — es ist daher —

F. (Heftig.) Es ist daher vernünftig sich zu fassen, das ist wahr, und die Vernunft fordert Fassung, aber nur nach und nach, wenn nun die Religion mehr fordert, wenn sie fordert, daß wir alles menschliche Gefühl abschwören sollen, um gute Christen zu seyn, so ist es kein Wunder, wenn Tausende von einer Religion sich lossprechen, die mit den Gesetzen der Vernunft und der Natur sich nicht verträgt!

Er war, indem er dieß mit glühendem Antlitz und heftiger Ereiferung sprach, vom Tische aufgestanden, und ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. Der Abbé, und Frau v. Kahr standen erschrocken auf, und machten Miene so schnell als möglich fortzugehen. — Der Domherr, der früher um den Abbé zu schonen geschwiegen hatte, und zuletzt durch Ferdinands Heftigkeit verhindert wurde zu sprechen, nahm jetzt mit jener Würde das Wort, die dem Gegenstand angemessen ist: Sie haben ein Wort gesprochen, mein junger Freund, das eine ernste, ich muß sagen, eine sehr ernste, Erwiederung verdient. Wehe dem Menschen, der durch irrige

menschliche Ansichten, — sich hinreissen läßt, einer Religion zu entsagen, deren göttlichen Ursprung er sich nicht läugnen kann. Wehe ihm, sage ich, denn er hat den kalten Götzen der Vernunft, — das Höchste, Heiligste geopfert, was je im Menschenbusen lebte! er hat eine Religion, deren größtes Geboth das der Liebe ist, hingegeben, und unterwirft sich den Gesetzen der Natur, die ihn zum Spielball zügelloser Leidenschaften machen! Er entbehrt die süßen Tröstungen der Religion, mit ihnen, — den frohen Aufblick in die Zukunft, und in ein besseres Jenseits; den ruhigen Blick zurück, in eine, wenn auch fehlerhafte Vergangenheit. Für ihn gibt es keine wahre Tugend, denn auch das Gute was er thut, — ist eine Furcht der grübelnden Vernunft, — es ist nicht Tugend, — nein — es ist Berechnung, — Naturtrieb höchstens noch!

Ferdinand war heftig erschüttert. Indessen waren der Abbé, und Frau v. Kahr bereit zu gehen, Louise überhob mich der Mühe sie zu begleiten, und ich begann wieder zu hoffen, als sie fort waren; denn Ferdinand wandte sich schüchtern an den Domherrn: Wenn aber Vernunft und Natur, mich dennoch zum Guten führen?

Dann, erwiederte der Domherr sehr sanft, wäre es nur ein Beweis, daß es in Ihrer Macht stand, auch ein guter Christ zu werden, und daß es Ihre Schuld ist, wenn Sie es nicht sind. Wenn schon die kalte Vernunft, Sie zum Guten führen könnte, um wie viel mehr müßte es eine Religion, die alles in sich faßt, was den Menschen veredeln und erheben kann.

F. Wenn ich aber den Forderungen dieser Religion nicht genügen kann, wenn sie etwas fordert, das gegen Natur- und Menschenrecht streitet?

D. Sie selbst, mein Freund, haben so schön bewiesen, daß Christus der Gottmensch selbst Natur- und Menschenrechte anerkannte, daß ich diesen Einwurf von Ihnen kaum erwartete. Ich bin genöthigt Sie zu erinnern, daß Menschen, auch die besten Menschen, irren können, und daß der dessen Ansichten sie eben empörten; — ein Mensch ist! — Sollen wir einen werthvollen Diamant deßwegen ohne Prüfung wegwerfen; weil ein Pedant uns überreden will, daß wir uns beständig damit verwunden und wehe thun müßten, um seinen Glanz zu erhalten? Ist es nicht der Mühe werth, diese Eigenschaft zu erproben? — Oder ist die Religion keiner solchen Prüfung werth; daß wir sie wegwerfen, ohne zu prüfen? Ich muß Sie an meine neuliche Behauptung erinnern, daß es in keinem Stande so schwer sey, als eben in dem Meinigen, den rechten Ton im Umgange zu treffen; weil man bey jedem andern Stande, den Menschen, von seinem Stande trennt, nur bey dem Priesterstande nicht. Sie selbst haben den Beweis für meine Behauptnng geliefert, denn Sie waren im Begriffe, die ganze Religion zu verwerfen; weil die Meinung eines ihrer Diener, — die — eines vielleicht irrenden Menschen war.

Lassen Sie uns nun den einfachen Fall von dem die Rede war noch einmahl betrachten. — Was wird in diesem Falle die Vernunft, für eine Mutter thun? Sie wird ihr zeigen, daß sie in das Unabänderliche sich fügen muß, daß alle Klagen deßhalb nutzlos sind, weil sie das Verlorene nicht wieder bringen; und daß man der Nothwendigkeit sich fügen müsse.

Aber welches sind die Wirkungen der Religion in demselben Falle? — Sie wird nicht nur die Gründe der Vernunft wiederhohlen, sie wird mehr thun, — sie wird auch trösten. Sie wird durch die schöne Hoffnung eines Wiedersehens, das gebeugte Mutterherz erheben, durch die Erinnerung an eine fortdauernde geistige Gemeinschaft und Verbindung mit ihrem Kinde, durch die Gemeinschaft der Heiligen, ihr die Trennung erleichtern, und endlich durch das Bewußtseyn, es ist Fügung eines weisen, höchst gütigen Gottes, — eine viel sanftere Ergebung bewirken, als die Vernunft es durch Darstellung der Unabänderlichkeit wird.

Wir wurden hier durch den Grafen Deuxponts unterbrochen, der einen Spatzierritt zu uns gemacht hatte, und unsere fast zu ernst gewordene Unterhaltung angenehm unterbrach. Ich bemerkte nur noch daß Ferdinand sich an den Domherrn wandte, und schloß, da ich seine Miene nicht sehen konnte, aus dem herzlichen Händedruck, mit dem der Erstere ihn gleichsam entließ, indem er sich erhob um den Grafen zu begrüßen, — Gutes. Nach dieser Zeit ereignete sich nichts Merkwürdiges mehr in Bezug auf Ferdinand, als daß der Domherr ihm, wie ich bemerkte, einige Tage später rieth, eine kurzgefaßte Kirchengeschichte zu lesen; ein Rath, den Ferdinand befolgte.

Von dem Grafen, kann ich auf Deine Frage nur wenig erwiedern; ich müßte mich sehr täuschen, wenn er nicht Liebe für Louisen fühlte, von ihr aber weiß ich gar nichts zu sagen. Sie ist zu verschlossen, um die Art ihrer Gefühle zu verrathen; allein sie bekennt offen, daß sie ihm gut ist; — sie spricht viel von Freundschaft, und es ist merklich, daß der Graf mit ihrer Begegnung vor der Hand zufrieden ist. Ich

bin es weniger, weil ich sie kenne, und vermuthen muß, daß hinter dieser Begegnung irgend etwas steckt. Ihr Benehmen ist zu unbefangen für Liebe, und Freundschaft? — gibt es eine zwischen jungen Wesen verschiedenen Geschlechtes? —

Lebe wohl, theuerste Carolina, mit der zärtlichsten Schwesterliebe,

Deine

Schwägerin

Antoinette v. Seeheim.

Acht und achtzigster Brief.

Frau v. S** an Herrn Ritter v. S**.

Gratz am 9. Jänner 1847.

Mein geliebter Gatte!

Eben jetzt um Ein Uhr erhalte ich Dein liebes Schreiben, aus dem ich die, Gott sey Dank, glückliche Beendigung Deiner Geschäfte ersehe, und Dir dazu Glück wünsche. Nichts also weiter von dem Concurse, den Du hinter Dir hast, sondern nur von Deiner baldigen Ankunft.

Eingeschlossen erhältst Du ein Blättchen mit tagebüchlichen Notizen über unsere Existenz seit meinem letzten Schreiben, und den kurzen Inhalt eines Briefes, der gestern an Dich kam, und den ich nach Deiner Weisung aufbrach.

Du fragst um mein und Rudolf's Befinden? — Um das Meinige, mein Anton, sey ganz unbesorgt, — Rudolf's Hei-

serkeit ist in einen Husten übergegangen; aber mit fleißigem Theetrinken und Warmhalten (ich legte ihm auch Abends ein Schnittchen frischen Speck auf die Brust, und ein warmes Tuch darüber) ist auch Rudolf beynahe ganz wieder hergestellt. —

Was mir bey seinem Uebelbefinden fast die meiste Sorge machte (denn Gefahr glaubte ich keine fürchten zu müssen), ist der Umstand, daß ich ihm Anfangs, wenn er, wie man zu sagen pflegt, streitig war, zu viel nachgab, wodurch er schlimm wurde, und einige Mahle recht boshaft schrie. Jetzt, wo er besser wurde, hatte ich mehr Courage, gab ihm tüchtige Paar Klopfer, und das wirkte augenblicklich. Man muß wohl bey kranken Kindern recht seinen ganzen Muth zusammenfassen, und eine nöthige Bestrafung ja nicht etwa um einer Unpäßlichkeit willen aufschieben. Allein man gibt ihnen gewöhnlich zu viel nach, entschuldigt ihre üble Laune und ihre Unarten durch ihr Uebelbefinden, läßt ihnen allen Willen, und hat in der Folge mürrische, boshafte Kinder vor sich, denen die Nachwirkung einer zu großen Nachsicht bey frühen Krankheiten, oft für ihr ganzes Leben lang bleibt.

Wie nöthig ist z. B. bey Rudolfs Heftigkeit die größte Vorsicht; — Du weißt, wie selbst seine Liebkosungen oft heftig sind, wie er dabey zittert und mit den Zähnen knirscht; wahrhaftig er würde ausarten, würde beißen, schlagen, und durch Schreyen bald der Tyrann seiner Umgebung werden, wenn man ihm den Zügel schießen ließe. Gott sey Dank, daß sein gutes Herz ihn vor vorsätzlicher, wirklicher Bosheit bewahren wird, und daß also seine Heftigkeit bey gehöriger Behandlung unschädlich bleiben wird. Du weißt, daß alle Verwandten und Bekannten ihn nicht nur für ein gutes, sondern auch für ein sanftes Kind

halten, weil er im ganzen brav und folgsam ist, und daß man ihn lieb hat. Ja man lächelt beynahe, wenn ich einmahl von ungefähr sage, daß es beständige Aufmerksamkeit brauche, den kleinen Schelm im Zaume zu halten, denn man denkt vermuthlich, das sey bey einem so sanften Kinde eben keine große Kunst.

Man scheint sich auch über die Menge von Spielsachen zu wundern, die Du ihm immer nach und nach bringst, und scheint den Grund ihrer Anschaffung bloß in zu zärtlicher Aelternliebe zu suchen; denn man bedenkt nicht, daß ein so lebhaftes und Gott sey Dank, thätiges Kind, Beschäftigung haben muß. Es wäre Thorheit, für ein Kind von noch nicht anderthalb Jahren, theure, kostbare Spielsachen anzuschaffen, aber es wäre ein sehr großer Fehler, ihm gar keine zu geben, und ihm also keine Beschäftigung anzuweisen; denn der Thätigkeitstrieb würde dann nur ausarten, und das Kind sich mit dem Verderben der Möbel, dem Erlangen anderer, in der Wohnung befindlicher, es reitzender Gegenstände beschäftigen, oder wenn man durch ewiges Bereden es davon abhielte, ganz ersticken müssen, und das Kind ein systematisch gebildeter Müßiggänger werden.

Rudolf lernt jetzt etwas Neues, und wird sich damit produziren, wenn Du kommst. Er lernt nähmlich allein, d. h. selbst essen, und stellt sich dazu recht geschickt; denn er führt den Löffel keineswegs zum Ohr, sondern gerade in's Mäulchen. Ich erwähnte neulich bey Schwägerin Fanny, als natürlich an einem fremden Orte, seine Semmel in der Milch ich ihm zu essen gab, daß er zu Hause schon selbst zu essen anfange. Aber es schien, daß die Frauen, — Schwägerin Fanny und ihre Schwester, die Landräthin, die eben da war, nicht damit einverstanden waren. Sie stichelten, daß man Kinder unter

zwey Jahren nicht sollte selbst essen lassen, weil es eine Sudeley wäre, und sie sich zu viel beschmutzten. Ja sie erzählten in allem Ernste und ganz beyfällig von einer Freundin, die, um das unordentliche Essen ihrer Kinder zu verhüthen, sich die Mühe nicht verdrießen lasse, und noch jetzt ihren Kindern, bereits 4 an der Zahl, wovon das älteste doch bereits 5 Jahre vorüber sey, lieber selbst zu essen gebe; indem alle 4 in einem Kreise um sie stehen müßten, und nach der Ordnung immer einen Löffel voll bekämen.

Ich konnte hier wohl ein Lächeln nicht unterdrücken, indem ich mir diese Scene vorstellte, und dabey dachte: Wann wird doch diese Frau ihre Kinder essen lehren, und wenn sie das, was ihnen doch offenbar am nächsten liegt, nicht thun dürfen, wann werden sie in andern Dingen zu einer freyen Selbstthätigkeit kommen?

Rudolf ist übermorgen ein Jahr und fünf Monathe alt, und da er schon jetzt den Trieb zeigt, selbst den Löffel zu führen, und sich nicht ungeschickt stellt, warum sollte ich ihn nicht etwas lehren, das seine Kräfte nicht übersteigt? — Natürlich wird es Achtsamkeit und Mühe brauchen, und ich werde ihm vor der Hand noch keine ganz flüssigen Speisen, z. B. Suppen, allein essen lassen, und ihm überhaupt eine zu große Eigenmächtigkeit nicht angehen lassen, eine Beschränkung, die dem kleinen Manne nicht behagt, die aber nothwendig ist, um Unordentlichkeit zu verhüthen.

Ich bitte Dich, lieber S**, schreibe mir nur gewiß, den Tag Deiner Ankunft, damit ich mit Rudolf Dir zum Bahnhof entgegen fahren kann. Wie wird der kleine Spitzbube sich freuen, den Papa wiederzusehen, den er so schmerzlich vermißte. — Ich fragte ihn jetzt, was ich Dir von ihm im Briefe schreiben

sollte. Er lief laut jubelnd von seinem Spielwerk zu mir, zeigte mir das Couvert Deines Briefes, das ich ihm gegeben hatte, und küßte mir die Hand! — Verstehst Du, was das heißt? Dein Brief freut ihn, und er küßt Dir die Hand! — Mit tausend Küssen, in Erwartung des frohen Wiedersehens,

Deine

treue Sophie.

Neun und achtzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Rosa L**.

Gratz am 10. Jänner 1847.

Meine theure Freundin!

Ihr Brief vom 20. v. M. zeigt mir so recht das Bild einer jungen Frau. Wie neu, wie fremd ist uns alles, wie sehnen wir uns in die gewohnten Verhältnisse und Umgebungen, ohne darum unsere Wahl zu bereuen, oder ein Opfer für den Gefährten unsers Lebens, für diesen unsern theuersten Freund, zu schwer zu finden.

So manche liebgewordene Gewohnheit opfern wir, so mancher von den unserigen verschiedenen Ansicht geben wir nach. Wir waren gewohnt, zurückgezogen zu leben, er führt uns in die Welt, und wir fügen uns in seine Wünsche, oder wir waren gewohnt, ein geselliges Leben zu führen, er wünscht Zurückgezogenheit, und wir freuen uns an seiner Seite, in seinem Umgange und in häuslichen Freuden, Ersatz für das zu

finden, was wir opferten. So fügt das Weib sich in Verhältnisse, während der Mann sich Verhältnisse schafft! — So finden Sie, meine Rosa, prächtig, was Ihr Herr Gemahl einfach findet, und wie es scheint, haben Sie beyde recht; nur mit dem Unterschiede, daß Sie den materiellen Werth, Ihr Gemahl hingegen die Darstellung in's Auge fassen. Es ist nur gut, daß, wie es scheint, Ihr beyderseitiger Geschmack sich begegnet.

Was Ihr Hauswesen betrifft, so können Sie, nach meiner Ansicht, jetzt wirklich nichts weiter thun, als was Sie schon begannen, — nähmlich, beobachten. Freylich wird es Sie nur langsam weiter führen, aber Sie werden doch dem Ziele näher rücken. Wie sehr möchte ich Ihnen eine erfahrene Freundin an die Seite wünschen; — sollte nicht Ihre gute Schwiegermama auf einige Zeit Ihre Führerin werden, da Ihre eigene Mutter, wie ich aus den Briefen derselben sehe, leider an das Krankenbette Ihres Vaters gefesselt ist?

Die herzliche Liebe, mit der Frau v. L** Sie aufnahm, und ihre bekannte Herzensgüte lassen mich dieß hoffen. Ich weiß durch meine Schwägerin, die mit ihr im Umgange steht, daß sie aufrichtig erfreut ist, eine so liebliche Schwiegertochter zu haben; ich glaube daher, daß Sie auf ihren Beystand rechnen können, wenn Sie erst in der Lage seyn werden, den rechten Gewinn daraus zu ziehen, was jetzt freylich noch nicht möglich wäre.

Ihre Frage, wie es mir möglich war, mich so schnell in meine häuslichen Verhältnisse und die Führung meines Hauswesens zu finden, könnte ich sehr kurz beantworten, — ich dürfte sie nur auf mein reiferes Alter aufmerksam machen. Allein ich hatte auch die praktische Uebung im älterlichen Hause

für mich, die freylich bey Ihrer Jugend noch nicht möglich war. Wie leicht muß einem Mädchen, das jahrelang gewohnt war, an der Führung eines Hauswesens Theil zu nehmen, dem weder die Besorgung des Einkaufes, noch jene der Küche fremd war, die Uebernahme einer eigenen, selbstständigen Wirthschaft werden. Bey mir war noch überdieß das neue Hauswesen ein ganz bescheidenes, keineswegs fremdartiges. Ich konnte es mir im Einverständnisse mit meinem Gatten nach dessen Verhältnissen und Geschmacke eintheilen, und es war also nicht erstaunlich, wenn ich gleich am Tage nach unserer Ankunft an einem fremden Orte, in meiner neuen Heimath, mein kleines Hauswesen in Gang setzte, da eine Magd schon früher aufgenommen war.

Freilich wird eine denkende Frau auch Hindernisse nicht scheuen, sie wird ohne frühere Uebung dennoch zum Ziele gelangen, aber auf Umwegen, da der gerade Weg ihr nicht mehr offen steht, sobald sie das väterliche Haus verlassen hat. — Sie hat nun Dienstleute, es ist ihr also kaum mehr möglich, Versuche zu machen, und sie kann nur aus guten Kochbüchern lernen, mit denen sie die Erfahrungen einer kurzen Lehrzeit, ihre Erinnerungen und ihre neuesten Beobachtungen vergleicht. Sehr vieles in Hinsicht auf den häuslichen Bedarf wird Ihnen auch die Uebernahme der Hauswirthschaftsrechnungen erklären; Sie werden sehen, was bisher gebraucht wurde, werden prüfen, ob die Angaben richtig seyen, indem Sie von Maß und Wage Gebrauch machen, und werden so in den Stand kommen, den künftigen und endlich den täglichen Bedarf zu beurtheilen.

Genießen Sie indessen Alles, was Ihre glückliche Lage in reichem Maße biethet, ohne zu große Sorgen für die Zukunft,

und glauben Sie, daß ich mit herzlicher Achtung und Theilnahme bin

Ihre

Freundin

Sophie v. S**.

Neunzigster Brief.

Frau v. S** an Julie Western.

Gratz am 19. Jänner 1847.

Endlich, meine Julie, die langersehnte Nachricht von Herminen.

Lies ihren Brief an mich, v. 11. d. M., den ich hier beyschließe, so wirst Du sehen, daß es nicht ihre Schuld, sondern eine Folge der weiten Entfernung war, die unsere Briefe in entgegengesetzter Richtung durcheilen mußten, wenn erst heute dieser Brief von ihr zu mir gelangen konnte; ein Umstand, den sie jetzt, beschämt und versöhnt durch die schuldlose Entwicklung jener ihr so schrecklichen Catastrophe, wenigstens eben so schmerzlich empfindet, als wir selbst. Vielleicht hast Du schon selbst einen Brief von ihr in Händen, der Dich unterrichtet; — ungewiß, was sie nun thun soll, was darf, ohne die Schicklichkeit zu verletzen, harrt sie mit Sehnsucht einer Antwort entgegen, aus der sie die Art und den Weg entnehmen könne, wie sie in den Kreis ihrer Theuern wiederkehren soll! Ich habe eben jetzt einige Zeilen an Wilhelm geschrieben, um ihn zu unterrichten, und ich zweifle nicht, daß er sogleich ab=

reisen, und mit Herminen, der jungen Gattin, heimkehren wird.

Doch nun zur Beantwortung Deiner beyden letzten Briefe, denn auch den vorletzten habe ich Dir noch nicht beantwortet, der doch mehr als irgend einer eine Antwort verdient. — Ja, liebe Julie, nimm meine ganze Bewunderung für die schöne, edle Lösung, der wahrlich schweren Aufgabe in Betreff Deines Bruders Alex. — Du hast so klug und besonnen, so schön und schwesterlich gehandelt, daß ich nicht ohne Thränen Deinen Brief lesen konnte. Wo ist das muthwillige, oft übermüthige Mädchen, das ich sonst in Julien zu finden gewohnt war? Ist es dieselbe, die nun mit Würde und Wärme zu ihrem Bruder spricht, — die seine Führerin, seine Mutter seyn will? — O wäre es wahr, dürfte ich wirklich mir einen Theil Deiner allmählichen Aenderung zuschreiben, wie glücklich würde ich mich fühlen!

Du bist eines jener herzlichen Wesen, die, ohne es zu wissen, Tugend üben. Dein Herz gleicht einer süßen Frucht, in harter Schale; wie ungerecht wäre der, der um der Schale willen den Kern verschmähen wollte, wie arg getäuscht derjenige, der durch die herbe, oft gar stechende Schale sich hindern ließe, den Kern zu entwickeln. Du fragst in bescheidener Natürlichkeit, was Tugenden seyen? und weißt nicht, daß Du sie übst. Aber ich muß endlich Deine Frage beantworten, Dein Streben nach Tugenden, so viel in meinen Kräften ist, unterstützen!

Die umfassendste Tugend, die ich kenne, ist — Selbstbeherrschung; — wenn es uns daher Ernst ist, Tugenden zu erwerben, so müssen wir uns unablässig darin üben, und darnach streben, und Du, meine Julie, bist

bereits auf dem schönsten Wege dazu. O wie viele Tugenden schließt das einzige Wort Selbstbeherrschung in sich. Ich glaube, daß der Mensch, der einmahl sich selbst vollkommen in seiner Gewalt hat, mit froher Zuversicht allen Stürmen des Lebens entgegen treten darf. Er wird sie bestehen, ohne zu wanken.

Der erste Schritt, den wir zur Erwerbung dieser wichtigen Tugend thun können und sollen, — ist häufiges Nachdenken über uns selbst und unsere Umgebungen. — Prüfen wir uns daher selbst oft und streng, prüfen wir jede unserer Handlungen, jedes unserer Worte, ja selbst unserer Gefühle! — Seyen wir sanft und bescheiden, — nachgebend und gefaßt; — aber hüthen wir uns vor Leichtsinn bey dieser geheimen Prüfung, — daß nicht unser gefährlichster Feind, die Eigenliebe, uns verleite, unser Betragen für tadellos zu halten. Denken wir uns ein anderes Wesen, das unsere Handlungen verrichtet, sich gleich uns benimmt u. s. w., das heißt: gehen wir aus uns heraus, um uns unpartheyisch zu beurtheilen. O wenn wir nur erst so weit sind, daß wir uns selbst unpartheyisch zu richten im Stande sind, so haben wir die beste Hoffnung, uns selbst auch beherrschen zu lernen!

Aber wie oft tritt, besonders im Anfange, die Eigenliebe uns heuchlerisch entgegen, und wehrt uns mit schmeichelnder Geberde das Fortschreiten auf dem Pfade der Selbsterkenntniß. Wie oft werden wir uns vielleicht schüchtern eingestehen, — bey dieser oder jener Gelegenheit, die Schranken der Sanftmuth überschritten zu haben, und zur Beschönigung unsers Fehlers des Unrechts uns erinnern, das uns geschehen sey, und bey dem wir wohl nicht gelassen bleiben konnten. Wie oft werden wir uns nur flüchtig fragen: Ob es unsere Schuld

sey, daß dieses oder jenes Wort fallen mußte, ob wir Veranlassung dazu gaben, ob über unsere Lippen ein unrechtes Wort gegangen, und die Eigenliebe wird uns, bereitwillig wie eine falsche Freundin, lossprechen von jeder Schuld, und wir mit froher Selbstzufriedenheit uns sagen: Ich habe mich streng geprüft, und kann mit mir zufrieden seyn; allein wir werden es vielleicht vermeiden, auch den Ton, in dem wir sprachen, auf die Wage zu legen.

So, meine Julie, werden uns überall Hindernisse entgegentreten, allein wir können und werden sie besiegen, und wir finden in der Religion — im Christenthume — eine mächtige Aufforderung und Stütze für unser Streben! denn die Selbstkenntniß, — die Selbstbeherrschung, bahnt uns den Weg zur christlichen Vollkommenheit!

So viel für heute; Dich küßt mit Liebe

Deine

Cousine

Sophie v. S**.

N. S. Mein Gatte ist, Gott sey
Dank, glücklich angekommen,
ich danke Dir für die Grüße,
die er von Dir mir brachte.

Ein und neunzigster Brief.

Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**.

*bey Salzburg am 21. Jänner 1847.

Geliebteste Freundin!

Ich schäme mich, indem ich Ihren letzten Brief vom 29. v. M. zur Hand nehme, des wenigen Verdienstes, daß ich bey Herminens Ausforschung habe, und das Ihre Güte so hoch anschlägt. — Und bin ich nicht überdieß noch reich belohnt durch das süße Gefühl, etwas weniges, wenn auch nicht zur Wiedervereinigung, die ohne meine Mitwirkung erfolgt wäre, aber vielleicht zur Beschleunigung derselben beygetragen zu haben? Und welch' ein schöner Beweis von Herminens Glücke ist mir deren Brief vom 11. d. M., an welchem Datum sie auch Ihnen schrieb. Doch nichts mehr von Herminens, mir so schön entwickelter Geschichte; auch die Nachricht von Rosa's Verbindung hat mich innig erfreut, und ich wünsche diesem schönen, liebenswürdigen Mädchen von Herzen Glück. Ich theilte sie auch meiner Tante der Gräfin C** mit, die den herzlichsten Antheil daran nehmen wird. Sie kannte auch bereits Ihren Nahmen, und spricht von Ihnen mit einer Achtung, die dem Stolze Ihrer Freundin schmeichelt.

Mein Leben, theure Freundin, ist jetzt so reich an Freuden und Abwechslung, daß ich in dem Gefühl der Gegenwart

den Blick in die vielleicht nicht eben so rosige Zukunft zu vermeiden suche. Schon die Anwesenheit meines Bruders bringt Leben und Bewegung hinein, obgleich wir seinetwegen auch schon manchen Kummer hatten, und noch jetzt nicht ganz außer Sorge sind. Noch mehr Genuß verschafft uns die Anwesenheit eines ehrwürdigen Hausfreundes, eines Domherrn, der den Winter bey uns zubringt, und den Gottesdienst in unserer Schloßkapelle zugleich versieht, und endlich die Besuche des Grafen Deuxponts, der durch den etwas weiten Weg sich nicht abhalten läßt, auch bey der rauhesten Jahreszeit unsere Einsamkeit zu unterbrechen.

Wie pocht mein Herz bey dem Hufschlag seines Rosses, wenn er die Anhöhe herauf in den Schloßhof sprengt; wie fliegt dieß Herz ihm entgegen, während die kalte Sitte den Schritt der Jungfrau zügelt, den glühende Sehnsucht beflügelt! — Aber auch welch' ein Freund, dem diese Sehnsucht gilt; — wenn ungeheuchelte Religiösität, fern von aller Frömmeley, wenn warme thätige Menschenliebe ohne Prunk, wenn treue Erfüllung seiner Standespflichten, ein gebildeter Geist und aufgeklärter Verstand, den Menschen unserer Achtung werth und liebenswürdig machen, was soll ich dann von Deuxponts sagen, der alle diese und noch mehr Vorzüge in sich vereinigt, und der durch die zarteste Aufmerksamkeit und Beweise wirklicher Freundschaft unser Herz besticht? — Ja, meine Freundin, ich bin glücklich, überschwänglich glücklich, in meiner Freundschaft für Sie und den Grafen. Gewiß, es muß nicht immer die Liebe seyn, die dem Leben seine höchsten Reitze leiht, o die Freundschaft biethet ja oft reinere, zartere Freuden, als sie und — weniger Leiden! —

Ich schreibe Ihnen ein Gedicht ab, das in diesem Gefühle aus meiner Feder floß; hier ist es:

Liebe und Freundschaft.

Süßberauschend, wie der Mayensonne
Erste Gluth, die kalte Erde grüßt,
Und im Taumel trunkner Liebeswonne
Ihre Blüthen Floren's Kinder küßt; —
So ergießt in flüchtig süßem Rausche,
Fragend nicht: was wird uns bey dem Tausche,
In die kalte, jugendliche Brust,
Erste Liebe, ihre Götterlust!

Sanft erquickend, wie ein Frühlingsregen
Aus den Höhen auf die Erde fällt,
Daß sich wieder ihre Pulse regen,
Und auf's neu' die Todte sich beseelt; —
So durchdringt mit reichem Lebensfeuer,
Prüfend erst, — was macht uns Freunde theuer?
Unser Herz, ein edles, zartes Glück, —
Wahrer Freundschaft klarer Sonnenblick!

Heiß und sengend ruh'n des Phöbus Blicke
Auf der Blüthe, die er buhlend küßt;
Und die, wenn er flieht, das kurze Glücke
Ihrer Liebe — frühverwelkend büßt!
So erweckt die Liebe in den Herzen,
Neue Wünsche, Hoffnungen und Schmerzen

Aber wehe, wenn das Herz erwacht,
In beängstigender Zweifel Nacht!

Aber tief, mit immergleichen Kräften,
Dringt der Regen in der Erde Brust,
Und erzeugt aus frischen Lebenssäften
Neuer Triebe, neuer Blüthen Lust.
So strömt mit geheimnißvollem Walten,
Tief und warm, um nimmer zu erkalten,
Wahre Freundschaft, wärmend ohne Gluth,
In das Herz die milde klare Fluth!

Sie, meine S**, werden mich verstehen, auch Sie sind meine Freundin, auch Sie schmücken mein Leben mit holden Blumen, und hauchen Wonne in mein fühlendes Herz! Meine Brust hebt sich in dem Gedanken an Sie, o warum kann ich Sie nur im Geiste umarmen, warum nicht in Ihren Armen den Zoll ewiger Freundschaft in süßen Thränen abstatten?!

Leben Sie wohl,

Ihre

glückliche

Louise v. Seeheim.

Zwey und neunzigster Brief.

Frau Gräfin v. C** an Frau Baronin v. Seeheim.

Pesth am 8. Febr. 1847.

Wie danke ich Dir, meine Gute, für die Mittheilung von dem mir so nahe liegenden Ereignisse mit Ferdinand. Gott gebe, daß diese Sorge bald von Dir genommen wird, damit Du Deines Sohnes Dich wieder in jeder Beziehung freuen könnest. Schade nur, daß die sanften Wirkungen der Religion und das erwachte Pflichtgefühl Ferdinand's auf eine so unliebsame Art durch die Dazwischenkunft des Abbé wieder gestört werden mußten.

Gerade solche Priester stehen oft bey frommen, zu religiösen Uebungen geneigten, aber weniger selbstdenkenden Menschen in großem Ansehen; denn diese bedürfen eines Priesters, der nicht nur ihr Seelenfreund, sondern wirklich ihr Führer ist, und das sanfte Wesen solcher Geistlichen, verbunden mit der Sicherheit, mit der sie Gottes Absichten beurtheilen, flößt ihnen unbedingtes Vertrauen ein, während ihr Geist die mehr allgemeinen Ansichten eines denkenden, für die Welt und den Zeitgeist gebildeten Priesters nicht zu erfassen vermag, ja vielleicht seine größere Toleranz und Freymüthigkeit sogar sträflich findet. Desto gefährlicher sind solche Priester der Religion, gegenüber lebhaften, selbstdenkenden, weltlichgesinnten, dem Zeitgeiste nachstrebenden, und

mit ihm fortschreitenden Menschen. Der junge Weltmann verachtet einen solchen Priester, und wie bald erstreckt sich seine Verachtung auch auf die Religion, die er aus dessen Munde, auf eine Art verkündigen hört, die er weder seinen Lebensansichten, noch dem Zeitgeiste anpassen kann.

Wir staunen über die Lauheit, über die wachsende Gleichgültigkeit, gegen Religion und Religions-Uebungen. Gelehrte Männer streiten über die Ursachen derselben, man erschöpft sich in Vermuthungen, man glaubte bereits eine Spur gefunden zu haben, und gab der überhand nehmenden Aufklärung die Schuld davon. Aber man berechnete wieder, daß nichts gegen die Religion streitendes gelehrt werde, und glaubte nun, diese Spur sey falsch. — Sie ist es nicht so ganz! —

O, Ihr Männer, die Ihr nur grübelt und berechnet, aber nicht fühlt! — o, daß ein Weib Euch sagen könnte, was ihr thun müßt, um Religion und Glauben wieder einzuführen!

Zuerst glaubt selbst! — Sucht nicht nach Mitteln, um in des Volkes Brust den Glauben anzufachen, dem Ihr entfremdet seyd. Dieß Volk ist klüger als ihr denkt; Ihr habt es aufgeklärt, es freygesprochen und emancipirt, es wird nur glauben, was Ihr selber glaubt! Dann gebt uns Priester, aber wahre Priester, — gebt einem aufgeklärten Volke, — aufgeklärte Priester, gebt den Gebildeten, auch Priester die gebildet sind! Der Bauernknabe der in Seminarien erzogen, als Priester in die Welt tritt, wird nie den Zweck der Sendung ganz erfüllen; denn abgeschnitten von der Welt, in der er wirken soll, hat er die Jugendjahre zugebracht. Ohne Weltkennt-

niß, ja ohne Kenntniß seines eigenen Herzens, tritt er heraus, mit schwankenden Begriffen; was er auch wissen, was auch leisten mag, es wirkt nur auf den schwächern Theil des Volkes, die größere Hälfte wendet sich von ihm, weil seine Bildung ihnen nicht genügt; und in dem unwillkührlichen Gefühl; der Mann versteht mich nicht, — er ist nur Priester. Die Bildung eines Priesters, der heut zu Tage etwas wirken soll, darf nicht, sich auf das Priesterthum beschränken; Einseitigkeit wird das Vertrauen hindern, und wird ihm höchstens Duldung, keine Achtung erringen; und doch muß er im Stande seyn, sich Achtung zu erwerben, um für die Religion sie zu gewinnen. Er muß vertraut mit allen Ständen seyn, muß sich der Welt und ihren Sitten fügen, — er muß der erste seyn, der es beweist, daß Aufklärung sich mit Religion verträgt; muß wahrhaft Priester seyn, und doch der Welt sich fügen, dann wird sein Wirken nicht erfolglos seyn. — Die Bildung ist in allen Ständen vorgeschritten, die Aufklärung hat überhand genommen, — der Priesterstand darf auch nicht stehen bleiben; — wenn sein Beruf auch stets derselbe bleibt, — sein Wissen nicht erweitert werden kann, — die Art ihn zu erfüllen muß sich ändern, muß sich den Forderungen des Jahrhunderts fügen. — Darum erzieht auch eure Priester anders, und bildet sie für Priesterstand und Welt!

Seit zwey Tagen bin ich allein. Vorgestern verließ mich meine theure Clara, dieß Mädchen das ich durch beinahe 3 Jahre um mich zu sehen gewohnt war; das ich so liebgewonnen hatte, und nun wirklich schmerzlich vermisse. — Werde ich wieder ein Wesen finden, das ihr gleicht? — Aus dem

Schreiben Herminens an Louisen, wirst Du bereits wissen, was dieß Mädchen empfand, als jenes ihr so schreckliche Ereigniß, sich auf eine so schuldlose Art löste. — Mehr träumend als wachend, sah sie einer Erwiederung auf ihr gleichzeitiges Schreiben an Frau von S** entgegen, und wer beschreibt die Scene des Wiedersehens, als am 24. v. M. ihr Bräutigam ankam. — Ich fand in ihm einen liebenswürdigen, etwas schwärmerischen, jungen Mann, dessen Liebe für Hermine gränzenlos, und dessen Dankbarkeit gegen mich, die er Herminens Wohlthäterin nannte, über allen Ausdruck ist. Gewiß dieser gebildete, feinfühlende Mann, wird Herminen glücklich machen.

Er war in der Absicht gekommen, die Langverlorne, als seine Gattin heimzuführen. Denke Dir nun, in welcher Eile ich die Anstalten zur Hochzeit treffen mußte, theils um seiner zärtlichen Ungeduld zu genügen, theils um ihn seinen Geschäften nicht lange zu entziehen. Am 4. war die Hochzeit, die auf ausdrückliche Bitte des jungen Paares, nicht prächtig und glänzend gefeyert werden durfte. Herminens Brautschmuck hatte Wilhelm mitgebracht, es war derselbe, den er ihr vor drey Jahren zu diesem Zwecke verehrt hatte, und es war eine rührende Bewegung mit der sie diese Steine wiedersah, an die sich tausend schöne Erinerungen für sie knüpften. Mir war es nur gestattet, für dieß liebe Mädchen einen Brautputz zu besorgen, der ihrem Stande, ihrem Vermögen, und meiner Liebe angemessen war.

Was Du von Louisen und Deuxponts schreibst, stellt mich vor der Hand zufrieden; künftig hoffe ich mehr zu hören.

Mein Carl ist noch in Paris. Lebe wohl, meine Theure und denke in Liebe

Deiner
verlassenen Schwägerin
Gräfin C**.

Drey und neunzigster Brief.

Frau Rosa L** an Frau von S**.

Triest am 12. Feb. 1847.

Verehrteste Freundin!

Ich muß meinem beklemmten Herzen Luft machen; denn ich kann es nicht ertragen, von Emil verkannt zu werden. Meine Thränen fließen, indem ich Ihnen erzähle, wie Emil mich behandelte. Ach, warum überlegte ich nicht früher, daß mir noch zu vieles fehlt, um als Hausfrau meine Rechte geltend zu machen, warum verlangte ich nicht wenigstens ein Jahr Aufschub. Ach, nun ist der entscheidende Schritt geschehen, und meine Klagen sind vergebens!

Es ist traurig, wenn eine Frau in ihrem eigenen Hauswesen alles erst ablauern muß, wenn sie nicht sagen kann: so wünsche ich es! wenn die Dienstleute im Hause mehr Macht und Recht haben als die Frau; weil sie alles besser wissen. Mein Mann schien zu glauben, ich würde bey meinem schönen Clavier, und einer eleganten Bibliothek, genug beschäftigt seyn, und um das Hauswesen mich gar nicht kümmern. Wenigstens rügte er es mit Verwunderung, als er ein

Paar Mahle unvermuthet nach Hause kam, und hörte: ich sey in der Küche. Ich setzte indessen meine Beobachtungen in der Küche fort, und bemerkte unter anderem, daß unsere Dienstleute es sehr gut hätten; denn es wird zwar für sie besonders gekocht, aber so gut, daß es schwerlich Beamte, die nicht in hohen Besoldungsstufen stehen, Bürger oder Geschäftsleute besser haben können. Ich habe schon erwähnt, daß unser eigener Speisezettel mir ebenfalls zu lang ist. Ich wagte jedoch nichts zu sagen, und verlangte nur, als der Jänner zu Ende ging, das Küchenbuch zur Durchsicht. Die Köchin sah mich erstaunt an, besann sich ein wenig, und erwiederte mir endlich ziemlich schnippisch: Sie wisse nicht, was ich mit dem Küchenbuch wolle, da die Sorge für die Wirthschaft ihre Sache sey, und ihr der Herr nicht gesagt hätte, daß sie mir Rechnung zu legen habe. — Ich hätte weinen mögen vor Verdruß, über die Anmassung dieser Person; aber ich nahm mich zusammen, und sagte ihr bloß, daß ich mit dem Herrn deßhalb sprechen würde.

Sobald Emil Mittags nach Hause kam, erzählte ich ihm die Weigerung der Köchin, und bath ihn mir Recht zu verschaffen; und — können Sie es glauben? er war nahe daran ihr Recht zu geben. Wozu willst Du auch das Küchenbuch fragte er verwundert; ich habe es der Köchin aufgetragen, die Wirthschaft zu führen, und bin mit ihrer Kochkunst zufrieden. Wenn sie leistet, was sie soll, warum sich in das Weitere mischen?" — Indessen sah er doch endlich ein, daß die Köchin mir Gehorsam schuldig sey, und daß sie triumphiren müßte, wenn sie in ihrem Trotz durch ihn unterstützt würde. Er trug ihr daher auf, mir am Schluße des Monaths, jedesmahl das Küchenbuch vorzulegen.

Theuerste Frau v. S**, ich erschrack bey der Durchsicht desselben, — ist es möglich, daß mein Mann bey einem solchen Aufwande ruhig seyn kann? — Ich schwieg nun noch einige Tage, fand aber heute gerechten Anlaß zu einer Rüge, und benützte ihn. — „Warum heute ein Fasan? — fragte ich, da weder ein Sonntag, noch ein Feyertag ist? und dieser Braten zu den theuersten gehört?“ — Emil sah mich erstaunt an, denn es war die erste Rüge, die er von mir hörte. — „Ich sehe indessen nicht ein, sagte er, warum Du gerade heute den Fasan nicht willst; — es ist Laune von Dir.“ — „Keineswegs, erwiederte ich etwas gereitzt, — ich halte es für Verschwendung“ — Ich sah bald, daß diese Antwort ihn verdroß, denn er ward plötzlich roth, legte hastig den Zettel der Köchin hin, und sagte: Geh', es bleibt dabey!

Ich war in der peinlichsten Lage, — Emil böse auf mich, und ich von ihm vor einer Magd beschämt, die mich ohnehin scheel ansieht; — ich wußte mich nicht zu fassen. Ich brach in Thränen aus, indem ich ihm diesen letzten Umstand vorwarf. Er war indessen aufgestanden, und ging mit finsterer Miene im Zimmer auf und nieder. Mein Vorwurf schien ihn zu treffen, denn er kam endlich wieder zurück, blieb vor mir stehen, und sagte: Das wollte ich nicht, liebe Rosa, Du hattest mich nur durch den fatalen Einwurf böse gemacht; warum mußtest Du auch eben heute, etwas rügen? — „Weil ich eben heute wieder Anlaß fand, erwiederte ich weinend, ich muß einmahl anfangen, Dir meine Meinung zu sagen, — wir leben in Wahrheit verschwenderisch, — auch die Dienstleute haben herrliche Kost, und manches Ueberflüßige; — es gebührt ihnen eine einfache Kost, nur Sonntags Braten

und Wein; — warum ihnen täglich Wein, und wöchentlich dreymahl Braten geben?

Er ließ mich ausreden, sagte aber dann in einem Tone, den ich an ihm nicht gewohnt bin: Ich hätte nicht gedacht, liebes Weibchen, daß Du geitzig seyest; und ich bemerke mit Mißvergnügen, daß Du auch neidisch bist; — dabey griff er nach seinem Hut und ging. Mein Herz ist schwer, und diese letzte Anklage thut mir unendlich wehe! Ich mußte meinem Herzen Erleichterung schaffen, und that es, da ich doch heute nicht in die Küche gehen möchte, in diesem Briefe an Sie. Wie werde ich ihm begegnen, wenn er zum Speisen kömmt!

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihre

betrübte

Rosa L**.

Vier und neunzigster Brief.

Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim.

Gratz am 20. Feb. 1847.

Meine theure Louise!

Wenn ich in ihrem letzten Schreiben, es kommt aus der Fülle ihres Herzens, die Versicherung ihres Glückes lese, wenn der Reichthum, die Wärme Ihres Gefühles mich hinreißt, und überrascht; können Sie denken, meine Theuerste, daß dann ein Seufzer sich aus meinem Busen stiehlt? — Nein werden Sie rufen, S** kann mein Glück mir nicht mißgön-

nen, sie muß es mit mir fühlen! — Und wie sehr haben Sie recht! — aber dennoch ein Seufzer, meine Louise, ein Seufzer den das Gefühl mir entlockt: Louise träumt, — wird ihr Erwachen auch so selig seyn? Doch warum nicht, fügt eine leise Stimme dann hinzu, es wird, denn ihre Liebe wird stark genug seyn, Vorurtheilen Trotz zu biethen.

Ja, theure Freundin, nicht die Freundschaft ist es, es ist die Liebe, die so reich Ihr Leben schmückt! Was wird es Ihnen frommen, ja wie lange wird es Ihnen möglich seyn, den Nahmen Ihres Gefühls sich zu läugnen; Sie müßten entweder sich selbst vorsetzlich betrügen wollen, oder an den veränderten Nahmen, den veränderten Begriff knüpfen. — Wenn die liebenswürdige Gräfin d'A. um ihre Kinder vor Eitelkeit zu bewahren, nicht duldet, daß man diese in der That schönen Kinder, schön nenne, so müssen ihre Kinder bald mit dem Ausdrucke, nett oder lieb, den Begriff der Schönheit verbinden. Wenn Sie meine Louise, den Grafen Deuxponts, in dem ein freundliches Geschick, alle Glanzpuncte der Liebenswürdigkeit verband, Ihren Freund nennen, so müssen Sie unter dem Begriffe der Freundschaft, alles Feuer der zärtlichsten, jungfräulichen Liebe vereinigen.

Es ist Selbsttäuschung, wenn der Jüngling, das Mädchen, Ihr Gefühl für einander, mit dem Nahmen Freundschaft belegen. Es gibt keine Freundschaft, unter jungen Personen verschiedenen Geschlechtes, es gibt nur Liebe, Haß und Gleichgültigkeit. Dieser Fall ist einzig nur auf das geschwisterliche Verhältniß beschränkt, und außer demselben Chimäre. „Liebe und Freundschaft," schrieben Sie, aber Sie haben den Gegenstand, der wohl auch unerschöpflich seyn

mag, zu **wenig** erschöpft, erlauben Sie mir daher, es wenigstens um eine Strophe zu verlängern, die ich Ihnen hier niederschreibe:

Doch die Freundschaft nicht nur, auch die Liebe,
Ist nicht stets, der Leidenschaften Kind,
Alle schönen, alle zarten Triebe,
Sind beglückend, wenn sie wahrhaft sind!
Wenn die Freundschaft das Geschlecht nicht schützet,
Wenn die Liebe zarte Achtung stützet,
Bleibt auch jene nicht — ein kühler Tausch, —
Diese nicht, — ein leerer Sinnenrausch!

Gewiß theure Freundin, es wäre vergebens, wenn wir die Macht der Liebe läugnen wollten, sie weiß den Weg zu unserm Herzen wohl zu finden, und sind wir gegen **sie** auf unserer Huth, so weiß sie sicher unter fremden Nahmen, in unser unverwahrtes Herz zu dringen. Wird nicht das Blut zu Ihrem Herzen dringen, wird nicht Ihr Herzschlag, ja alle Ihre Pulse stocken, wenn ich Ihnen sage — daß der Graf — binnen wenig Wochen sich vermählen wird, — daß er eine Andere **liebt**, während er **Ihr Freund** ist! — Muß nicht Ihr ganzes Gefühl sich empören? — und doch — verzeihen Sie mir, war diese Nachricht nur ein Kunstgriff, um Sie von der Natur Ihres Gefühls zu überzeugen.

Ihr Gedicht mahnt mich, daß ich Ihnen noch die Antwort, auf eine geäußerte Vermuthung schuldig bin; daß nähmlich auch ich, Dichterin seyn müsse. Sie haben Recht, wir begegnen uns in so manchem, — auch ich bin Dichterin, und es war eine Zeit in meinem Leben, wo ich in jugendlicher Schwärmerey mich den Musen zu weihen beschloß, wo ein

kleiner Kreis, gebildeter, befreundeter Menschen, meine Schöpfungen anstaunte, wo selbst Männer, deren Urtheil gewichtig und fern von aller Schmeicheley, wenigstens von allem Interesse der Schmeicheley war, mich überreden wollten, ein Talent auszubilden, und auszuüben, das ich dem Vaterlande schuldig sey. —

Schwärmerey und jugendliche Uebereilung, verleiteten mich sogar zu einem Versuche, als Dichterin und Schriftstellerin öffentlich aufzutreten, aber es lag zu viel wahre Poesie in meinem Wesen, um nicht an der ersten unsanften Berührung, mit der materiellen Wirklichkeit, den Stein des Anstoßes zu finden. Fast zu gleicher Zeit wirkten andere Verhältnisse auf mich ein, vorübergehende Bewerbungen veranlaßten mich zu ernstem Nachdenken, über mich selbst und die weibliche Bestimmung, und ich beschloß da ich mir gestehen mußte, sie sey mit der weiblichen Bestimmung nicht zu vereinigen, die Dichtkunst meiner Bestimmung zu opfern, und entweder nie, oder mit Genehmigung meines Gatten die Feder wieder zu ergreifen.

Mit achtungsvoller Liebe

Ihre

Sophie v. S**.

Fünf und neunzigster Brief.

Frau von S** an Julie Western.

Gratz am 26. Feb. 1847.

Beste Cousine!

Hermine und mein Bruder sind wieder fort, und ich komme nun Deinem ausdrücklichen Wunsche nach, Dir noch mehr über den, in meinem letzten Schreiben begonnenen Gegenstand mitzutheilen. Du hast recht geurtheilt, wenn Du glaubst, ein so wichtiger Gegenstand sey nicht so schnell erschöpft; und es freut mich herzlich, jenen Eifer für die gute Sache bey Dir zu finden, der allein zum Ziele führen kann!

Ich erwähnte zuletzt, daß es nöthig sey, bey jenen strengen Selbstprüfungen, die uns zur Selbstkenntniß, und endlich zur Selbstbeherrschung führen sollen; auch den Ton zu prüfen, und ich glaube, daß dieses sehr wichtig ist. Doch wenn wir auch ein anderes Mahl, gewissenhaft selbst den Ton auf die Wage legten, und uns mit Recht sagen dürfen, daß auch unser Ton völlig gelassen und sanft geblieben sey, so dürfen wir noch nicht triumphiren, denn wir sind vielleicht noch weit vom Ziele. Vielleicht war die Veranlassung zu klein und unbedeutend, um die bewiesene Selbstbeherrschung uns zum Verdienste anrechnen zu können, — es fehlte vielleicht nur noch ein Wort, ein Blick, eine Miene, und wir wären aus unsern Schranken getreten; — oder — unser Benehmen war die Frucht einer vorüber gehenden Laune.

Haben wir es aber wirklich schon so weit gebracht, uns sanft und gelassen bey kleinen Beleidigungen zu zeigen, dann ist es Zeit unsere Gefühle dabey, eben so ernst und unpartheyisch zu prüfen; denn Sanftmuth und Gelassenheit, müssen nicht ein Schaugewand seyn, in dem wir prunkend erscheinen, sie müssen tief in unserm Herzen heimisch seyn, und auf die drey höchsten sittlichen Tugenden, des Christenthums, auf Liebe, Demuth und Gehorsam sich stützen. Wenn wir also finden, daß nur innere Erbitterung unter der Maske äußerer Gelassenheit sich barg, daß wir innerlich erzürnt waren, während wir uns bemühten sanft zu erscheinen, so müssen wir in Demuth gestehen, daß wir wohl bereit zu kämpfen, aber noch lange nicht Siegerinen sind!

Aber nicht auf den Umgang mit andern, muß unser Streben nach Selbstbeherrschung sich beschränken, es muß uns immer und überall begleiten, denn wir werden zu allen Zeiten ihren Beystand gegen die Außenwelt, ja gegen unsere eigenen Neigungen und Leidenschaften bedürfen. Fordert nicht das Gefühl, daß wir Frauen sind, uns mächtig auf nach Selbstbeherrschung zu ringen? Wahrlich unsere Stellung im Leben, heischt mehr als die des Mannes, Ergebung und Duldung! — Je kleiner der Kreis ist, in dem wir uns bewegen, desto mehr Selbstüberwindung gehört dazu, seine Gränzen nicht zu überschreiten.

Unsere Stellung ist eine untergeordnete, wir sind zum Gehorchen geboren, — und wer weiß es nicht, daß gehorchen oft schwerer ist, als herrschen? Unser Beruf ist groß und wichtig, und es ist zu wünschen, daß wir seine ganze Größe, seine ganze Bedeutung erkennen und fühlen, aber wehe uns, wenn wir in dem Gefühle unserer erhabenen Be-

stimmung vergessen, daß Bescheidenheit und Zurückgezogenheit des Weibes Zierde ist! Wir dürfen nie vergessen, daß unser Beruf das höchste ist, nach dem wir streben sollen, daß die Uebung glänzender Talente, selbst die Uebung religiöser Tugenden, uns für die Versäumniß noch so geringer Berufspflichten, nicht entschuldigen kann. Bedarf es aber nicht Selbstüberwindung, die Uebung von Talenten, der bessern Ueberzeugung zu opfern? — Wird man die Malerin, die Dichterin, die Virtuosin nicht tadeln, wenn sie nicht Selbstbeherrschung genug hat, Talente ihren Pflichten zu opfern? — Wird man die fromme Seele nicht tadeln, die in frommen Uebungen und geistlichen Werken ihr Heil sucht, während sie fremden Händen ihr Hauswesen und ihre Kinder anvertraut? Soviel für heute, über weibliche Tugenden, ein anderes Mahl etwas über christliche Vollkommenheit.

Was ich noch sonst auf Deinen Brief vom 10. d. M.*) den ich durch Hermine erhielt, erwiedern könnte, haben bereits Wilhelm und Hermine Dir mündlich entrichtet. Da hast Du ja auf einmahl um eine Freundin mehr in Wien, und eine sehr interessante und liebenswürdige Freundin. Ich kann mir daher Deine Freude erklären, mit der Du mir die Ankunft meines Bruders mit seiner jungen Gattin schilderst. Auch ich war eben so angenehm überrascht, als von Herminens Reitzen bezaubert, als ich am 12. Abends, sie in meinen Armen hielt. Ich kann mir denken, wie Ihr Euch nun gegenseitig ausplaudern werdet.

---

*) Er ist nicht da.

Lebe recht wohl, grüße mir die theure Hermine und den glücklichen Wilhelm! — Mit Herzlichkeit

Deine

Cousine

Sophie v. S**.

Sechs und neunzigster Brief.

Frau Rosa L** an Frau v. S**.

Triest am 28. Feb. 1847.

Theuerste Frau v. S**!

Nicht umsonst harrte ich neulich so angstvoll, der Nachhausekunft meines Mannes entgegen. Seine Stirn war noch immer kraus und finster, wir saßen schweigend bey Tische, und ich hatte Mühe, aus Scham vor dem aufwartenden Bedienten, die Thränen hinunter zu drücken. Endlich nach Tische fing er doch zum Glück selbst an, von dem Vorfalle zu sprechen, und ich erwiederte seine Erwähnung in dem Tone der tiefsten Kränkung.

Er schien endlich wohl einzusehen, daß er mir wehe gethan hatte, allein er schien zu erwarten, daß ich etwas sagen, — ihm gleichsam entgegen kommen sollte, denn er ging eine längere Zeit als gewöhnlich, im Zimmer auf und nieder; und da ich theils aus Stolz und Kränkung, theils aus Verlegenheit und schwerem Herzen, immer nichts hervorbrachte, so ging er endlich, indem er mir ziemlich kühl Le-

bewohl sagte, und hinzusetzte, er werde Abends nicht zum Thee kommen „da ich übler Laune sey.“

Er kam wirklich nicht, und als er ziemlich spät zum Nachtessen kam, war seine Miene noch dieselbe. Ich schwieg, obgleich Angst und Unruhe mir das Herz abdrücken wollten, und mir überdieß so unwohl war, daß ich glaubte vom Sessel sinken zu müssen. Endlich nach Tische stand er auf, und sagte zu mir: „Du wirst Dich zur Ruhe begeben wollen, Rosa, ich werde indessen noch ein Stündchen arbeiten.“ — Jetzt brach mein Herz, ich konnte mich nicht mehr halten, ein Strom von Thränen machte meinem Herzen Luft; ich sammelte mühsam meine letzte Kraft, um aufzustehen, und an seinem Herzen, um Fortdauer seiner Liebe zu flehen. Emil drückte mich mit einer Heftigkeit an sein Herz, in der die Wiederkehr seiner vollen Liebe sich aussprach, und äußerte mir auf's zärtlichste seine Freude, daß ich selbst empfunden hätte, es sey kein größeres Glück in der Ehe, als Frieden und Einigkeit. Ich hörte ihn aber nur mehr im Traume sprechen, meine Kräfte schwanden, und ich lag ohnmächtig in seinen Armen. Seine Angst, seine Besorgniß, sein Rufen um Hülfe, während er mich auf's Bette trug, sein Beystand, indem er für's Erste das Mieder aufschnitt, und die Strumpfbänder löste, um mir Luft zu schaffen, bis das Kammermädchen mich vollends entkleiden half, zeigte mir seine Liebe, und that meinem Herzen innig wohl; — ach seine Liebe ist ja jetzt mein einziges Glück, mein einziger Wunsch auf dieser Welt. Aeltern und Heimath habe ich verlassen, was bleibt mir noch, wenn nicht seine Liebe mir Ersatz gibt!

Am andern Tage, als mir wieder etwas besser war, obgleich ein heftiges Erbrechen während der Nacht, mich sehr

geschwächt hatte; besprachen wir ohne weiteren Streit, die ganze Sache noch einmahl. Er nahm es jetzt nicht mehr so übel, als ich ihm zeigte, daß Sparsamkeit nöthig sey; und ihm nach den ersten Monathen, die Summe unserer Jahresausgaben berechnete. Er meinte wohl, er sey im Stande so viel ungefähr, und auch noch mehr, zu verwenden, fand aber meine Anmerkung richtig, als ich ihn aufmerksam machte, daß wir Beyde allein, nicht so viel verbrauchen müßten, weil wir sonst in spätern Jahren nicht auskämen, und uns dann viel schwerer einschränken könnten.

Seine Meinung in Betreff der Dienstleute, daß man sie sehr gut halten müsse, um zufriedene und treue Dienstbothen zu haben, widerlegte ich durch die Thatsache, daß unsere Köchin uns wirklich betrog, eine Sache die ich in andern Gegenständen zwar nicht nachrechnen kann, aber am klarsten beym Rindfleisch sah, von dem sie, wie ich mich überzeugte, um ein ganzes Pfund täglich, weniger kaufte, als ihr Küchenbuch ausweist. Ich sagte ihm, daß ich gesonnen sey, das Küchenbuch künftig selbst zu führen; — alles unter meiner Sperre zu haben, und daß ich, wenn ich nur eine erfahrene Frau zur Seite hätte, mich in die Wirthschaft bald finden wolle. Er wollte mich anfangs davon abreden, indem er mir meine Jugend vorstellte, und daß ich doch erst noch das Leben ein wenig genießen sollte, ehe ich mir solche Lasten auferlegte. Als er aber sah, daß ich wirklich entschlossen sey, meine Wirthschaft selbst zu führen, schloß er mich zärtlich in die Arme, indem er versprach, deßhalb an seine Mutter zu schreiben, und mir versicherte, daß es ihn unendlich freue, diesen Wunsch bey mir zu finden.

Sie sehen, beste Frau v. S**, mein Mann ist herzlich gut, und vernünftig dabey, aber — er ist wahrhaftig auch Herr im Hause, ich muß mich also gefaßt machen, in aller Unterthänigkeit den Anordnungen meines Eheherrn nachzuleben, und noch froh seyn, wenn er meine Gedanken einer Prüfung unterzieht, und mitunter in Gnaden gut heißt.

Mit herzlicher Achtung

Ihre

aufrichtige Freundin

Rosa L**.

Sieben und neunzigster Brief.

Julie Western an Frau v. S**.

Wien am 8. März 1847.

Beste Cousine!

Wie danke ich Dir für Dein letztes Schreiben, wenn ich Dir auch gleich gestehen muß, daß ich noch nicht auf dem Wege bin, es zu befolgen; aber ich fühle doch, daß Du eigentlich recht hast, ich fühle daß es wahr ist, was Du schreibst, und bin vor der Hand gesonnen, so viel nach Selbstbeherrschung zu ringen, als eben zum Umgange mit Andern, nöthig ist. Was sich auf mich selbst bezieht, will ich noch aufschieben, denn meine Lust und Neigung zur Kunst, ist zu mächtig, als daß ich mich schon jetzt entschließen sollte, ihr zu entsagen.

Ich glaube auch, daß dieß in meinem Falle nicht anwendbar ist, da ich der Kunst mich widmen will. Ein Mädchen das kein Vermögen hat, muß doch immer auf ihre selbstständige Versorgung, also auf eine Standeswahl denken; besonders wenn sie, wie ich, weder zur Ehe, noch zum Klosterleben Beruf hat. Es gibt da so mancherley Schönes. Da ich aber aus Sorge für meinen Ruf, weder Sängerin noch Schauspielerin werden möchte, was im Grunde ganz nach meinem Geschmacke wäre, da ich zum Lehrfache keine Neigung habe, und weibliche Arbeiten zu kümmerlich nähren, als daß ich meine Abneigung gegen sie sollte überwinden wollen, so glaube ich, daß ich mit vollem Rechte mich an die Kunst halte. Ich überlasse also Dir das Schwere, die Entsagung, und halte mich an das Leichtere, indem ich lustig den Pinsel führe, und Gott danke, daß ich darüber keine Pflichten versäume.

Die Anwesenheit Herminens bringt Leben und Interesse in meine Zurückgezogenheit. Wir sehen uns oft; — sie weiß, da sie in den letzten Jahren gereist ist, und überhaupt die Welt gesehen hat, immer etwas zu erzählen, und wahrhaftig, wer dieß liebe Weibchen so sprechen hört, der möchte auf der Stelle auch auf Reisen gehen. Es muß eine angenehme Sache seyn, das Reisen; nun wer weiß was in ein Paar Jahren geschieht!

Indessen haben mich die jungen Leute bewogen, den Rest des vergangenen Faschings, nachdem ich früher mit meinem Vater auf einem einzigen Hausballe war, noch recht lustig zuzubringen; und auch jetzt in der Fasten komme ich ihnen zu Liebe, und durch sie mehr in die Welt. Es hat doch gleich mehr Interesse, Besuche zu machen und dergleichen, wenn es

mit Jemanden geschieht, der uns lieb ist. Auch bey uns ist nun wieder zuweilen eine kleine heitere Zusammenkunft, wobey man sich wohl unterhält. Ich muß indessen bey dieser Gelegenheit eine Bemerkung machen, die sich mir aufgedrungen hat; — daß es nähmlich ein sonderbares Ding um den Umgang mit Menschen, und besonders mit Männern ist.

Ich halte dafür, daß man diese Letzteren gar nicht frey herumgehen, und unter Frauen- und Mädchen-Gesellschaften sich sollte mengen lassen. Es kommt dabey nichts Gutes heraus, denn sie erfinden allerley Spiele, die mir bei näherer Betrachtung albern vorkommen. Die meisten neueren Gesellschaftsspiele sind zwar unterhaltend, aber sie sind fast durchgehends Pfänderspiele. Was sollen nun wir Mädchen dabei thun? — Was sollen wir machen wenn die fatalen Küsse vorkommen? Ich finde es doch noch am Klügsten, sich auf die Discretion der Herren zu verlassen, die, wenn sie merken, daß man sich nicht ziert, und keine Sprünge macht, gewöhnlich so bescheiden sind, den Kuß entweder auf die Hand zu appliciren, oder doch nur höchstens die Wange zu berühren. Nichts scheint mir alberner, als wenn ein Mädchen durch alle Zimmer läuft, und sich in einen Winkel versteckt, sobald es zu einem Kuße verurtheilt wird; denn was soll der gleichfalls dazu verurtheilte Herr thun? — Doch wohl ihr nachlaufen und sie haschen? — natürlich, denn sonst müßte man ihn für ungalant halten. Er muß also um nicht ungalant zu erscheinen, den Kuß, an dem ihm wohl in den meisten Fällen, und besonders wenn er schon eine Geliebte hat, blutwenig gelegen ist, gewaltsam erobern. Indessen ist es doch noch fataler, wenn Mädchen selbst solche Pfänderlö-

sungen vorschlagen, bey denen Küße die Hauptrolle spielen; oder, wenn sie, dazu verurtheilt, allzufreigebig damit sind.

Aber das ist nicht das Einzige; leider entsteht noch mehr Unfug daraus, denn es gibt Mädchen genug, die so weichherzig sind, sich in allen Ernst zu verlieben; und sich wohl gar unglücklich fühlen, wenn so ein bärtiges Menschenkind ihre Liebe nicht erwiedert, oder sein wankelmüthiges Herz, nach einer Weile wieder zurücknimmt. Solche Mädchen sind wohl zu bedauern, allein es geschieht ihnen recht, warum sind sie so albern sich zu verlieben; eine Sache die mir immer noch ganz unmöglich scheint. Die arme Nina D. scheint auch durch die Liebe eben nicht glücklich zu seyn. Schade um sie, sie war übrigens ein vernünftiges Mädchen; wenn sie nur den thörichten Streich nicht gemacht hätte sich zu verlieben, und noch dazu in einen Menschen der so jung ist. Du wirst dich erinnern, daß ich Dir schon vor zwey Jahren schrieb, sie habe ein Verhältniß mit einem jungen Menschen, der seine Studien eben so weit beendet hat, um bey der Buchhaltung einzutreten, und der (sie war damahls 20 Jahre alt) genau so alt wie sie, wenn ich nicht irre, sogar noch um ein Paar Monathe jünger ist. Jetzt sind zwey Jahre herum, und seine Aussichten möchten noch eben nicht glänzend seyn. Indessen scheint das arme Kind, sich weniger über seine Aussichten, als über ihn zu kränken, denn mir kommt es vor, als ob seine Liebe sich abgekühlt hätte? —

Gott schütze mich vor der Liebe, so werde ich mich immer zeichnen können; mit frohem Herzen

Deine

zufriedene Cousine

Julie Western.

Acht und neunzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Rosa L**.

Gratz am 10. März 1847.

Meine theure, gute L..!

Ihre beyden letzten Briefe sind für mich abermahl von hohem Interesse. Wie sollte auch für uns Frauen, das Bild einer jungen Frau, nicht interessant seyn, gibt es uns doch entweder Errinnerungen, oder ein Bild der Zukunft. Möge doch nie die Braut sich einbilden, der Ehemann werde dem Bräutigam gleichen; möge aber auch die junge Frau sich nicht wundern, wenigstens nicht unglücklich fühlen, wenn allmählich der Bräutigam, die Rolle des Eheherrn übernimmt. Möchte die junge Gattin nicht eine Sinnesänderung, oder Mangel an Liebe vermuthen, wenn der Gatte nicht immer gleich zärtlich ist; sein Gefühl hat sich nicht geändert, es spricht sich nur anders aus; weil die Verhältnisse sich geändert haben. — Es ist kein vorsetzlicher Betrug, wenn der Geliebte und Bräutigam, seine Liebe gegen uns, auf eine zartere Weise, in einer schmeichelndern Form äußert, und sogar wenn er diese Zärtlichkeit ihr verspricht; — ihm ist einmahl so zu Muthe, seine Liebe ist die zärtliche, sehnsuchtsvolle, und vielversprechende eines Bräutigams, und sie ändert sich ohne sein Zuthun und seinen Willen, zu-

gleich mit den Verhältnissen. Der Gatte liebt darum nicht minder herzlich, nicht minder treu, weil seine Liebe, — Gattenliebe ward!

Aber auch manches harte Wort, das dem Gatten entschlüpft, manche kleine Beleidigung, von der wir denken können, sie sey uns nicht mit Vorbedacht zugefügt worden, müsse unser Glück nicht trüben, uns gegen den geliebten Tirannen nicht aufbringen, der Ein Mahl im Bewußtseyn, seiner oberherrlichen Rechte, die uns schuldige Zartheit und Schonung aus den Augen setzte. Immer, meine junge Freundin, auch wenn wir Recht haben, müßen wir es seyn, die bey einem auch in der besten Ehe unvermeidlichen Zwiste, den ersten Schritt zur Aussöhnung und Verständigung zu thun bereit sind; — denn tausend und tausende, von unglücklichen Ehen, zeigen uns die traurigen Folgen, dieser unterlassenen Pflicht! — Friede und Eintracht! — der ganze Segen einer glücklichen Ehe, liegt in diesen Worten; und sollen nicht wir es seyn, die Glück und Segen über ein Haus, über ein an uns gekettetes Menschenleben, — und künftige Geschlechter bringen!?

Ich kann es daher auch nicht billigen, daß Sie nicht schon Mittags, Ihrem Gatten freundlich die Hand bothen, besonders da er zu sprechen begann. Sie durften in diesem Falle nicht „mit tiefer Kränkung antworten,“ noch viel weniger durften Sie schweigen, als Ihnen merklich ward, daß er Ihr Entgegenkommen erwarte. Stolz und falsche Scham, dürfen uns nie, in keinem Falle leiten, wenn wir dem Gatten gegenüber stehen; sonst gerathen wir nur gar zu leicht auf Irrwege.

Aber auch Sie, meine Freundin, hätten gewiß diesen

falschen Freunden kein Gehör gegeben, wenn nicht Ihr Gesundheitszustand und eine erhöhte Reitzbarkeit, Sie dazu verleitet hätte. Sie sind also durch diesen Umstand, wenn auch nicht ganz, aber doch größtentheils gerechtfertiget. Und sollte nicht ihr Gemahl darauf Rücksicht nehmen? — Es war vielleicht nur Vergessenheit von seiner Seite, sonst hätte er einer längeren Angst und Unruhe Sie nicht aussetzen dürfen. Sie haben es zwar nicht ausgesprochen, aber es ist beynahe nicht zu zweifeln, daß Sie sich in einem Zustande befinden, der die größte Schonung verdient, und in dem wir die geringste Kränkung doppelt schmerzlich fühlen.

Aber Dank sey es der Stimme der Natur, die auch in dem minder zartfühlenden Herzen des Mannes, ihre Rechte geltend macht, daß wir diese Schonung auch gewöhnlich finden. Auch der rauheste Mann bleibt nicht kalt, gegen den Zustand einer Gattin, die ihm Vaterhoffnungen verspricht. Der zärtliche Gatte hingegen, verdoppelt seine zärtliche Besorgniß, sucht in der Seele der, in diesen Umständen gewöhnlich zur Schwermuth geneigten jungen Frau, frohe Bilder zu wecken, und alles zu entfernen was ihr Kränkung, Kummer oder Aergerniß bereiten könnte; da jede heftige Gemüthsbewegung, ihr gefährlich werden kann. Sein Mitleid bey oft bedeutenden Uebelkeiten und Unpäßlichkeiten, Athembeklemmungen &c. ist um so leichter zu erklären, da er sich selbst, mit einer Mischung von Stolz und Freude gestehen muß, daß sie dieselben um seinetwillen erduldet, und sich also mehr als je erinnert, daß es seine Pflicht ist, sie in Gefahren zu schützen.

Aber auch die Gattin muß mit zärtlicher Sorge, für das keimende Leben unter ihrem Herzen, also nicht nur über ihre

Gesundheit wachen, sondern auch alles vermeiden, was zu Kränkungen und Aergerniß Anlaß geben könnte. Sie muß wenn trübe Bilder sie ängstigen, sich selbst möglichst aufzuheitern streben, und nie vergessen, daß ihr geistiges und körperliches Befinden, mit der zarten Frucht in beständiger Wechselwirkung steht. Sie muß also selbst, die jetzt größere Reitzbarkeit der Nerven, so viel möglich zu beherrschen suchen. — Auch Rücksichten der Eitelkeit muß sie ohne Bedenken opfern; jedes Mieder z. B. ist gefährlich, indem es die weichen, in der Ausdehnung begriffenen Theile drückt, oder doch einengt, und also der freien Entwicklung hinderlich ist. O! durch wie viele kleine Rücksichten, Entbehrungen, Opfer und Schmerzen, muß eine Mutter das süße Glück erkaufen, ein Kind an ihre Brust zu drücken! — Aber auch wie lohnend, wie selig ist dieß Glück!

Wie sehr wünsche ich Ihnen auch Glück, zu der muthigen Uebernahme Ihrer Hausfrauen-Rechte und Pflichten. Es liegt eine schöne Beruhigung in der Erfüllung derselben, und sie verlieren durch Uebung alles Schwere. Gewiß wird Ihre gute Schwiegermutter, mit Vergnügen Ihren Wunsch erfüllen, der ja ihrem Sohne, eine wirthliche und emsige Hausfrau verspricht.

Mit inniger Theilnahme

Ihre

Freundin

Sophie v. S**.

Neun und neunzigster Brief.

Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**.

*bey Salzburg am 18. März 1847.

Meine treue S**!

Das Glück von dem mein letzter Brief voll ist, dauerte nicht lange. Ach, nicht nur, daß Ihr Brief meinen glücklichen Wahn zerstörte, in dem Grafen einen Freund gefunden zu haben; und mich von dem Charakter meines Gefühls überzeugte; nein, schon einige Tage früher störte meine Mutter dieses Glück, indem sie mich ernstlich erinnerte, bey einer, gewiß nahe bevorstehenden, und gegen sie bereits erwähnten Bewerbung des Grafen, nicht kindisch zu seyn.

Ich erwiederte ihr darauf, daß es mich sehr schmerzen würde, den Grafen einen Mißgriff thun, und unser jetziges schönes Verhältniß stören zu sehen. Ich gestand, daß seine Freundschaft mich beglücke, daß ich stolz sey, die Achtung und Freundschaft eines Mannes gewonnen zu haben, der die Zierde seines Geschlechtes sey, daß ich aber den Unterschied des Standes zu sehr empfände, um jemahls eine Verbindung einzugehen. Meine Mutter war entrüstet über diesen Eigensinn, wie sie es nannte; sie sagte mir in harten Worten, manches Kränkende über schuldigen, kindlichen Gehorsam, und schloß damit, daß sie bemerkte, der Unterschied des Standes zwischen mir und

dem Grafen, sey bey weitem nicht so groß, als der zwischen ihr und meinem Vater bestandene. — Du bist Baronin, fügte sie hinzu, Dir mangelt alles Selbstgefühl, wäre ich Baronin gewesen, ich hätte eine Fürstin werden müßen, denn nur ein fürstlicher Bewerber hätte meinem Stolze genügt!

Ich fange an zu glauben, daß die Meinung der Welt nicht ungegründet ist, und daß man mit Recht, meine Mutter für eine stolze Frau hält. Und ich? — bin ich nicht ebenfalls stolz? — Ist es nicht Stolz was mich mehr als alle anderen Rücksichten hindert, an eine Verbindung mit dem Grafen zu denken? — Nur daß unser Stolz sich nicht begegnet; sondern in ungleichen Richtungen seine Bahnen zieht. Ihr Stolz ist Selbstgefühl, sie fühlte, und zwar mit Recht, daß ihr Geist einen höhern Aufschwung habe, sie fühlte es, und war stark genug sich über einen Stand zu erheben, — dessen sie, sich zu schämen, schwach genug war. Bey mir ist es umgekehrt, ich kann in einer bescheidenen Lage mich zufrieden denken, aber ich bin zu schwach, um den Gedanken an Demüthigungen zu ertragen, denen eine Standeserhöhung, von Seite meiner neuen Standesgenossen, mich aussetzen könnte.

Die Vorbereitung meiner Mutter, war indessen nicht ohne Grund, leider traf ihre Vermuthng ein; ach, das Schicksal wollte mir einen Kampf nicht ersparen, in dem ich die ganze Schwäche meines Herzens fühlen mußte. O Gott er liebt mich! in glühenden, süßen, gewinnenden Worten, floß das Geständniß der heiligsten Liebe von seinen Lippen; und ich — wo nahm ich den Muth her, ihm zu widerstehen, — ihn zurückzuweisen? — Wie war es möglich, daß mein Herz ihm nicht entgegenflog; — daß ich Ruhe häucheln konnte,

während nie geahneter Schmerz, nie gekannte Wonne meine Seele durchschauerte! — Ach, vielleicht ist das noch nicht alles, vielleicht stehen mir noch mehr Kämpfe bevor, denn er glaubt es nicht, und kann es nicht glauben, daß mein Gefühl für ihn nur Freundschaft ist; er müßte mich ja hassen, wenn es nicht mehr wäre, denn er müßte mich unempfänglich glauben, für alles Schöne und Gute! — Und jene Kluft die Rang und Geburt zwischen uns öffneten, scheint er nicht zu bemerken.

Sie haben mein Gedicht um eine Strophe verlängert, und dadurch gezeigt, daß meine Vermuthung gegründet war. Sie gestehen mir auch, daß Sie in einem ausgebreiteteren Sinne Dichterin werden wollten, und durch Hindernisse von außen sich in Ihrem Streben irre machen ließen. Dürfen uns denn in Verfolgung eines löblichen Zweckes, Hindernisse sogleich abzuschrecken? Gewiß es war unrecht, und wahrhaftig wenn meine Muse, die sich vor der Hand nur auf Kleinigkeiten erstreckt, ergiebiger wäre, ich würde im Ernste daran denken, sie dem Druck zu übergeben. Sie glauben, daß sich dieß nicht mit der weiblichen Bestimmung verträgt, und Sie haben vielleicht nicht ganz unrecht; denn bey dem Blick auf die meisten Dichterinen und Schriftstellerinen, müßen wir uns gestehen, daß sie die Häuslichkeit einer Gelehrsamkeit aufgeopfert haben, die schlechterdings nicht in ihrem Berufe liegt. Aber dennoch glänzen als einzelne Sterne, auch Dichterinen und Schriftstellerinen am Horizonte der Literatur, die zugleich gute Hausfrauen waren!

Wären nicht auch Sie, vielleicht ein solcher Stern geworden, und können Sie es nicht vielleicht noch werden, denn was hindert Sie, in die Oeffentlichkeit zu treten?

Welche Berührung von außen kann Ihren Muth so sehr niedergeschlagen haben? — In Ihrem nächsten Schreiben finde ich wohl etwas über diesen Gegenstand; — ich freue mich darauf, und suche in Ihren Briefen Trost und Beruhigung für mein blutendes Herz.

Leben Sie wohl; —

Ihre

Louise v. Seeheim.

Hundertster Brief.

Frau v. S** an Frau Henriette v. S**.

Gratz am 23. März 1847.

Beste Schwägerin!

Ich kann die Gelegenheit da Dein Bothe sich anfrägt, nicht unbenützt lassen, Dir unsere neuerliche Angst um Rudolph ausführlicher mitzutheilen, die der liebe Gott gnädig abwendete. Du weißt, daß dieß liebe einzige Kind, schon früher zweimahl beim Zahndurchbruche, oder auch bey dem sogenannten Einschießen der Pillen, leichte Fraisen bekam; und du wirst dich entsinnen, daß er, als Du zuletzt am 16. d. M., aus Anlaß des Marktes hier warst, wieder etwas niedergeschlagen war; woraus ich auf Zahnbeschwerden schloß. Dazu kam später noch ein starker Schnu-

pfen, der mich aber irre führte, denn ich schob nun einen großen Theil seiner Unruhe, auf diese Ursache.

Am 20. Nachmittag legte ich ihn, als die Hitze des Kopfes zunahm in's Bettchen, und gab ihm, da er mit den Händchen nach dem Munde fuhr, etwas von dem beruhigenden Kinderzahnpulver; und zum Getränke leichte Mandelmilch. Er hatte diesen Tag wenig Appetit; — des Morgens Oeffnung, Abends lag er beständig in unruhigem, betäubungsähnlichen Schlummer, wollte wider seine Gewohnheit herumgetragen werden; und ließ sich erst um zehn Uhr zur Ruhe bringen; allein sein Athem war schnell und beklemmt.

Eine halbe Stunde später, (mein Mann hatte eben eingeschlafen, und ich hatte mich ebenfalls zur Ruhe gelegt, und lauschte in stiller Besorgniß auf Rudolfs Athemzüge), schien mir sein Athem ängstlich seufzend. Wir hatten sein Bettchen zu den Füßen der unserigen setzen lassen; ein Blick überzeugte mich, beym ungewissen Schein der Nachtlampe, daß er sich ungewöhnlich strecke und dehne, ein zweiter Blick, — und es schien mir, als ob er stille Fraisen haben müsse!

Mein Weheklagen weckte S**, der sogleich Licht anzündete. — Ach mein Gott! ich hatte mich nicht getäuscht; Rudolf war grau und farblos, seine sonst so hellen Augen verdreht, sein Mund geschlossen, — ich hielt mich nicht, ich sprang aus dem Bette, und ruhte nicht eher bis ich mein Kind, das S** mir schnell genommen hatte und mich zu beruhigen suchte, wieder selbst in den Armen hielt! — Die Magd war schnell wieder auf, Kamillenthee und ein Klystier ward bereitet, — aber in dem Augenblicke, als ich ihn verzweiflungvoll meinem Gatten wieder entriß, der um

meiner Umstände willen, mir ihn nicht geben, nicht zeigen wollte; war er starr und blau, sein Athem stockte, — ich hatte das geahnt, denn ich merkte, daß mein Mann ihm Luft einzuhauchen suchte; und hörte den beängstigten Vater still klagen.

O mein Gott, rief ich bey diesem Anblicke; — mein Kind! — mein Kind und mein Alles! und stürzte fast besinnungslos in die Küche, wo frisches Wasser war, mit dem ich seinen Kopf stark bespritzte, fast begoß; und ihn mit Essig labte. Er gab wieder Lebenszeichen, sein Körper ward geschmeidiger, und indessen war das Klystier fertig, das Anton ihm gab, und das bald, aber unmerklich wenig wirkte. — Nun ward sein Blick wieder natürlich, er fing an uns zu erkennen, und sank in einen, obwohl unruhigen Schlummer. Aber dieser Schlummer war nur kurz, schon um halb zwölf Uhr kehrte der Anfall, etwas schwächer, wieder zurück, und er bekam noch ein schon vorbereitetes Klystier und Senfteige auf die Füßchen. Dieß zweite Klystier wirkte stärker als das erste, und entfernte zum Theile unverdaute Speisen, von gestern und vorgestern. Auch bekam er ein Messerspitzchen voll, geschabtes Hirschhorn. Ich glaubte nun etwas ruhiger, wenn auch nicht ganz beruhigt seyn zu können; — aber der Leidenskelch war noch nicht geleert!

Um ein Uhr erneuerte sich der Anfall wieder, und dießmahl am stärksten; mit Zusammenziehen der Fäustchen, dunkler Röthe des Gesichts, Zubeißen der Zähne; mein Gott, ich glaubte dieß theure einzige Kind, schon als Leiche in den Armen zu halten; — sein Puls stockte! — Ich blies ihm Luft ein, labte ihn mit Essig, mit Cöllnerwasser, ließ ihn sogar Hirschhorngeist riechen; — — —

er regte sich nicht! — Endlich zuckte er leise, — mein Mann war um den Arzt geeilt, die Töchter des Hausherrn die unsere Magd geweckt hatte, standen mir bey, — allein ich ließ mein Kind nicht aus den Armen. Der Arzt kam mit meinem Manne, als eben das Leben wiederkehrte; verordnete kalte Umschläge auf den Kopf, — ein Brechmittel und zwey Blutegel hinter die Ohren, die ich ihm so schnell als möglich setzte; und die stark zogen; und einen Sauerteig auf die Brust. Das Leben kehrte wieder, aber er lag bewußtlos im Taumel dahin; erschöpft durch die wiederhohlten Fraisenanfälle und den Blutverlust, der dem Zwecke entsprechend stark war, denn es blutete bis 5 Uhr Nachmittags nachdem die Blutegel um 4 Uhr Morgens abgefallen waren.

Aber auch jetzt war er noch nicht außer Gefahr; denn des Morgens, — (am 21.) äußerte der Arzt: er besorge eine Gehirnentzündung, Rudolf lag bis um halb zehn Uhr bewußtlos; dann erkannte er zuerst mich, und ich weinte Freudenthränen, dann seinen Vater und die Schwägerinen, seine Tanten, — die, auf die schnelle Mittheilung von Rudolfs Krankheit mir sogleich ihre Theilnahme bezeigt, und mich besucht hatten. Er war jedoch den ganzen Tag sehr matt, schlief fast beständig, und durfte nichts als lautere Rindsuppe und Reisschleim bekommen Die folgenden zwey Nächte, wagten wir noch nicht ruhig zu schlafen, und wachten abwechselnd oder zugleich bey ihm. Aber Gott Lob, er ist gerettet! — wir haben ihn wieder, und drücken ihn neugeboren in die Arme!

Auch Dir danke ich für Deine treue freundschaftliche Theilnahme; ich sehe ein, daß Du nicht selbst kommen

konntest; und ich weiß, daß Du mich gern getröstet hättest, wenn es Dir möglich gewesen wäre; also keine Entschuldigung. Auch der guten Schwägerinn Fanny, bin ich dankbar für ihre Theilnahme, und daß sie dich benachrichtigte. Du sorgst um meine Gesundheit? — Ich hoffe beynahe, daß dieser heftige Sturm ohne nachtheilige Folgen vorübergehen wird, wenn auch meine Füße durch zwey Tage fast gelähmt waren und noch jetzt sehr schwach sind!

Ich schrieb den letzten Theil dieses Briefes, mit Rudolf auf dem Schooße der inzwischen erwacht war; — lebe wohl, Euch grüßt mit Schwesterliebe

Sophie v. S**.

N. S. Ich füge nur noch bei, daß ich seit gestern, den erfolgten Durchbruch der beyden Augenzähne, und zweyer Stockzähne bemerke. Gott sey Dank, das gefährlichste ist also überstanden, da er doch nun schon die meisten Kinderzähne hat! Ich freue mich dich übermorgen zu sehen, wie mir dein liebes Billet verspricht!

Hundert erster Brief.

Frau v. S** an Julie Western.

Gratz am 9. April 1847.

So recht, liebe Cousine, thue immerhin jetzt nicht mehr, als für Deine Lage nöthig ist; wer nur das immer gewiß

thut, der bringt es sicher so weit, sich in jede Lage zu finden, und überall seinen Platz zu füllen und seinen Pflichten genug zu thun. Es ist gewiß, daß du als Künstlerin, Dir eine höhere Geschicklichkeit in dem Fache der Kunst eigen machen mußt, als dieß gewöhnlich gut ist, und Deinen Entschluß dich der Kunst zu widmen, kann ich nicht mißbilligen, so lange ich keine passendere Versorgung für dich weiß.

Ich hatte beinahe vermuthet, daß Du durch Herminens Anwesenheit, wieder mehr in die Welt würdest gezogen werden; und das ist gut für Dich, denn wenn auch ein Mädchen nicht beständig Unterhaltungen im Kopfe haben darf; so ist es doch gut, wenn sie sich von der Welt nicht ganz abschließt; sie müßte denn in's Kloster gehen wollen. Das ist, wie Du äußerst, bey Dir nicht der Fall, und doch schlägst Du gleich darauf, eine förmliche Absonderung zwischen Männern und Frauen vor. Freylich erfordert der Umgang mit Männern, mehr rücksichtsvolle Behutsamkeit, als der mit unserem eigenen Geschlechte, aber es klingt komisch genug, wenn ein Mädchen deßhalb in allem Ernste meint, daß man sie nicht frey herumgehen lassen und aus weiblichen Gesellschaften ausschließen sollte. Was du über Pfänderspiele schreibst, halte ich indessen für ganz richtig, und möchte allen Mädchen rathen, eine bescheidene Fügsamkait, einer albernen Ziererey vorzuziehen.

Ueberhaupt ist ein ruhiges Betragen, ohne Empfindsamkeit und Koketterie, im Umgange mit Männern, jedem Mädchen zu empfehlen. Beide werden von ihrem Character und ihrer Tugend, keinen günstigen Begriff wecken. Ein Mädchen, das durch jeden Eindruck sich bestimmen läßt, das bey dem geringsten Anlasse, in empfindsame Thränen ausbricht,

das den Mond besingt, und das Blumen oder Gedichte zur Schwärmerey bringen; wird man immer für schwach halten, und sich selten irren. Ein kokettes Mädchen dagegen, wird man zwar in manchen Fällen, besonders wenn es schön ist, interessant finden; aber man wird sie schwerlich mit jener Hochachtung behandeln, die man ihrem Geschlechte schuldig ist, denn man wird sie mit vollem Rechte, für gefall- und eroberungssüchtig halten. — Ein leichtsinniges Mädchen, das die Männerwelt ohne Achtung behandelt, und mit Männerherzen gleichsam spielt, wird einen Kreis von Leichtsinnigen um sich sammeln, die auch ihr Herz nur zum Scherze suchen und bestürmen werden. — Ein Mädchen, das allzublöde ist, wird von ihrem Verstande keinen hohen Begriff erregen, ein anderes das sich kindisch ziert, wird man als Kind behandeln, oder wenn sie dazu zu alt ist, für eine Närrin halten; während ein affectirtes Benehmen, selten Liebe gewinnen wird, und ein allzusehr zurückgezogenes, kaltes und unfreundliches Wesen, keinen liebenswürdigen, schönen Charakter vermuthen läßt.

Ein Mädchen sey daher im Umgange mit Männern, natürlich, heiter und freundlich, ihr Benehmen sey achtungsvoll, gegen alle die Achtung verdienen, kalt und zurückhaltend, gegen alle die sie nicht verdienen. Sie beobachte eine bescheidene, doch ja nicht übertriebene und zudringliche Höflichkeit, denn diese Letztere erweckt den Nebenbegriff von Eroberungssucht, und ist unter der Würde eines Mädchens. Sie hüthe sich daher, besonders wenn sie schön ist, vor einem stolzen Benehmen, sonst wird man in Versuchung gerathen, sie für spröde zu halten; allein sie entferne auch den Schein jeder Erniedrigung. Sie sey behuthsam

in der Wahl ihrer Worte, vorsichtig in ihren Geberden, aufmerksam auf ihre Stellung. Sie vermeide es, mit einem Manne allein zu seyn, oder auch in einem Zimmer wo Mehrere sind, abgesondert oder leise mit Einem zu sprechen; doch sey, wenn es unvermeidlich ist, und sie allein mit einem Manne sprechen muß; ihr Betragen mehr als jemahls ernst und gelassen, sie hüthe sich vor einer Lustigkeit, die ihn ermuthigen könnte, ebenso sehr, als vor einer zu großen Verlegenheit oder Empfindsamkeit, die ihn an ihre Schwäche mahnen könnte.

Dasselbe gilt auch für Frauen, über den Umgang mit Männern; eine junge Frau, die diese Vorsichtsregeln beobachtet, wird den gefährlichen Triumph vermeiden, von Anbethern umringt zu seyn. Ein Mann, der gegen eine Frau von Liebe spricht, zeigt ihr Mangel an Achtung; eine Frau die ihn anhört, oder sich auch nur verwirren läßt, zeigt, daß sie seine Nichtachtung verdient. Selbst das verschwiegene Gefühl eines Mannes, darf eine Frau nicht zu bemerken scheinen, und ist vielleicht im Stande, durch Kälte und Unbefangenheit ihn zu heilen, — aber die Zudringlichkeit eines Gecken, muß ihr würdevolles, ausweichendes, im Nothfalle zurückweisendes Betragen, in seine Schranken weisen.

Die arme Nina D. bedaure ich; Du wirst Dich entsinnen, daß ich gleich damahs sagte: Es sey nicht gut, wenn der Mann und das Mädchen in gleichem Alter seyen; und wie es scheint, so mag Nina dieß jetzt empfinden. Ich wünsche ihr von Herzen, daß die Sache sich zum Guten wendet, allein ich kann mir nicht denken, daß eine Ehe ganz glücklich werden kann, bey der ein Mißverhältniß des Alters statt findet; und dieses Mißverhältniß herrscht nicht nur, wenn die Frau

älter ist; sondern auch schon wenn beyde in gleichem Alter sind. Die Frau soll eigentlich wenigstens, um 6 bis 10 Jahre jünger seyn, und je älter als bey der Verbindung der Mann ist, desto größer muß der Abstand der Jahre seyn.

Mit herzlicher Liebe

Deine

Cousine

Sophie v. S**.

Hundert zweyter Brief.

Frau Rosa L** an Frau von S**.

Triest am 11. April 1847.

Beste, verehrteste Freundin!

Dank, herzlichen Dank, für Ihr letztes, theilnehmendes und rathendes Schreiben. Könnt' ich doch allen jungen Frauen es zeigen, damit nicht falsche Scham und Stolz, sie auf Irrwege führen. Glauben Sie nicht, daß ich mein Unrecht nicht selbst fühle; — ja gewiß, ich hätte Emiln entgegen kommen müssen, und ich will, ich werde mich in Zukunft an Ihre wohlmeinenden Vorschriften halten; — ich will nie vergessen, daß ich seine Gattin bin.

Daß Sie in diesem Falle mich so schön entschuldigten, thut mir wohl, besonders da ich, — Ihre Entschuldigung auf mich beziehen kann; und in dem Falle wirklich bin, den Sie vermutheten. Längst hoffte ich im Stillen, aber aus Furcht

mich zu täuschen, schwieg ich, nun glaube ich aber schon mit mehr Gewißheit, den süßesten Hoffnungen mich überlassen zu dürfen. Eben seit jenem für mich so traurigen Tage, dem 12. Februar datirt sich die größere Wahrscheinlichkeit meiner Hoffnungen, und Emils Behuthsamkeit und Zärtlichkeit kennt keine Gränzen.

Wie sehr danke ich Ihnen für alles, was Sie mir in dieser Hinsicht rathen, und vorstellen; um so mehr, da ich in den Briefen meiner guten Mutter, wohl die herzlichste Freude, aber wenig Rath und Erläuterung finde. Auch der Rath einiger Frauen, die sich hier theilnehmend gegen mich bezeigen, beschränkt sich im allgemeinen darauf, daß ich mich sehr halten soll. Man gibt mir auch den Rath, öfters während des Tages etwas zu essen, und ich thue es, da der Arzt dieß bestättigt, und da es mir scheint, als ob wirklich die Uebelkeit des Magens, dadurch mitunter vermieden, wenigstens gewiß immer verbessert würde. Auch vor allem Langen in die Höhe, vor allem Heben und Tragen soll ich mich in Acht nehmen.

Am meisten warnen mich einige Frauen vor Unterdrückung einzelner Gelüste, und auch Emil eilt sehr besorgt, jeden meiner Wünsche zu erfüllen. So zeigt sich bey mir eine sonderbare Lust, nach grünem Salat, mit frischen Zwiebeln, ein Gericht, das ich früher gar nicht kannte, das mir aber, selbst wenn ich mich bedeutend unwohl fühle, sehr wohl bekommt. Fast eben so geht es mir mit den frischen Feigen, auf die ich doch nie einen Werth gelegt hatte. Dagegen äußert sich gegen andere Speisen, z. B. gegen Wildpret, Austern, gesottenes Rindfleisch, und mehreres ein Eckel, den ich wirklich nicht überwinden darf, da diese Ueberwindung, zu der ich ein

Paar Mahle bey Abendgesellschaften, in fremden Häusern, durch falsche Scham gezwungen wurde, mir jedesmahl sehr übel bekam. Was halten Sie davon?

Auch über das sogenannte Versehen bin ich nicht außer Sorge; eine Sorge, die durch das nachdrückliche Warnen, und den Rath mancher Frauen nur gesteigert wurde. Wie traurig muß es doch seyn, das sehnlich erwartete, theure Wesen, vielleicht verunstaltet, aus den Händen der Wehmutter zu empfangen! Eine Frau hat mir in dieser Beziehung einen Rath gegeben, den ich wirklich schon befolgte, da ich denke, daß meine Folgsamkeit hier zum mindesten unschädlich sey; obgleich ich nicht läugnen kann, daß das Mittel mir etwas abergläubisch, ähnlich jenen Sympathiemitteln scheint, die bey dem Landvolke in manchen Gegenden so sehr in Gunst und Glauben stehen. Sie räth nämlich, als ein bewährtes Mittel, um jeden Schreck unwirksam zu machen; und selbst Feuermahle und dergl. zu verhüthen; soll man denken: Ich bin gesegnet, und soll dabey auf die Fingernägel sehen. Was halten Sie vom Versehen überhaupt, und von diesem Mittel, dem, wie es scheint, alle vernünftige Begründung fehlt?

Ich hoffe jetzt ehester Tage, vielleicht schon morgen, meine gute Schwiegermutter hier zu sehen, und ich freue mich herzlich darauf, denn der Brief in dem sie mir ihre Ankunft zusagt, ist so gütig, wie ich ihn kaum erwartete. Meine Köchin hat mir, wie ich es fast vermuthete, den Dienst aufgekündet, sobald sie hörte, ich würde in Zukunft selbst die Wirthschaft führen; und die Schlüssel der Speisekammer rc. verwahren. Ich habe bereits eine andere Köchin gedungen, behielt aber die Küchenmagd, die mir eine ehrliche Haut scheint; wenigstens ist sie sehr willig.

Die Nachrichten, die meine Mutter mir gibt, sind nicht tröstlich; da meines Vaters Gesundheit, trotz der wiederkehrenden schöneren Jahreszeit, noch immer sehr schwankend seyn soll. Aber freylich ist es heuer noch sehr kalt, wenn auch hier in unserem wärmeren Clima nicht so sehr, aber in Wien; vielleicht wird doch die warme Mayluft, ihm Genesung bringen. Die Mutter meint, daß eine Wiederholung des Bades nothwendig werden dürfte, aber ihre Briefe sind so niedergeschlagen, daß ich oft eine noch ernstlichere Besorgniß darin zu finden glaube.

Mit Hochachtung und Freundschaft

Ihre

dankbare

Rosa L**.

Hundert dritter Brief.

Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**.

*bey Salzburg am 12. April 1847.

Meine einzige Freundin!

Der März ist zu Ende, die Osterfeyertage, die er noch hier zubringen durfte, sind verflossen, und mein Ferdinand ist wieder fort. Gott sey Dank, ich sah ihn mit leichterem Herzen ziehen, als ich noch vor einigen Wochen es hoffen durfte. Er gehört ja in der ganzen Bedeutung des Wortes, dem Christenthume wieder an, ich glaube nicht, daß es so leicht mehr möglich seyn wird; seine Religions-Begriffe

wankend zu machen, denn er hat nun geprüft; ist überzeugt, und kein Kind mehr, das blind jedem Eindrucke folgt.

Doch ich bin Dir eine weitere, umständliche Erzählung der letzten Ereignisse schuldig. Du weißt daß Ferdinand, schon vor Absendung meines letzten Briefes, das Studium der Kirchengeschichte begann; und der Domherr leitete über diese, so wie über die Apostelgeschichte, über die Lebens- und Leidensgeschichte Christi, so wie über die Geschichte des alten Bundes, und die Bücher der Propheten, nach und nach, zum Theil Lesungen, zum Theil Gespräche ein, die gewöhnlich in den Abendstunden statt fanden, und an denen wir alle, auch Ferdinand, und einige Mahle selbst unser lieber Gast, der Graf, wenn ihn der Zufall um diese Stunde her führte, mit großem Interesse Theil nahmen. Natürlich spielte, das Lesen ausgenommen, das gewöhnlich Louisens Sache war; bey solchen Unterredungen, der Domherr, dessen bereits erfolgte Rückkehr in die Stadt, wir nun schmerzlich empfinden, die Hauptrolle, und es war ein Vergnügen, seinen Vorträgen, Erzählungen und Erklärungen zuzuhören. — Etwa in der Hälfte des vorigen Monathes, gingen diese Abendgespräche zu Ende, und der Domherr fragte eines Abends Ferdinanden, im Laufe der Unterredung und ohne weitere Vorbereitung; — ob er nun noch religiöse Zweifel habe? — Ferdinand ward flüchtig roth, und fand, da er wahrscheinlich nichts weniger als diese Frage vermuthete hatte, nicht sogleich eine Antwort.

Der Domherr fuhr also fort, indem er sich sehr liebreich an ihn wandte: Ich verlange nicht etwa, ein öffentliches Beichtbekenntniß von Ihnen; nein, aber da es uns allen nicht entgangen seyn kann, daß sie von religiösen Zweifeln

nicht frey waren, so ist es die natürliche Frage, eines Freundes im freundschaftlichen Kreise, die ich an Sie thue. Wir haben gesehen, daß Christus der Herr, trotz aller Beweise seiner göttlichen Sendung, überall noch Zweifel und Unglauben traf; daß seine Apostel überall Hindernisse für die Ausbreitung der Lehre Jesu trafen, obgleich sie durch Wunderthaten, die Wahrheit derselben bestätigten. Die Zeit der Wunder ist vorüber; allein wir finden an der wirklich erfolgten Ausbreitung des Christenthumes, die noch gegenwärtig immer weiter dringt, eine mächtige Stütze für unsern Glauben. Indessen wäre es doch sehr schädlich, wenn wir etwaige Zweifel verschweigen, und so die Möglichkeit einer Aufklärung selbst vernichten wollten. Ich frage Sie daher nochmahls, mit väterlicher Wärme: Haben Sie noch Zweifel?

Keine über die Lehre Christi, und über die Göttlichkeit seiner Sendung; entgegnete Ferdinand; aber —

Also doch ein Aber, erwiederte der Domherr sehr gütig, meine Frage war also nicht vergebens; denn ich hoffe, daß es mir gelingen soll, Ihre Zweifel zu lösen.

F. Ich habe zweyerley, und ich will mit dem beginnen, was uns, wie ich glaube näher liegt. Es ist dies die Errichtung neuer Orden, während ich mich von der Nothwendigkeit der schon bestehenden, nicht einmahl überzeugen kann.

D. Sie haben hier vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn Sie nähmlich die Nothwendigkeit ihres Bestehens, — nur auf sich, oder ihres Gleichen beziehen. Allein die Ausbreitung des Christenthumes ist so groß, daß unter den Christen, sich Menschen von den verschiedensten Lebensansichten, — Lebensverhältnissen, und Lebensbedürf-

nissen, von den verschiedensten Charakteren und Temperamenten, dem verschiedensten Bildungsgrade, mit einem Worte, Menschen von allen Classen und der möglichlichsten Verschiedenheit befinden. Was dem Einen nicht nöthig scheint, ist dem anderen Bedürfniß, und so sind Klöster allerdings zur Aufrechthaltung der Religion eben so nöthig als Weltpriester. Es ist gewiß, daß bey einem großen Theile des Volkes, Kloster- und Ordensgeistliche, in größerem Ansehen stehen, mehr Vertrauen und mehr Zulauf, — also auch eine größere Wirksamkeit haben, als die Weltpriester. Wie sehr wäre also derjenige Theil der Christen, und diese sind oft die eifrigsten, — in ihren religiösen Begriffen beschränkt, ja sogar in ihren Rechten als Christen verletzt, wenn man auf sie und ihre Bedürfnisse keine Rücksicht nehmen wollte. Freylich sind sie in den Augen des Weltmenschen fast entbehrlich, — in den Augen des Christen, werden sie es nie seyn, denn er wird als solcher ebensowohl, ja noch mehr für die Befriedigung seines Nächsten, als für sein eigenes Ich, Sorge tragen.

Er wird nicht verlangen, daß Alle, seine Ansichten theilen sollen, und sie keinem aufdringen. Er wird im Gegentheile sich freuen, daß auch seine Mitmenschen Christen, und fromme Christen sind, wenn auch ihr Gefühl und ihre Ueberzeugung, sie auf anderen Wegen zur Seligkeit führen. Der wahre Christ wird eben so wenig, irgend einen Orden, und wenn er auch nur ein Asyl für fromme, der Betrachtung lebende Männer wäre, und keine andere Wirksamkeit hätte, um der Religion willen verwerfen, als er die Religion um ihrer Diener willen verwerfen wird. Er wird in dem ersteren Falle sich gestehen müssen, daß auch

ein Orden von unbedeutender Wirksamkeit, — zum mindesten unschädlich ist; und in dem letzteren Falle bedenken, daß die Religion zwar ihren Dienern, eine höhere Weihe geben, aber nicht ihre verschiedenen natürlichen Anlagen ändern, ihre menschlichen Schwächen aufheben kann! — Verlangen wir daher nicht zu viel von dem Priesterstande überhaupt, und gewöhnen wir uns, Männer mit Nachsicht zu beurtheilen, deren schwerer Stand, ohnehin so reich an Dornen ist.

Was aber die Errichtung neuer Orden betrifft, so wird die Zukunft lehren, ob wir sie bedurften; und ich kann nur sagen, daß zu einer Zeit wo weltliche Bildung und Aufklärung um sich greift, eine Vermehrung der Weltpriester, mehr an ihrem Platze wäre, als eine Vermehrung der Ordensgeistlichen. — Genügt Ihnen diese Erklärung? und sind Sie nun von der Nothwendigkeit des Bestehens der Klöster überzeugt?

F. Vollkommen; — und —

D. Allein Sie wollten noch etwas sagen.

F. Ich schäme mich fast, und würde lieber schweigen, wenn ich nicht fürchten müßte Euer Hochwürden zu beleidigen. — Ich kann mir nähmlich nicht vorstellen, daß diese Erde auf der wir leben, erst seit ungefähr 6000 Jahren bestehen soll. Eine Sache die wir aus der Offenbarung und den Mosaischen Schriften ersehen, der aber viele Bemerkungen, Berechnungen, und Nachweisungen, neuerer Gelehrter gerade zu widersprechen.

D. (lächelnd). So scheint es, denn man hat Bäume gefunden, deren Holz ein Alter von 10,000 Jahren, und Felsstücke in Urgebirgen, die ein Alter von wenigstens 20,000, auch wohl noch weit mehr Jahren, nachwiesen. Das wol-

ten Sie wahrscheinlich sagen, denn ich glaube nicht, daß die an's Räthselhafte gränzende Zeitrechnung der Chinesen, eines so stolzen als ungebildeten Volkes, Sie über diesen Gegenstand, in Zweifel setzt.

F. Nein gewiß nicht; — aber Sie selbst läugnen das Erstere nicht und erwähnen es als eine Thatsache. — Wie verträgt sich also eine solche Nachweisung, mit den Mosaischen Angaben; und der nach ihm uns mitgetheilten Schöpfungsgeschichte?

D. Ich glaube, daß die Erklärung dafür, nicht schwer zu finden seyn wird, es kömmt nur darauf an, in welcher Gestalt wir uns die vollendete Schöpfung denken.

Louise. Ich weiß was Euer Hochwürden sagen wollen; — es gab damals schon Urgebirge, und Bäume von großem Umfange.

D. Errathen. Wir können nicht annehmen, daß die Erde ganz kahl war, als Gott die ersten Menschen erschuf, und seine Schöpfung für vollendet erklärte. Wir können auch nicht annehmen, daß Gott nur die ersten Samen von Bäumen und Sträuchen darauf ausgesäet hatte; denn die Schöpfungsgeschichte erwähnt ausdrücklich, der Schöpfung von Bäumen und Sträuchen. — Es mußten also schon vollendete Bäume und Sträuche vorhanden seyn, woher hätten auch sonst Menschen und Thiere ihre Nahrung geschöpft? Endlich können wir eben so wenig glauben, daß die Erde damahls ganz glatt und ohne Erhöhungen war, oder nur ganz kleine Steinchen both, denn die Schöpfungsgeschichte erwähnt, eben so ausdrücklich der Berge, Thäler und Felsen. Es ist also nichts gewißer, als daß damahls schon große Felsen, Steine und Metalle vorhanden waren.

Ferdinand lächelte über diese Aufklärung, und uns alle versetzte es in die heiterste Stimmung von der Welt zu bemerken, daß gelehrte Männer sich die Köpfe zerbrochen, und mit dem ennüyanten Zählen ungeheurer Summen sich geplagt hatten, ohne mehr daraus beweisen zu können, als daß diese in Linien laufende Eintheilung der Jahre, bey Hölzern und Steinen, keine neuere Erfindung sey, da Gott schon bey der Schöpfung diese Liniamente ihnen anerschaffen hatte.

Der Graf kam eben dazu, erfuhr die Ursache unserer Heiterkeit, und theilte sie. So endigte sich dieser Abend in Scherz und Freude; — aber es stand mir vor der Abreise des Domherrn, der uns acht Tage vor Ostern verließ, auch noch eine Freude ernsterer Art bevor. Die Freude, meinen Ferdinand mit der Andacht und dem Glauben eines Christen, am Tische des Herrn zu sehen!

Alles übrige scheint mir klein, neben dieser Freude, doch kann ich nicht umhin, auch noch in Kürze zu berühren, daß der Graf, der immer mehr meine Achtung und meine Freundschaft gewinnt, mittlerweile um Louisen geworben hat. Sie hat seine Bewerbung vor der Hand zurückgewiesen, indem sie vorgibt er sey zu hochgestellt für sie; aber ich kann mir nicht denken, daß ein liebendes Mädchen, Zeit zu solchen Betrachtungen hat; ich fürchte also, es steckt sonst etwas dahinter. Ich würde sehr ernstlich in sie dringen, wenn der Graf sich nicht, jede Mitwirkung und Ueberredung von meiner Seite, ernstlich verbethen hätte. Er will Louisens Jawort nur ihrem Herzen danken, und scheint die Hoffnung auf ihre Erwiederung, keineswegs aufzugeben.

Ich wäre ganz glücklich, wenn diese Verbindung zu Stande käme, da ich den Grafen schon jetzt, wie meinen Sohn liebe, und ihm in Bezug auf Ferdinand, gewiß viel verdanke. Noch überdieß habe ich von ihm viel für den Letzteren zu hoffen; da er sich schon jetzt für ihn verwendet, und ihm in Rücksicht auf sein Fortkommen, Gutes verspricht, indem er diesen Winter Gelegenheit hatte, Ferdinands Kenntnisse zu prüfen, und mit ihm zufrieden ist.

Lebe wohl, Du Theuerste, ich wünsche Dir, daß Du bald wieder Ersatz für Deine Clara finden mögest, wenn Du ihn noch nicht gefunden hast!

Denke in Liebe

Deiner

beruhigten Schwägerin,

Baronin Seeheim.

Hundert vierter Brief.

Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim.

Gratz am 13. April 1847.

Theure Freundin!

Ihr letzter Brief, ließ mich für einen Augenblick ungewiß, ob ich Sie beklagen, oder Ihnen recht von Herzen Glück wünschen solle. Daß eine Erklärung zwischen Ihnen und dem Grafen, endlich erfolgen mußte, war voraus zu sehen; daß er Sie liebt, und daß Ihr Herz dem Seinigen entgegen kommt, ist nun außer Zweifel. Daß er durch die

ersten Hindernisse von Ihrer Seite, ja selbst durch eine wirkliche, abweisliche Antwort, sich nicht wird abschrecken lassen, seine Bewerbungen fortzusetzen, ist eben so gewiß, besonders da ihm Ihre freundliche, günstige Stimmung für ihn, nicht entgangen seyn kann, und seiner Hoffnung reiche Nahrung gibt.

Daß Ihr Herz endlich seinen Stolz besiegen wird, ist von der Wärme Ihres Gefühls zu erwarten; — es stehen Ihnen also wohl noch Kämpfe bevor, aber — kein Sieg! — denn Sie kämpfen gegen ein Gefühl, das nicht gewohnt ist, sich von irgend etwas, — die Tugend ausgenommen, — besiegen zu lassen. Da überdieß Ihre Mutter, wie es von dieser stolzen Frau zu erwarten war, auf der Seite des Grafen ist, so haben Sie von keiner Seite irgend einen Beystand zu erwarten; und das stolze Gebäude auf Vernunft gestützter Gruudsätze, wie bald wird es in einem ungleichen Kampfe, Sie nicht mebr schützen! Seyen Sie dann glücklich meine Louise, Sie haben das Ihrige gethan, um einer Verbindung auszuweichen, die zu wenig ungleich ist, um ein so großes Opfer, — als das Glück Ihres Lebens wäre, zu rechtfertigen.

Sie fordern mich sehr naiv auf, noch jetzt Dichterin und Schriftstellerin zu werden, und veranlassen mich dadurch zu einer Erwiederung, die ich Ihnen um so mehr schuldig bin, als auch Sie geneigt wären, den dornigen Pfad der Oeffentlichkeit zu betreten. — Glauben Sie mir, meine Louise, das Weib ist nicht geboren um zu glänzen, oder bewundert zu werden; es darf, wenn es mit Talenten begabt ist, nur sich selbst damit das Leben schmücken, und dem kleinen Kreis der Theuern zum Genuß sie biethen; in den das Schick-

sal es gesetzt hat. — Einst dachte ich nicht so; der Reichthum von Ideen die ungerufen, vor meiner Seele sich drängten, und durch den Verbrauch sich nicht erschöpften, sondern sich nur immer reichlicher ergoßen; eine Phantasie die lebhaft zeichnete, was ich ihr zur Aufgabe stellte, und die Gabe ziemlich flüßig in Prosa zu schreiben, verbunden mit dem Dichtungstalente; — schien mir eine Aufforderung; mein Leben den Musen zu weihen. Ich schrieb, und wünschte jetzt meine Schriften auch gedruckt zu sehen.

Ganz unbekannt mit den Wegen, auf denen man zur Oeffentlichkeit, und Drucklegung irgend eines Manuskriptes gelangen könnte; und zu schüchtern, um Jemanden deßhalb zu befragen oder gar, Jemanden mit der Besorgung dieses Geschäftes zu belästigen; fand ich Muth in meiner arglosen Unschuld, und in dem Selbstgefühle meines Werthes. Ich scheute eine Prüfung nicht, übergab einige Gedichte, und ein Paar Novellen, einer der ersten Buchhandlungen in Wien, zur Durchsicht, und hörte nach kurzer Zeit darüber ein Urtheil, mit dem ich sehr zufrieden war. Man nannte mir sogar eine kleinere aber sehr bekannte Buchhandlung, die großentheils belletristische Gegenstände verlege, wo man sie wohl aufnehmen dürfte. Obschon mit klopfendem Herzen, wagte ich dennoch diesen Schritt, denn ich wünschte ja nun, mit der Lebhaftigkeit der Jugend, meine Schriften gedruckt zu sehen. Man hatte mir gesagt, — nicht junge Schmeichler, sondern ernste, denkende Männer, Männer der Wissenschaft, hatten mir gesagt, daß meine Gedichte von wahrer Poesie, meine Novellen von reicher Phantasie und blühender Sprache zeigten. Man hatte mir sogar gesagt, ich sey es dem Vaterlande schuldig, ein so ausgezeichnetes Talent für Poesie und Schriftstellerey nicht

zu vergraben, es auszubilden und zu üben, und, — ich glaubte dieß wenigstens zum Theil, denn ich war jung!

Was mich bey meinem nunmehrigen Versuche, meine Schriften dem Drucke zu übergeben, etwas ermuthigte, war, daß ich hörte, jene Buchhändlerin, (eine Wittwe) beurtheile alle Manuscripte selbst. Ich hatte es also mit einer Frau zu thun, und freute mich herzlich, ihr Urtheil zu vernehmen; denn meine Phantasie mahlte mir von ihr ein freundliches Bild. Ich dachte mir eine Matrone, die mit freundlichem Ernst, so manches schöne lobend erwähnen, so manches Mindergelungene bezeichnen würde; die mich aufmerksam machen werde, was mir noch fehle, ohne das Schöne zu läugnen. Einige Zeit nach der Uebergabe meiner Manuscripte, erschien ich schüchtern in dem Hause meiner neuen Gönnerin.

Aber dießmahl hatte meine Phantasie mich getäuscht. Man führte mich in Zimmer, die durch die darin herrschende Unordnung, mir einen unangenehmen Vorbegriff weckten; denn die Möbel waren wohl prächtig, standen aber nach einer, in allem Ernst Mode gewordenen Laune, unordentlich mitten im Zimmer herum. Die Buchhändlerin war eine kleine, dicke Frau, mit stark geröthetem Antlitze, deren barsches, männliches Wesen, einen widrigen Eindruck auf mich hervorbrachte, der durch den harten Ton, mit dem sie zwey schüchterne Kinder, (es waren die ihrigen) anschrie, noch vermehrt wurde. Sie war eben im Ausgehen begriffen, und ich mochte ihr daher überdieß ungelegen kommen. Sie maß mich, als sie meinen Nahmen erfuhr, mit blinzelnden Augen, und eben so neugierigen, als unfreundlichen Blicken. Man nannte sie gnädige Frau, und sie schien denselben Titel auch von mir zu erwarten, allein mein Stolz weigerte sich, ihn auszusprechen,

und ich bediente mich ihres Nahmens, dem ich das Wörtchen „von“ vorsetzte.

Auf meine bescheidene Anfrage, ob ich ihr ein anderes Mahl gelegener käme, erwiederte sie mir frostig, es sey schon recht, daß ich gekommen sey, sie werde mir auch sogleich meine Manuscripte geben. Ich erwiderte ihr, daß ich gehofft hätte, ihr Urtheil darüber zu hören. Sie meinte, das könne auch jetzt gleich geschehen, worauf sie mir unter stetem Ab- und Zugehen, da sie mit der Vollendung ihres Putzes beschäftigt war, und indem sie sich immer unterbrach, um in französischer Sprache, bald eines, bald das andere ihrer Kinder anzuschreyen, in kurzen, harten Worten, aber mit merklicher Ereiferung sagte: Meine Gedichte seyen schlecht, meine Novellen aber schon deßhalb zum Verlag nicht geeignet, weil mein Nahme ganz fremd sey. Ich zahle den Nahmen, fuhr sie fort, denn der Nahme bewirkt den Absatz. Und überdieß, was haben Sie für Stoffe gewählt? — Sie haben Sachen geschrieben, die sich täglich in jeder Familie ereignen; so etwas liest man jetzt gar nicht, man will nur schauerliche, fürchterliche Sachen lesen, je gräßlicher desto besser, und Dinge, die in andern Welttheilen geschehen; — ich verlege auch nichts anderes. — Ich entgegnete ihr bescheiden, es sey meine Absicht gewesen, meine Stoffe aus dem Leben zu greifen, und ich hätte nicht geglaubt, daß ich das Gewöhnlichste aus dem Leben geschildert, und ganz Uninteressantes dargestellt hätte.

„Nun ja, fuhr sie fort, ich will meinetwegen auch nichts weiter darüber sagen, der eine Titel möchte auch nicht uninteressant seyn; aber ich rathe Ihnen Gutes, lassen Sie das Schreiben seyn; — ich selbst habe in meiner Jugend bessere

Verse gemacht, als Sie, und man lobte meine Gedichte sehr, aber da kam dann gerade mein Mann, — da ließ ich die Thorheiten bleiben, und heirathete. Ich sage Ihnen vorher, daß Sie doch nie etwas in den Verlag bringen werden, — auf diese Art nicht! — Schämen Sie sich denn gar nicht? — Und wissen Sie denn gar nicht was sich schickt?" —

Ich fiel aus den Wolken, und gab ihr meine Verwunderung zu erkennen, indem ich nicht gedacht hätte, daß es den Ruf eines Mädchens beflecken könne, Dichterin und Schriftstellerin zu seyn. — Sie fiel mir hitzig in die Rede: Wissen Sie, was man von Ihnen sagt? — man nennt Sie eine Närrin, und man hat Recht, denn was soll man von einem Mädchen denken, das ohne Scheu in alle Buchhandlungen geht, besonders wenn es, wie ich sehe, noch jung, und dabey hübsch ist? — Um etwas zum Drucke zu bringen, muß man ganz anders zu Werke gehen, man muß sich an die Eigenthümer selbst wenden, und zwar in einer gewissen Art, — Sie — Sie haben ja nicht einmahl gebethen! — Ich könnte Ihnen gleich einen Brief zeigen, den ich noch vor einigen Tagen, von einer unserer ersten Schriftstellerinen erhielt, und worin sie mich auf das Schmeichelhafteste, um Aufnahme eines Manuscriptes bittet! — Solchen Briefen gibt man Gehör, die finden Eingang.

Sie war mittlerweile fertig geworden, und im Begriffe zu gehen. Ich empfahl mich daher schleunig, und indem ich mit einer Mischung von Bescheidenheit und Stolz, ihr für die Mühe dankte, meine Schriften durchlesen zu haben. Mir war vor der Hand die Lust vergangen, einen Weg zu betreten, dessen Dornen mich so eben verwundet hatten. Es lag nicht

in meiner Natur, durch Demüthigung die Erfüllung eines Wunsches erlangen zu wollen; mein Beweggrund war weder Eigennutz noch Ruhmsucht gewesen, sondern das unwillkührliche Gefühl: Du bist zur Dichterin geboren!

Indessen lenkten, wie schon erwähnt, Bewerbungen deren Entscheidung, meine gütigen Aeltern mir überließen, meine Aufmerksamkeit mehr auf die Wirklichkeit, und brachten mich zu dem Entschluße, ein Talent zu unterdrücken, das vielleicht mit unserer Bestimmung nicht vereinbar ist. — Noch eine Bemerkung bestärkte mich in meinem Vorsatze; ich konnte mir nähmlich den Einfluß nicht läugnen, den Gemüthsbewegungen auf meine Gesundheit übten. Und ohne Gemüthsbewegung, also ohne Erschütterung meiner Nerven zu schreiben, war mir unmöglich. Mein Herz fühlte, was ich schrieb, denn ich schrieb nichts, was ich nicht mitempfand. — Endlich überlegte ich auch, daß der Beruf Dichterin und Novellenschriftstellerin zu seyn, viel zu klein für ein Menschenleben sey, und daß das Streben mehr zu leisten, mich zu fortgesetzten Studien führen würde. Ich ließ daher auch eine später mir angebothene Gelegenheit, meine Manuscripte in Druck zu bringen, unbenützt, und leistete als Braut meinem Gatten unaufgefordert das Versprechen: Nie wieder, außer im Falle seiner entschiedenen Einwilligung, die Feder zu ergreifen, und der Eitelkeit meine Geistesprodukte gedruckt zu sehen, für immer zu entsagen; — und ich hielt Wort.

Auf welche Weise die Verbindung mit meinem Gatten sich knüpfte, erzählte ich Ihnen bereits mündlich. Einer jener Zufälle, deren die Vorsehung sich bedient, um Menschenschicksale zu entscheiden, führte ihn in unser Haus, als er im Begriffe von Wien abzureisen, den Eilwagen versäumte,

und also um einen Tag länger dort verweilen mußte. Er hatte mich nur Einmahl gesehen, und — er liebte mich; denn es war Bestimmung, daß wir uns finden sollten. — Daher strebte man auch vergebens unsere Verbindung zu trennen und zu hintertreiben, alle Hindernisse vermochten nicht eine Liebe zu besiegen, die bestimmt war, das Loos zweyer Menschen zu knüpfen!

Auch bey Ihnen, meine Louise, wird es so seyn, — Sie werden vergebens gegen Ihr eigenes Herz kämpfen, wenn Sie dem Grafen bestimmt sind!

Mit herzlicher Liebe und Theilnahme

Ihre

Freundin

S**.

Hundert fünfter Brief.

Frau Hauptmannin Kolmar an Frau v. S**.

Wien, 18. April 1847.

Meine theuerste Freundin!

Die traurige Ahnung, die Sie in meinem letzten Schreiben *) zu finden glaubten, war leider nur zu gegründet. — O mein Gott! ich bin unfähig mich zu fassen, — trösten Sie mich, meine Sophie, vielleicht daß die Freundschaft heilenden Balsam, in der Gattin blutende Wunden träufelt! — Er

*) Diese Briefe sind nicht wichtig.

ist dahin, und mit seinem Leben, die Erinnerung an alles erlittene Unrecht, an alle verbitterten Stunden früherer Jahre. Nur die letzten Jahre, nur seine Leiden, nur seine nachsichtige Liebe gegen mich, nur unsere gemeinschaftliche Zärtlichkeit für Rosa, ist mir erinnerlich!

O welch' einen Freund habe ich verloren, welch' einen zärtlichen Vater verliert Rosa! und wie wird es möglich seyn, ihr den schmerzlichen Verlust, den sie erlitten, schonend genug beyzubringen, besonders da ihre Umstände die größte Vorsicht erheischen und verdienen. Ich schrieb so eben an meinen Schwiegersohn, und bath ihn, seiner Rosa, von dem traurigen Verluste ihres theuern Vaters, von dem schmerzlichen Schlage, der sie getroffen, Kunde zu geben.

Der Tod meines armen, tiefbetrauerten Gatten, war sehr bitter und schmerzhaft. — Nachdem er noch vorgestern sich mit Gott versöhnt hatte, war die darauffolgende Nacht, — die letzte seines Lebens, ein beständiger Todeskampf, bis er am Morgen zwischen 6 und 7 Uhr verschied. Friede sey mit ihm! — Möge Gott ihm nur die Freuden vergelten, die er in mein Leben schlang, das ist mein Wunsch und mein Gebeth für ihn! — Da stehe ich nun allein in der Welt, — allein und verlassen! — meine Freuden haben abgeblüht; — die einzige Frucht, die am Baume meines Lebens mir so schön entgegenreifte, — meine Rosa — ist das Eigenthum eines Fremden. Sie bedarf meiner nicht mehr, sie hat einen Gatten! wozu lebe ich noch, wenn meine Bestimmung erfüllt ist?!

Die Brust wird mir zu enge, ich muß aufstehen, um meinem Schmerze Luft zu machen! Beygeschlossen erhalten Sie einige Partezettel; die ich Sie bitte, Emils Mutter, Ih-

ren Frauen Schwägerinen und den wenigen Freundinen die ich noch in Gratz habe, zu schicken.

Leben Sie wohl, und bethen Sie für

Ihre

tiefbetrübte Freundin

Amalie Kolmar.

Hundert sechster Brief.

Frau v. S** an Frau Hauptmannin Kolmar.

Gratz am 21. April 1847.

Meine arme, bedauernswerthe Freundin!

Wie tief fühle ich den Schlag mit Ihnen, der Sie getroffen; und wie unfähig bin ich, Sie zu trösten; da ich mir bekennen muß, daß Ihr Verlust um so schmerzlicher ist, da Sie nun Ihre Tochter nicht mehr um sich haben. Nur die Zeit kann eine solche Wunde heilen, und sie wird es. Wenn die Trennung minder zärtlicher Ehen schon so schmerzlich ist, Gott, welch' ein Schmerz muß mit der Trennung glücklicher, ganz ungetrübt glücklicher Ehen, verbunden seyn.

Der Zurückgebliebene hat ja nur Gedächtniß für Gutes, nicht für Schlimmes; — soll ich Ihnen rathen diese Erinnerungen zu fliehen, — zu unterdrücken? — Ich kann es nicht; denn es liegt eben so viel Wonne als Schmerz in solchen Erinnerungen. Thränen sind Balsam, und heilen endlich das kranke Herz, aus dem der Schmerz sie schöpfte. Sie haben Verwandte und Bekannte genug in Wien, gewiß wird man

Alles thun, um Sie zu zerstreuen; ich, meine Freundin, will Sie nicht zerstreuen! — O nein, es liegt ja für den Leidenden eine Art von schmerzlichem Genuße in dem Gefühle seiner Leiden, und für Freuden, sind wir ja doch im ersten Augenblicke nicht empfänglich. Es kann also nur Vergessenheit, nur ein Taumel seyn, der uns betrügt, und warum eine Betäubung und Berauschung abtrotzen wollen, was nur die Zeit uns dauernd biethen kann!

So kannte ich eine Frau, die auf die erste Nachricht von der Erkrankung ihres einzigen, in Gratz studierenden Sohnes, herbeyeilte, um ihm beyzustehen. Arme, unglückliche Mutter, sie glaubte ihr einziges Kind pflegen zu können, und — sie fand es — — todt! — Ich sah diese arme Mutter, am Morgen bey ihrer Ankunft, mit gerungenen Händen, an der Bahre ihres Kindes stehen, und — können Sie es glauben? — Abends — wieder am Spieltische sitzen. Es war ein unheimliches Gefühl, das mich ergriff, als ich die, — deren Thränen ich zu trocknen, — nein, nicht zu trocknen, nur zu mildern eilte, mit lächelndem Munde bey einer Whistparthie traf! — Unergründliches Menschenherz, ist denn kein Schmerz groß genung um dich ganz zu füllen? — um deine bodenlose Tiefe zu erreichen?

O meine Freundin! welch ein Verlust hat Sie getroffen! und doch wie viel schwerer würden Sie noch den Verlust Ihres Kindes ertragen haben? Den Verlust Ihres Gatten mußten Sie bey seiner fortwährenden Kränklichkeit und seinem jahrelangen Leiden voraussehen, und seine Jahre reiften ihn allmählich für das Grab. Die Tochter, eine zarte frische Blüthe, ist Ihnen geblieben, noch mehr, sie verspricht Ihnen einen Enkel, ein neues Band das sie an's Leben fesselt! —

Diese Tochter müsse jetzt Ihr Trost seyn, um dieser Tochter willen seyen Sie standhaft, sie wird noch lange Ihres erfahrenen Rathes, Ihrer sorgenden Klugheit, Ihrer mütterlichen Liebe bedürfen! — Darum Muth meine Freundin, vertrauen Sie auf Gott, und gedenken Sie Ihrer Rosa!

Mit innigster Theilnahme

Ihre

besorgte Freundin

Sophie v. S**.

Hundert siebenter Brief.

Julie Western an Frau von S**.

Wien am 1. May 1847.

Theuerste Cousine!

Also haben wir nach einem kalten April den May begrüßt, der uns recht freundlich anlächelt und uns schöne Tage verspricht. Du weißt, daß wir Wiener, diesen Tag durch Spatzierengehen auszeichnen, und ich blieb heuer nicht zurück. Indessen will ich ihn mit einem Briefe an Dich, recht angenehm beschließen.

Du hast mir in Deinem letzten Schreiben, Verhaltungsregeln über den Umgang mit Männern gegeben, die jedes Mädchen sich hinter die Ohren schreiben sollte, und für die ich Dir herzlich danke, da Du meinem Wunsche entgegen kamst. Auch den nöthigen Abstand des Alters sollten füglich sich alle Mädchen beherzigen.

Die arme Nina verdient wirklich Dein Bedauern, aber sie ist nicht ganz selbst schuld an ihrer mißlichen Lage. Ich nahm mir neulich das Herz, dieß liebe Mädchen, mit dem ich früher in einem näheren Umgange stand, über ihre, oder eigentlich über ihres Geliebten Aussichten zu fragen. Sie sah mich wehmüthig an, und brach in Thränen aus. Du kannst denken, in welcher Verlegenheit ich war, und daß ich bereute, eine solche Frage gethan zu haben. Allein sie ergriff meine Hand mit Wärme, und sagte mir, sie sey so überzeugt, daß meine Frage nicht aus bloßer Neugierde geschehen sey, daß sie mir ein Vertrauen schenken wolle, das ihrem Herzen Erleichterung geben werde.

Sie fing dann an, mir zu erzählen, wie Julius, so heißt ihr Geliebter, schon in dem frühesten Jünglinglingsalter von 14 und 15 Jahren, als Freund und Schulkollege ihrer Brüder, in ihr älterliches Haus gekommen, und in diesem Alter, von ihr, zwar immer mit Artigkeit behandelt, aber als ein ihr, dem 15jährigen Mädchen gegenüber, keineswegs gefährlicher, junger Mensch betrachtet worden sey. Wie er aber ihnen Allen, ein lieber Freund und Besucher geworden, und vorzüglich die Liebe ihrer Mutter in so hohem Grade gewonnen habe, daß sie oft von ihm zu äußern pflegte, er sey ihr so lieb, als ein eigener Sohn, er sey ihr Adoptivsohn.

Julius war 19 Jahre vorüber, fuhr sie fort, als ein Ereigniß unsere Theilnahme für ihn noch mehr in Anspruch nahm, und vielleicht die Grundlage meines nachherigen Verhältnisses mit ihm ward, das allem Anschein nach, nur dazu dienen mußte, ihn von uns zu entfernen. Er gerieth nähmlich damahls in die Bande eines Mädchens, von dem wir nicht nur wußten, daß sie eine Kokette sey, sondern mit Recht

vermutheten, daß sie auch sonst einen zweydeutigen Charakter habe, und die bedeutend älter war als er. Unser Mitleid und Bedauern, war um so herzlicher, als wir bisher nur wirklich gute, und liebenswürdige Eigenschaften und Anlagen an ihm gefunden, und ihn als einen sehr sittlichen Jüngling kennen gelernt hatten. Eines Abends fügte es sich, daß Julius in Gegenwart dieses Mädchens, mir eine Aufmerksamkeit erzeigte, die mehr als die allergewöhnlichste Höflichkeit, und also das war, was man unter dem Ausdrucke „Galanterie" zu verstehen pflegt. Sie zog mich darüber auf, und ich erwiederte ihr etwas spitzig: Seine Aufmerksamkeit sey durch das Wohlwollen, dessen er sich von unserer Seite zu erfreuen habe, sehr leicht erklärt; übrigens sey von Gefahr keine Rede, da Julius in meinem Alter, und also mir gegenüber nur ein junges Bürschchen sey. Ich konnte ihren Verdruß über diese Antwort leicht bemerken, der um so größer seyn mußte, als sie klug genug war, den Hieb zu fühlen.

Kurze Zeit darnach zerstörte sich dieß Verhältniß, wie ich glaube durch Zuthun meines ältesten Bruders, und wir kamen mit jenem Mädchen nicht weiter in Berührung, desto mehr aber mit Julius, der sich immer näher an unser Haus anschloß. Die hochachtungsvolle Weise mit der er mir begegnete, und die ungezwungene Freundlichkeit und das Wohlwollen, mit dem ich ihn behandelte; veranlaßten eines Tages meinen Bruder zu einer kleinen Neckerey über die Eitelkeit, mit der wir Mädchen alles für baare Münze nehmen, und uns durch jede Eroberung geschmeichelt fänden. Ich kann hier nicht umhin, zu bemerken, daß er Recht hat, und daß die Leichtgläubigkeit der Mädchen in diesem Puncte gränzenlos

ist. Bey mir war es indessen nicht so, und ich erwiederte meinem Bruder mit der größten Ruhe; Julius habe mir nie etwas anderes als Hochachtung bezeugt, und ich hätte nicht gedacht, daß es eben Eitelkeit sey, wenn ich diese zu verdienen meinte. Auch bin ich von Julius Aufrichtigkeit, und seinem guten Charakter so überzeugt, fügte ich hinzu, daß ich, wenn er selbst Liebe gegen mich äußern sollte, die Wahrheit seiner Gefühle nicht bezweifeln und ihn bedauern würde, denn ich müßte nur an seinem Charakter irre werden, wenn ich ihm nicht glauben sollte.

Doch ich sehe, daß Nina's Geschichte sich zu sehr in die Länge zieht, als daß ich sie heute, Dir fertig erzählen könnte! das Schreiben ist so fatal, was man mündlich schnell und wie es einem vorkommt, in wenig Worten abthut, das füllt im Schreiben ganze Blätter; und ich muß heute, da ich erst nach dem Nachtessen zu schreiben begann, abbrechen, wenn ich noch vor Mitternacht zu Bette kommen, und den Brief noch geschwinde couvertiren und siegeln will.

Lebe also wohl, künftig mehr von Nina, durch

Deine

aufrichtige Cousine

N. S. am 2. Julie Western.

So eben erhielt ich das Billet Deines Gatten, mit der Nachricht von Deiner glücklichen Entbindung mit einem Mädchen „Ernestine!" Ich brach daher mein Schreiben wieder auf, um Dir den Glückwunsch meines Vaters zu melden und den herzlichsten Antheil und Glückwunsch von der

Obigen.

Hundert achter Brief.

Frau Gräfin v. C** an Frau Baronin v. Seeheim.

** am 6. May 1847.

Meine Freundin und Schwester!

Die herzlichste Theilnahme, an Deiner Freude über Ferdinand, führt mich wieder an den Schreibtisch. Mit wie froher Genugthuung, mit welcher Befriedigung Deines mütterlichen Selbstgefühles und Stolzes, mußt Du auf dein gelungenes Werk blicken und Dir gestehen; er war vielleicht, der Kirche für immer verloren, vielleicht für immer vom Christenthume ausgeschlossen, ohne meine treue Muttersorge! Ja meine Theure, Du hast Mutterpflicht im weitesten Sinne des Wortes geübt, Du hast ein gutes Werk vollbracht, ein Werk, über das bey den Engeln des Himmels, Freude seyn wird, wie die Schrift uns sagt. — Aber auch der Domherr, — o daß es doch viele solche Priester gäbe, wie schön müßte ihre Wirksamkeit sich entfalten, wie schön müßten christlicher Sinn, und christlicher Glaube, schön und siegreich in die lauen Herzen wiederkehren!

Was Du mir von Louisen schreibst, klingt zwar etwas räthselhaft, hat aber wahrscheinlich nur in dem Stolze dieses lieben Mädchens seinen Grund; und ich bin auf die weitere Entwicklung gespannt. Gewiß wird sich alles noch nach Deinem Wunsche fügen, und ich wünsche es um so mehr, da auch ich den Grafen sehr liebgewonnen habe. Er

ist einer von den seltenen Menschen die man lieben kann, ohne sie gesehen zu haben. Er steht freylich beynahe zu hoch für Louisen, denn ich habe mich erkundigt, und erfahren, das Haus Deuxpont sey vom ältesten, und reinsten Adel, dessen Sprossen die höchsten Aemter und die Pairswürde bekleideten. Ich liebe Louisen, meine theure Bruderstochter, mit mütterlicher Zärtlichkeit, — wie sehr möchte ich ihr ein Glück wünschen, das — ihr ganz angemessen, dornenlose Rosen brächte!

Mein Karl schrieb mir nach Ostern, seine Abreise von Paris, und den Antritt seiner Reise nach London. Er schreibt mir oft und verspricht mir eine umständliche Beschreibung seines Aufenthaltes in Paris in seinem Tagebuche. Seine Briefe bringen nur allein noch Leben und Abwechslung in meine Einförmigkeit; denn wenn ich auch rings von Freundinen umgeben bin, die sich's zum Geschäfte machen, mich zu zerstreuen, so bleibt es doch todt und leer in meinem Hause, da mein Sohn es nicht belebt. Auch meine Clara, die mir indessen geschrieben hat, und sehr glücklich ist, vermiße ich noch immer; und obgleich ihre Stelle seit zwey Monathen wieder besetzt ist, so kann ich doch dieß liebe Mädchen nicht vergessen; um so mehr, da ich mit ihr von meinem Sohne sprechen konnte, was ich mit Eulalien zwar in so ferne kann, als sie vom Sehnen ihn kennt, aber sein Verhältniß gegen mich, und seine Stellung in meinem Hause ist ihr fremd, da sie davon nicht Augenzeugin war.

Ich fühle, daß auch dieses Mädchen, mir werth seyn wird, wenn sie erst noch heimischer bey mir seyn, und mit mehr Vertrauen sich an mich schließen wird. Noch ist sie sehr schüchtern, und scheint ihre Lage als drückend zu betrachten. Eine Vorstellung, die ich ihr zu benehmen suche

und es noch mehr thun will, wenn ich mich erst besser an sie gewöhnt haben werde. Eulalia ist eine Waise, (Du weißt ja, daß ich immer verwaiste Mädchen von Adel, für diese Stelle suche) sie ist Baronesse, aber gänzlich vermögenslos, und war nach dem Tode ihrer Mutter, die seit dem Tode des frühverstorbenen Vaters eine kleine Pension bezog, und für diese Tochter einen Erziehungsbeytrag erhalten hatte, den sie mit gewissenhafter Treue auf ihre sorgfältige, standesmäßige Erziehung verwendete, genöthigt, Handarbeiten zu verfertigen. Sie war unter allen, die man mir bezeichnete, diejenige, die am meisten meiner bedurfte. Es ist gewiß, daß sie von Handarbeit, sich in die Länge nicht hätte nähren können, und daß es ihr sehr kümmerlich ging, da doch ihr Stand sie hinderte, Dienste zu suchen, oder eine schwerere, aber einträglichere Beschäftigung zu wählen.

Solchen Mädchen sind wir, glaube ich als Standesgenossen, eine Art Fürsorge schuldig. Es scheint mir daher fast unbillig, wenn Höheradelige, junge Mädchen aus dem Bürgerstande, als Gesellschaftsfräulein zu sich nehmen, weil dieß die einzige Stelle ist, die ein Mädchen von Adel, nebst einer Gouvernantenstelle, in einem adeligen Hause, ohne Erniederung noch annehmen kann; und weil es immer genug verarmten Adel gibt, um solche schutzbedürftige Fräulein zu finden.

Eulalia ist nicht so regelmäßig schön, als Hermine es war, aber sie ist nicht ohne Reitze, die durch ein mehr zutrauliches Wesen, sicher gewinnen werden. Vielleicht ist auch, nur ihre bisher drückende Lage, an dieser Schüchternheit schuld denn sie betrachtet mich, trotz aller Aufmunterung von meiner Seite, für ihre Wohlthäterin und Retterin, wie sie mehr

als einmahl sagte. Oder — sie hat eswas auf dem Herzen, das ich später von selbst erfahren werde.

Marie wird, wie ich höre, seit kurzem von einem jungen Manne gesucht, der sie schon in Wien, wo er einige Jahre als Geselle in Arbeit stand, gesehen und heimlich geliebt haben soll. Sie hat ihm zwar nicht Gehör gegeben, aber ihn auch nicht entschieden abgewiesen. — Er ist Tapezirer, zwar noch ein Anfänger, aber geschickt, wie man mir sagt, und dürfte sein Geschäft bald in guten Gang bringen. Vielleicht rechnet er nebenher auf eine kleine Aussteuer, die ihm helfen könnte, da es bekannt ist, daß ich meine Leute nicht ganz leer entlasse. Wenn ich ihre jetzt weiche, nachdenkende Stimmung recht deute, so wird seine Bewerbung nicht ohne Erfolg bleiben; und ich würde mich freuen, Dir, die gewiß für Dich sehr beruhigende Verehelichung dieses Mädchens anzeigen zu können.

Die warme Witterung hat mich nach ** gelockt, wo ich den heurigen Sommer zubringen will, dort treffen mich also jedenfalls Deine Briefe, wenn ich auch einige Wochen daran wenden will, um auch die andern, entfernteren Herrschaften zu besuchen.

Küße mir also Louisen, und denke oft in Liebe an

Deine

Schwägerin

Gräfin C**.

Hundert neunter Brief.

Frau v. S** an Frau Rosa L**.

Gratz am 9. May 1847.

Liebe, theure Freundin!

Ihr Brief vom 2. d. M. *) dieser Ausbruch Ihres kindlichen Schmerzes, unterrichtete mich, daß Sie bereits von Ihrem Verluste in Kenntniß gesetzt sind. Daß es auf so schonende, vorsichtige Weise geschah, wie es wirklich der Fall war, ist das Verdienst Ihres liebenden Gemahls, und seiner guten, für fremden Schmerz so warm empfänglichen Mutter. Wie tröstend ist mir das Bewußtseyn, daß diese beyden, für Sie auf's zärtlichste besorgten Menschen, Ihnen das Leid tragen helfen, das sonst Sie noch schwerer hätte treffen müssen Fahren Sie fort in ihrem Bestreben, einen Schmerz zu besiegen, der so schädlich auf ihr Kind einwirken könnte, wenn Sie ihn nicht besiegen wollten! Doch nun genug davon, um Ihnen meine Theilnahme zu bezeigen, und nun zu etwas Anderem, denn Sie bedürfen der Zerstreuung.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf Ihr letztes Schreiben schuldig, und ich nehme es um so gewisser zur Hand, da es ein Paar Fragen enthält, deren Beantwortung mir keineswegs gleichgültig scheint. — Was man über öftere kleine

*) Er ist nicht da

Mahlzeiten Ihnen sagte, muß ich billigen, da wirklich die Natur in diesem Zustande, eine öftere Befriedigung des Appetites erheischt; doch darf dieselbe nicht in Genäschigkeit ausarten, die vielleicht eine Eigenschaft des Kindes werden könnte, wenn wir dieser Neigung zu viel nachgeben. Was man über Heben, Langen rc. Ihnen sagte, ist ganz gegründet, auch vor zu weitem Gehen, und Bergsteigen muß ich Sie warnen, da ich selbst einen traurigen Verlust dadurch erlitt. Die seltsamen Gelüste aber, denen Frauen in der Schwangerschaft unterworfen sind, beschränken sich — Dank der weisen Einrichtung der Natur, gewöhnlich auf Nahrungsmittel, und zwar fast immer auf solche, die uns nicht unerreichbar sind.

Es ist also um so natürlicher, daß wir sie im Allgemeinen befriedigen sollen, da es eine Thatsache ist, daß auch eine etwas seltsame Speise, unter solchen Umständen, der Gesundheit nicht nachtheilig wird, und daß im Gegentheile die Versagung und Verweigerung eines solchen mit Sehnsucht gewünschten, und durch Zufall oder Eigensinn vereitelten Genußes, die traurigsten Zufälle, und selbst eine Frühgeburt zur Folge haben kann. Trifft der Geschmack junger Frauen, hingegen zufällig etwas durch die Jahreszeit oder die Umstände Unerreichbargemachtes, so ist es fast immer möglich, etwas Aehnliches zum Ersatz zu finden. Dieß Letztere muß auch dann beobachtet werden, wenn der Geschmack junger Mütter, auf etwas trifft, das entweder ihrer eigenen oder der Gesundheit des Kindes nachtheilig ist. Dieß glaube ich bey Ihnen, in dem gegenwärtigen Falle erinnern zu müssen. Möchten Sie immerhin grünen Salat genießen, der eine gesunde Nahrung ist, aber — nur so wenig als möglich sauer. Denn stark saure oder salzige Speisen, wirken besonders in

den letzten Monathen, nachtheilig auf die Gesundheit des Kindes. Wie viele Menschen müssen durch lebenslängliche Schärfe des Blutes und der Säfte, dafür büßen, daß ihre Mutter diesen gewöhnlichen vorwaltenden Geschmack nach sauren Speisen zu wenig beherrschte.

Freylich erstrecken diese seltsamen Gelüste, sich auch wohl auf Bewegungen und Neigungen, und dann verdienen sie eine schärfere Beachtung. Manche Frauen sind in solchen Umständen leidenschaftliche Tänzerinen, eine Sache die anfangs die Sorge für die Gesundheit, später der Wohlstand verbiethet. Andere haben einen unglücklichen Hang, Gold, Schmuck, oder andere Gegenstände zu entwenden; und es ist wohl keine Frage, ob eine solche gefährliche Neigung unterdrückt werden muß, deren Befriedigung nicht nur unerlaubt ist, sondern auch den traurigsten Einfluß auf die Anlagen und den moralischen Character des Kindes haben kann.

Was von dem sogenannten Versehen zu halten ist, darüber sind die Meinungen sehr verschieden; und Viele wollen es ganz wegläugnen. Daß aber ein Versehen möglich ist, zeigen einzelne, Gott sey Dank, immer nur seltene, traurige Beispiele, von Uebelgestalteten, und Mißgeburten. Indessen muß die große Seltenheit dieser Beyspiele uns beruhigen, und eine zu große Furcht aus uns verbannen, die uns leicht gefährlich werden könnte. Es bedarf nur einer vernünftigen Wachsamkeit, so werden wir uns nie über einen, wenn auch seltsamen oder eckelerregenden Gegenstand, etwa über eine Maus, so sehr entsetzen, daß es uns schaden könnte. Denn ein leichter Schrecken kann uns nicht schaden, sonst müßte die Mehrzahl des Menschengeschlechtes aus Krüppeln und Mißgeburten bestehen.

Der Rath jener Frau mag daher ganz gut seyn, wenn er auch etwas abentheuerlich scheint, und so geht es vielleicht mit manchen Mitteln, die wir um des Scheines willen verwerfen. Die Erinnerung an ihr Kind, ist gewiß für jede Mutter, die größte Aufforderung einen zufälligen Schreck zu bemeistern; und wenn ich auch glaube, daß es Vorurtheil ist, gerade auf die Fingernägel zu sehen, so liegt doch wahrscheinlich, eine nicht unrichtige Ansicht dessen zu Grunde, der zuerst diesen Rath gab. Man ist nähmlich dadurch aufgefordert, die Augen niederzuschlagen, und um das zu können, müssen wir einen Gemüthszustand unterdrücken, der das Gegentheil bewirkt. Niemand erschrickt mit niedergeschlagenen Augen, oder ohne diese zu öffnen; da das Erschrecken, ein mehr oder minder weites Aufsperren der Augen mit sich bringt.

Herzlichen Dank noch, für Ihre Theilnahme an der Geburt meines Kindes; ich hatte mir ja ein Mädchen gewünscht, und mein Wunsch ist erfüllt. Dieß sind die ersten Zeilen, die ich seit Ernestinens Geburt schreibe; ich bin noch sehr schwach und leidend, da ich in den ersten 5 Tagen, und Nächten nach der Geburt, unendlich viel litt. Eine Bewußtlosigkeit in die ich endlich am 5 Tage fiel; überhob mich des Gefühls meiner Leiden. Am 6. Tage, gelangte ich durch wiederhohltes Rufen, zur Besinnung. Ich sah meine Schwägerinen und meinen Gatten um mein Lager; alle fragten mich einzeln, ob ich sie erkenne, und ich bejahte es nach kurzem Bedenken. S** fragte mich mit unterdrückter Rührung, ob ich geneigt sey, mich mit den heiligen Sacramenten versehen zu lassen, da mein Beichtvater mich besucht habe. Ich bemerkte jetzt auch diesen, und erklärte mich bereit zu beichten, denn es erwachte in mir das Bewußtseyn der Gefahr, in der ich schwebte.

Die Nacht verging mir nur theils in Bewußtlosigkeit, theils in dem Vorgefühle des Todes, den ich sicher, und ohne eigentlichen bittern Schmerz, aber mit Wehmuth, bey dem Gedanken an meinen höchst niedergeschlagenen Gatten, und meine unerzogenen Kinder, erwartete. Ich fühlte den Wunsch mit meinem Gatten, etwas über die Erziehung unserer Kinder zu bestimmen und zu besprechen, und ihm die Lesung und Befolgung mancher von mir niedergeschriebener Erziehungsgrundsätze zu empfehlen; aber ich war nicht stark genug, meinen Wunsch auszuführen, und wirklich etwas zu verfügen. — Unfähig in zusammenhängenden Worten zu bethen, wiederhohlte ich nur oft halbleise die aus dem Innersten meiner Seele kommenden Worte: „Ich vertraue auf Deine unendliche Barmherzigkeit, o mein Gott!"

Aber Gott lohnte dieß Vertrauen, denn er schenkte mir ein Leben wieder, das ich bereits ihm aufgeopfert hatte, und das um der Meinigen Willen, und um der Pflichten willen, die ich noch zu erfüllen habe, unendlichen Werth für mich hat.

Ich eile zum Schluße; indem ich Sie noch einmahl mit der zärtlichsten Theilnahme an Ihrem Verluste, umarme, bin ich wie immer

Ihre

Freundin

Sophie v. S**.

N. S. Werden Sie, Ihr Kind selbst säugen? —

Hundert zehnter Brief.

Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**.

*bey Salzburg am 10. May 1847.

Wie sehr hatten Sie recht meine Freundin, wenn Sie mir Kämpfe aber keine Siege versprechen! O es ist schwerer, als es dem unbefangenen Blicke scheinen mag, gegen sein eigenes Herz zu kämpfen. Ich war diesem Kampfe nicht gewachsen!

Sey es nun zum Glück, — sey es zu Kampf und Leiden, — mein Loos ist geworfen, ich werde niemahls — oder Eugens Gattin! — Mein Herz hat entschieden, und was auch die Vernunft dagegen sagte, was sie auch jetzt noch sagen mag, Ihre Louise war zu schwach, um ihrem Herzen zu gebiethen. Ein Geständniß, das sie im März in den engen Räumen eines Zimmers zurückhalten konnte, entlockte ihr, der warme, blühende May, in Gottes freyer Luft! Ist es denn wahr, daß das Erwachen der Natur, einen so mächtigen Einfluß auf uns übt? — Das Herz erweitert sich und athmet Wonne; — die Pulse fliegen schneller beym Anblick der Natur in ihrem Frühlingsschmucke; — ein Seufzer schwellt die Brust, bey dem Gedanken an Millionen Wesen, die in dieser blühenden Schöpfung ihres Lebens, — ihrer Liebe sich freuen! — O wenn in solch' einem Augenblick nahmenloser Empfindung, und stiller, sehnsuchtsvoller Entzückung, der Geliebte vor das schwache Mädchen tritt,

wenn er hingerissen von der Macht des Augenblickes, in glühenden Worten seine Liebe mahlt; — und von ihr das Glück seines Lebens heischt, dessen Ruhe ihr Anblick ihm geraubt; — wo bleiben alle Vorsätze, — wo alle Gründe der Vernunft?! —

Das war meine Stimmung; — ich saß allein in einer Laube, das Buch, das mich beschäftigen und zerstreuen sollte, lag längst neben mir, denn die Natur hatte ihr Buch vor mir aufgeschlagen. Da weckte ein kleines Geräusch, und sich nähernde Stimme, mich aus meinen Träumereyen. Es war der Graf und meine Mutter; meine freudige Ueberraschung ihn unvermuthet zu sehen, war zu groß, als daß ich in dieser weichen Stimmung sie hätte verbergen können. Meine Bewegung entging ihm nicht, und ermuthigte ihn, seiner Liebe Worte zu geben. Konnte ich jetzt noch läugnen, was der gesenkte Blick, die zitternde Thräne, das dunkle Roth der Wangen, und der laute Herzschlag ihm gestanden? Ein leises „Ja" entschlüpfte meinen Lippen, auf seine letzte dringende Frage: Louise, wollen Sie meine Liebe erwiedern und vergelten? — Meine Mutter umschlang mich mit beyden Armen, und schützte mein glühendes Antlitz an ihrem Busen. Deuxponts lag zu meinen Füßen, und sein Entzücken fand seinen treuen Wiederhall in meiner Brust!

Meine Mutter ist mit mir sehr zufrieden; sie ist jetzt gütiger als je gegen mich, und ihre Zärtlichkeit thut meinem kindlichen Herzen wohl. Der Graf hat sogleich an seine Mutter geschrieben, und sieht voll Hoffnung der Antwort derselben entgegen, die ich mit Zittern erwarte. Sie soll, wie er selbst einmahl zufällig erwähnte, eine stolze Frau seyn; darf er wohl mit Recht die Einwilligung dieser Mutter zu einer

Verbindung hoffen, die ihrem Stolze keineswegs schmeicheln wird!? — Vielleicht steht unserer Liebe manche Prüfung bevor? — Ich bin bereit jeder Prüfung entgegen zu gehen; aber wird auch er jede Prüfung bestehen, ohne zu wanken? — —

Was Sie mir über Dichtkunst und Schriftstellerey schreiben, konnte ich nicht ohne lebhaftes Interesse lesen. Sie haben mich zum Theil überzeugt, aber ich kann mich noch immer nicht von dem Gedanken trennen, daß in einzelnen Fällen, auch Frauen, den entschiedenen Beruf zur Dichtkunst und Schriftstellerey befolgen sollen, und müssen. Wie könnten wir es z. B. verantworten, eine so schöne Gelegenheit Gutes zu wirken, ungenützt zu lassen? es ist wahr, wir können auch einzeln, auch ganz im Verborgenen, in der bloßen Erfüllung der allergewöhnlichsten Pflichten, Gutes wirken; — aber ist es nicht vielleicht eine Aufforderung von Oben, mehr Gutes zu wirken, wird nicht der Schöpfer einst am Tage des Gerichtes, eine größere Summe des Guten von denen fordern, denen er höhere Talente verlieh; als von denen, die er nur einfach begabte; gleichwie er mehr Gutes und Gemeinnütziges von denen heischt, denen er Gewalt und Ansehen verlieh. —

Ich bin nicht ganz mit Ihnen zufrieden, meine Freundin, und je mehr ich aus Ihren früheren und letzten Briefen, aus dem von Ihnen Gesagten, und durch eigenes Urtheil, zu der Ueberzeugung gelange, daß Sie etwas zu leisten vermöchten, das von wirklichem Nutzen für das Allgemeine werden könnte; — desto mehr muß ich Sie tadeln, daß Sie durch Hindernisse sich abhalten ließen, die wohl mit Recht Sie empören, und Ihren Stolz beleidigen konnten. Sie aber in Verfolgung eines guten Zweckes, nicht hindern durften.

Ich kann daher Ihre Ueberwindung und Enthaltsamkeit, mit der Sie den Ruhm der Pflicht zu opfern glauben, wohl bewundern, — aber nicht loben!

Zürnen Sie nicht über diese Rüge, und schreiben Sie mir nächstens mehr darüber. — Mit zärtlicher Freundschaft

Ihre

bewegte

Louise v. Seeheim.

Hundert eilfter Brief.

Frau Hauptmannin Kolmar an Frau v. S**.

Wien am 14. May 1847.

Liebste, theuerste Freundin!

Ich wünsche Ihnen Glück zu dem schönen Feste, das Sie morgen in dem Kreise der Ihrigen feyern werden, und benütze diese Gelegenheit, um auch mich, in Ihr Andenken und Ihre Freundschaft zu empfehlen. Vorzüglich nehmen Sie meinen theilnehmendsten Glückwunsch zu der Vermehrung Ihrer Familie, durch ein Töchterchen, von der Ihr Herr Gemahl mich gütig in Kenntniß setzte.

Es ist beschlossen, und ich habe es meiner Tochter auf ihre Bitte bereits versprochen, daß ich nach Triest reise. Freylich ist es in meinem Alter ein schwerer Entschluß, eine Heimath zu verlassen, in der man seine früheste Kindheit und den größten Theil seiner Jugendjahre, also den reitzendsten, und die ganze Zeit seines Ehestandes, also den bedeutendsten

Theil seines ganzen Lebens zugebracht hat. Aber mag es doch seyn; ich habe ja nichts mehr, was in Wien mich fesselt, — mein Haus hat sich aufgelöst, und ich stehe allein, zwischen verödeten Trümmern, an die sich eine Reihe von schönen und schmerzlichen Erinnerungen knüpft, die mich mit inniger Wehmuth, und mit mehr Schmerz als Freude füllen!

Ach, Alles, auch die vergangenen Freuden, erwecken ja durch das Gefühl: Das Alles war! und ist nun nicht mehr! durch das Bewußtseyn; es ist vorüber, und vergangen; ein wehmüthiges Gefühl, das mich mit Schwermuth und Trauer füllt! — Ich fühle es, indem ich so vereinzelt dastehe, daß der schönste Theil meines Lebens dahin ist; — und was noch übrig ist, — was kann es mir wohl bringen? — Wohl wenig Gutes, — ach, es kann mir ja nicht das Verlorne wiederbringen; kann mir nicht Gräber aufschliessen, und Todte wiederbeleben!

So sanken mir nach und nach die theuern Aeltern in das Grab, Geschwister hatte ich nicht, aber die meisten meiner Verwandten, die mir theurer und näher waren, sind ihnen gefolgt; — die noch übrig sind, — junge Sproßen der alten hingesunkenen Stämme, sind meinem Herzen nicht mehr so nahe! — Mein Mann, an dessen Seite die letzte Hälfte meines Lebens mir entfloh, — ist nicht mehr; — mit ihm sanken die meisten meiner Erinnerungen in das Grab. Ich hätte nie gedacht, daß ich ihn noch so schwer verlieren würde; — allein — der junge Mensch lebt von der Gegenwart; der alternde, nur — in Erinnerungen! Der Letzte, der mit uns sie theilen kann, wird uns ein theurer Freund, an dem das Herz mit tausend Puncten haftet, — und dieser Letzte, — war für mich, mein Mann!

So viel mir Rosa ist, das kann mir ihre Liebe nicht ersetzen. Das Einzige was ich von ihr erwarten kann, ist Kindesliebe, Emil's Dankbarkeit, und — Enkel! — Ein neues Wort für mich, wie wird es seyn? wie wird mir wohl zu Muthe seyn, wenn ich Großmutter werde? Das klingt so alt; — und bin ich's etwa nicht? — Ja doch, ich bin ja vierzig Jahre alt! — Das ist zu jung, um alt zu seyn, zu alt, um sich noch einmahl jung zu fühlen! Und wenn ich nun zu meiner Tochter ziehe, so heiße ich die alte Frau, meine Tochter die junge Frau; — so muß ich's ja wohl glauben, daß ich alt bin. Freylich, ich kannte einen Herrn, der nannte eine meiner Freundinen, die junge Frau v. N. N., und ihre Schwiegermutter, die doch um vieles älter war als ich, die ältere Frau v. N. N. Aber so galant sind wenige.

Indessen sollen Gründe der Eitelkeit mich nicht abhalten, zu ihr zu kommen, — mein Herz zieht mich, ich folge seinem Zuge. Dort werd ich vielleicht wieder heiterer seyn, in der Bemerkung ihres Glückes; von dem sie mir schreibt, in der Beobachtung von Emils Zärtlichkeit, für diese theure Tochter, in der Erfüllung mancher Mutterpflichten, und indem ich meinem Kinde beystehe, und mit Rath und That zur Seite bin; hätte ich früher fort können, so hätte sie ihre Schwiegermutter nicht gebraucht, die zwar eine sehr gute Frau seyn soll; aber — die eigene Mutter ist es doch nicht. Ich weiß schon wie das geht; Rosa lobt sie zwar, und schreibt mir alles Gute, aber — Schwiegermütter, — es ist ja längst bekannt, daß die im Hause nicht gut thun; und obgleich ich selbst nie eine hatte, wofür ich Gott danke, so hab' ich doch genug davon gehört, um meine Tochter zu bedauern, und

wo möglich durch meine Gegenwart, sie zu unterstützen, und die der Schwiegermutter unnöthig zu machen.

Freylich bin ich selbst auch Schwiegermutter, aber ich liebe meine Tochter zu sehr, und bin um ihretwillen auch ihrem Gatten zu herzlich gut, als daß ich die jungen Leute im mindesten kränken sollte. — Habe ich meinem Schwiegersohne nicht selbst mein einziges Kind gegeben, weil ich seine Liebe zu ihr sah? — ich hoffe also wohl, die Eintracht und den Frieden nicht gerade zu stören, und wenn alle Schwiegermütter so zärtliche Mütter wären, als ich es bin, die ich sonst auf der Welt nichts mehr habe, als meine Kinder, so könnten alle Schwiegertöchter und Söhne sich Glück wünschen.

Auf der Durchreise hoffe ich Sie, meine Sophie, zu sehen, und freue mich, ein Paar Tage in Gratz zuzubringen, von wo ich auch einen Besuch meiner unbekannten Frau Schwägerin machen will. Sie sind doch gesund? Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl; ich freue mich schon Ihre lieben Kinder zu sehen, und hoffe Sie recht wohl anzutreffen; aber halten Sie sich nur recht, und wagen Sie sich nicht zu früh heraus.

Bald sehen wir uns; — bis dahin, mit wehmüthiger Hoffnung

Ihre

niedergeschlagene Freundin

Amalie Kolmar.

Hundert zwölfter Brief.

Frau Henriette v. S** an Frau v. S**.

**heim am 15. May 1847.

Beste Schwägerin!

Ich hoffte immer, Dir meinen Glückwunsch zum heutigen Feste mündlich bringen zu können; und verschob daher das Schreiben bis heute; allein ich kann nicht fort, und eile daher Dir meine, und der Meinigen Wünsche auszusprechen, und uns Deine fernere Liebe zu erbitten.

Ich habe zwar Deinen Rath in Absicht auf Minna befolgt, und sorge bey ihr, für beständige und vorzüglich auch für häusliche Beschäftigung; allein ihr empfindliches und zerstreutes Wesen, nimmt dennoch überhand. Ihr Gang wird langsam, sie ist bey der kleinsten Bewegung müde, ist zum Schlaf geneigt, hat wenig Appetit, und bricht bey dem geringsten Anlasse in Thränen aus. Ich weiß nicht, ob ich unsern Arzt darüber befragen soll; eine gewisse Scham hält mich davon ab. Ich will Dir gestehen, was ich mit mütterlicher Angst befürchte; — vielleicht wirst Du mich, wie schon so manches Mahl, beruhigen und trösten können.

Es war nähmlich vor zwey Jahren, zufällig von einem 14 bis 15 jährigen Mädchen die Rede, das ich so wie ihre Aeltern, von Sehen kannte, und das an denselben Zufällen zu leiden angefangen hatte, die sich jetzt bey Minna zeigen.

Damit hatte sie angefangeu, und diese Zufälle hatten sich verstärkt, waren zuletzt mit heftigen Krampfanfällen verbunden, und führten das eben so frühe, als traurige Ende des Mädchens herbey, ein Umstand der um so auffallender war, da dieß Mädchen früher ein blühendes Aussehen hatte, und von Jugend auf ein gesundes Kind gewesen war. — Mich hatte dieser Zufall sehr erschüttert, und ich fragte unsern Arzt, von dem ich wußte, daß er dieß Mädchen behandelt hatte, um die Ursache und Veranlassung ihrer Krankheit. — Er antwortete ausweichend, und auf eine Art, aus der ich zu schließen glaubte, dieses Uebel sey ohne eigentliche Veranlassung eingetreten. — Ich beklagte dieß schmerzlich und fügte hinzu, daß man also bey keinem Kinde sicher sey, und daß ich eben so zittern müsse, meine jetzt blühende Minna so hinsiechen zu sehen. — Das nicht, erwiederte er mir etwas verlegen. Das Ueberhandnehmen solcher Uebel, sind wohl die Aeltern, und vorzüglich die Mütter zu hindern im Stande. Sie, gnädige Frau, haben ein solches Uebel bey ihren Kindern nicht zu befürchten. Jenes arme Mädchen, war zu sehr sich selbst überlassen, das führte ihr Unglück herbey.

Ich wagte nicht mehr zu sagen, aber ich fragte meinen Mann darüber, der mir achselzuckend sagte, der Arzt scheine zu glauben, daß sie ihre Krankheit selbst verschuldet, und daß dieselbe die Folge eines moralischen Uebels gewesen sey, vor dem man Kinder, in einem gewissen Alter, sorgfältig bewahren müsse. Er brachte mir auch später einmahl, ein von Campe herausgegebenes, für junge Mädchen zur Belehrung und Warnung geschriebenes Büchlein. Aber Gott bewahre mich, daß meine Töchter, je ein solches Büchlein, (es ist für Kinder von

11 und 12 Jahren geschrieben) in die Hände bekämen. Warum schreibt man so etwas nicht lieber für Mütter? — treten nicht die meisten Mädchen in die Ehe ohne über die Pflege und Erziehung ihrer einstigen Kinder, nur das Mindeste zu wissen? — Ja sind sie, wenn sie anders selbst tugendhaft sind, nicht völlig unwissend über die Gefahren, die sie von ihren Kindern abwenden sollen?

Ich bin sehr beängstiget, durch diese Befürchtung, obgleich Minna's Benehmen mir nicht eben Anlaß zu Besorgnissen gäbe, wenn nicht ihr Befinden mich ängstigte; denn das Uebeinanderschlagen der Füße, das ich ihr wohl mitunter als unschicklich berede, aber nicht mit dem gehörigen Nachdruck bereden kann, da ich selbst diese Gewohnheit habe, habe ich so häufig bey den sittsamsten Mädchen und Frauen gefunden, daß ich es kaum, aus einer andern Ursache, meinen Kindern verweisen zu müssen glaubte, als weil es der Gesundheit nachtheilig seyn soll, da es den freyen Umlauf des Blutes hemmt. — Indessen ist mir ihre größere Neigung zur Einsamkeit nicht lieb; sie schließt sich oft von den Spielen ihrer Geschwister aus, — ich bemerke, da ich bey der Menge meiner Kinder, nicht immer alles gleich bemerken kann, oft ihre Abwesenheit erst spät, und wenn ich sie dann frage, wo sie gewesen sey, und was sie gethan habe, so war sie gewöhnlich allein in ihrem Zimmer, da in der freyen Zeit der Kinder, die Gouvernante spatziren gehen darf, welche Erlaubniß sie gern benützt; und hat wie sie sagt, gezeichnet, gestickt, gelesen, oder französisch überlernt. Auch ihr schnelles Erröthen, wenn ich unverhofft so frage, ist mir nicht lieb. — Daß doch Aeltern nie von Sorgen frey seyn können!

Der Hofmeister gibt mir auch immer mehr Anlaß, zur Behuthsamkeit und Wachsamkeit. Er äußerte sich über Religion und vorzüglich über den geistlichen Stand, nicht immer mit der Achtung, wie ich es der Kinder wegen, von einem Hausgenossen und überdieß von einem Lehrer, dem sie also Gehorsam schuldig sind, und der ihnen zum Muster dienen soll, wünsche. Wie kann ich aber vermeiden, daß die Kinder nicht auf seine Denkungsart und seine Reden aufmerksam werden? Leider hat mein Mann nicht den rechten Ernst, ihn darüber zurechtzuweisen, da er selbst gern so redet, und auf die Kinder ebenfalls nicht genug Rücksicht nimmt. Ich bin deßhalb sehr in Verlegenheit; neulich sagte er gar, als die Kinder vor Tische betheten; er finde es nicht nur unpassend, sondern sogar unschicklich, Kindern das Vater unser, und Ave Maria zu lernen; und sie müßten seiner Meinung nach, erst im erwachsenen Alter, diese Gebethe kennen lernen. Auch daß man die Kinder, unter zwölf bis vierzehn Jahren, zur Beicht gehen lasse, sey nicht recht; weil sie durch die Beichtväter, die sie verschiedentlich ausfragten, nur verdorben würden.

Da nun mein Mann selbst etwas zu lau, über diesen Gegenstand denkt, so stimmt er ihm ohne Bedenken bey, und ich sehe ein, daß ich das nächste Jahr, diesen Hofmeister schwerlich werde behalten können. Ich muß beynahe froh seyn, daß noch sonst eine Ursache zum Wechsel sich zeigt, die mein Mann mehr berücksichtigen wird, als meine wichtigste. Es zeigt sich nähmlich, zwischen Mademoiselle Lisette und dem Hofmeister, eine Art Verhältniß, dessen zärtlicher Charakter bemerklich wird; und das ich schon der Kinder wegen, die alles sehen und bemerken, was sie nicht sehen sollen, nicht dulden kann;

das ich auch noch durch den Umstand lächerlich finde, daß wie du weißt, die Mademoiselle bedeutend älter ist, als der Hofmeister. Ich konnte immer ihr kokettes, naiv seyn sollendes Wesen, nicht recht leiden; und werde ihr desto mehr gram, da mir bey längerer Beobachtung, und da sie sich nun heimischer fühlt, und also weniger genirt, ihre Künste immer merklicher werden. Ich habe sogar schon bemerkt, daß sie so weit geht, den Hofmeister, der übrigens in Bezug auf Sittlichkeit recht brav scheint, und überhaupt noch ein unerfahrener, junger Mensch ist, durch Zweydeutigkeiten in Verlegenheit zu setzen, und erröthen zu machen. So hattest Du also allerdings recht, als Du mir damahls schriebst, daß die Beaufsichtigung dieser Beyden mir Sorge machen würde.

Ich bin noch im Zweifel, ob wir nächstes Jahr, wieder Hofmeister und Gouvernante haben werden, oder ob es nicht besser seyn wird, August und Heinrich, vielleicht auch Sigmund, wieder in die Stadt zu geben, daß sie nicht alle Musik wieder vergessen, und in die öffentlichen Schulen gehen, was in meinen Augen, für Knaben, doch immer den Vorzug hat. Die Kosten möchten wohl so ziemlich gleich seyn, zwar meine Knaben kann ich nicht um mich haben; — das ist die Schattenseite des Landaufenthaltes, aber wenn es zu ihrem Besten ist, denn sie bilden sich auch in der Stadt besser, als in unserer wenig unterbrochenen Einsamkeit, so sollen sie in Gottes Nahmen wieder fort!

Freylich die Mädchen möchte ich nicht so hergeben, ich könnte mich nicht entschließen, sie in irgend ein Pensionat zu geben, da Mädchen doch immer ausschließend in's Haus gehören; Mina ist auch wirklich nun schon groß genug, und hat Lust, in der Küche mitunter zu helfen; in diesem Alter

ist Aelternhaus und Mutterleitung, den Mädchen erst recht unentbehrlich. Die Gouvernante wird also noch ein oder zwey Jahre nöthig seyn, bis die Kinder das Französische ziemlich inne haben, das Italienische, nun das mögen sie dann, unter Minna's Leitung, der ich ein wenig zur Seite seyn werde, ohne Meister lernen. Sie hat zum Sprachstudium viel Lust, und ich denke, da sie mehr ernst ist, und auch bis dahin noch klüger wird; so möchte sich das wohl thun lassen. Auch im Clavier werden sie wohl bis dahin so weit seyn, daß sie nur einen Meister brauchen, der seltener kommt. Minna habe ich nach Deinem Rathe dispensirt, Du hast nicht ganz unrecht, wenn Du meinst, sie werde nicht eben so nöthig haben Clavier zu spielen, und es sey um die verlorne Zeit schade, wenn sie doch keine Lust dazu habe. Es ist wohl gewiß, daß wir als Frauen doch keine Zeit zur Uebung, und kein überflüßiges Geld auf neue Noten mehr haben, wenn wir nicht in sehr brillanten Verhältnissen leben; — dagegen zeichnet sie jetzt sehr fleißig, und hat auch nach den von dir geborgten Blättern, und mit Hülfe Deiner Anleitung, schon von Deinen schönen Farben Gebrauch gemacht.

Wie froh bin ich, daß meine Sorge Heinrichs wegen ungegründet scheint, denn nach Allem, was ich nun schon so lange beobachtete, heischt seine Stimmung wohl etwas mehr Vorsicht, ist aber bey gehöriger Vorsicht, gar nicht gefährlich. Möchte Gott geben, daß ich Minna's wegen, eben so ruhig seyn dürfte.

Vielleicht sehe ich dich noch diesen Monath, wenn nicht, so bitte ich Dich, mir deßhalb Deine Meinung zu schreiben;

besonders ob Du glaubst, daß ich den Arzt zu Rathe ziehen soll?

Mit dem herzlichsten Vertrauen

Deine

besorgte Schwägerin

Henriette.

Hundert dreyzehnter Brief.

Frau Rosa L** an Frau von S**.

Triest am 25. May 1847.

Verehrteste Freundin!

Mit inniger Betrübniß ersah ich aus Ihrem Schreiben v. 9. d. M. wie sehr viel Sie gelitten, und in welcher Gefahr Sie geschwebt. Nicht Ihr Gemahl und Ihre Kinder allein, denen der Verlust einer solchen Mutter unersetzlich gewesen wäre, hätten unendlich viel an Ihnen verloren, nein, auch alle, — denen Sie Freundin und Rathgeberin sind! Gott sey Dank also, für das Geschenk Ihres Lebens.

Wie sehr danke ich Ihnen, für die Ausführlichkeit, mit der Sie meine Fragen beantworteten; und die mir zeigt, daß diese wirklich nicht überflüßig waren. Mit voller Beruhigung werde ich Ihnen folgen, und Ihre Erfahrungen, zu meinem Vortheil benützen. Ich besprach den Inhalt Ihres Briefes auch mit meiner gütigen Schwiegermutter, die Ihrer Meinung ganz beypflichtete, wenn sie auch selbst nicht gerade, auf Alles so gedacht hatte.

Diese zweyte Mutter, mit der mein Emil mich beschenkte, hat durch ihre verständige Leitung, meine Dankbarkeit und mein Vertrauen gewonnen; während ihr gütiges, mütterliches Benehmen, ihr meine ganze Liebe gewann. Schade, daß sie nicht länger in unserer Mitte bleiben wollte; aber sie sagte: nein Kinder, Franz bedarf meiner mehr als ihr, da er noch nicht verehelicht ist; und ich bey der großen Wirthschaft, also daheim, unentbehrlich bin. So lange ich Kraft habe zu wirken, will ich mich auch noch nicht zur Ruhe setzen. Was sollte ich also bey Euch? Um bey meinem Sohne bloß Haushälterin zu seyn, und Dir liebe Rosa, nach Deiner Anordnung das Hauswesen zu führen, dazu bin ich zu stolz, und ich weiß auch, daß Ihr das nicht wollt. Um aber bey Euch die Hausfrau zu spielen, und unumschränkt die Wirthschaft zu führen, dazu bin ich zu gerecht, denn ich werde mir nicht Rechte anmaßen, die meiner Tochter gebühren. Auch würde ich dadurch Rosa von der Führung ihres Hauswesens abhalten und entfernen, und mein Sohn, dem ich recht von Herzen eine thätige, emsige Hausfrau wünsche und gönne, hätte schlechten Gewinn von meiner Thätigkeit; indem dadurch Du aus aller Uebung kämest, und vielleicht im ganzen Leben, keine ordentliche Hausfrau würdest; denn so etwas lernt man nur in der Jugend! Bin ich einmahl alt und müde, oder Franz ist verheirathet, dann will ich in Gottesnahmen, eine Zeit bey Euch, die andere bey Franz zubringen, — mich von Euch pflegen lassen, und mit meinen Enkeln spielen.

Wie sehr viel danke ich dieser guten, verständigen Mutter. Mit welcher Schonung, fast unbemerkt wußte sie mich zu leiten, denn sie sagte: Die Dienstleute, dürfen durchaus gar

nicht merken, daß Du im Zweifel bist, und daß ich Dir rathe. Sie müßen es nur für Laune halten, daß ich Dich in die Küche begleite, und Dir vorgeben zusehe; oder beym Nachsehen vor Tisch Dich wieder begleite; denn die Mägde verlieren sogleich den so nöthigen Respect gegen eine Frau, wenn sie dieselbe zu übersehen meinen.

Und so wußte sie es auch wirklich anzustellen. Wir ordneten schon die Speisezettel so, daß die möglichste Abwechslung eintrat, damit ich in der kurzen Zeit ihres Hierseyns, so viel als möglich lernen könne. Dann durchging sie mit mir das Kochbuch, das sie mir ausgesucht und mitgebracht hatte; indem sie mich zugleich auf die Quantität aufmerksam machte, dann ging sie selbst mit mir in die Speisekammer, und ließ mich vorgeben was gewogen oder gemessen wird; aber wenn es etwas galt, das Augenmaß braucht, so nahm sie mir gewöhnlich die Mühe ab, indem sie sagte: Nein, das kann ich nicht sehen, Du plagst Dich zu viel, — es wird Dir schaden, rc. bis ich selbst wußte, was mit solchen ungefähren Ausdrücken, verstanden wird.

Eben so machte sie es mit dem Kochen selbst, wo sie mir alles vorher erklärte, mich auf Farbe, Aussehen und Gefühl, jedes einzelnen Gerichtes aufmerksam machte, und im Nothfalle selbst den Kochlöffel oder die Gabel zur Hand nahm. Ich mußte die Güte und Klugheit dieser Frau bewundern, denn oft that sie, als ob sie, mich frage, um mir ihre Meinung sagen zu können. Wenn die Köchin einen Braten, oder ein Gebäcke aus dem Ofen hob, rief sie mich, glaubst Du nicht, daß dieß schon gar ist, oder jenes noch ein wenig hineingesetzt werden soll, daß das Rohr zu heiß dafür ist, oder daß man ein wenig nachheitzen soll? — Willst Du nicht jenes noch feiner

schneiden lassen, oder wird nicht dieß Geröstete, oder diese Einbrenne noch bräuner werden müssen? — Willst Du nicht jenen Teig selbst anfühlen, er scheint mir noch zu weich, oder glaubst Du nicht, daß an jener Mischung, noch dieß oder jenes fehlt, da es im Kochen süßer, herber, trockener ꝛc. wird?

Gewiß, hätte ich diese Mutter nicht zur Seite gehabt, es wäre mir vielleicht nie möglich geworden, meinem Hauswesen so vorzustehen, wie ich es jetzt mich getraue. Selbst meine eigene gute Mutter, die ich zu Anfange des nächsten Monathes bey uns erwarte, hätte mich wohl kaum, — so leiten können.

Sie fragen mich, ob ich mein Kind selbst säugen werde? und ich kann Ihnen nur erwiedern, daß es mein innigster Wunsch ist. Allein ich höre, daß die wenigsten Frauen es thun, da nicht alle es können. Ueberdieß haben mehrere Frauen, mich ernstlich davon abgemahnt, und selbst meine Mutter, will mich davon abhalten. Allein da ich weiß, daß Sie Ihre Kinder selbst säugen, so hoffe ich von Ihnen eine Unterstützung; und freue mich darauf, obgleich selbst Aerzte dawider sind. Auch unser Hausarzt meint, es sey deßhalb nicht zu rathen, weil wir nicht mehr im Naturzustande seyen. Eine gebildete Frau, sey tausend Gemüthsbewegungen und Zufällen ausgesetzt, die eine Bäuerin, die dem Naturstande noch näher sey, gar nicht kenne. Daher eine Bäuerin, ohne Bedenken ihr Kind, oder als Amme ein fremdes säugen könne, was Frauen in höhern Ständen nicht zu rathen sey. Ich soll daher eine Amme nehmen, (ein Gedanke, der mir nicht zusagen will, da ich eine Fremde, die gegen mein Kind Mutterpflicht und Mutterrechte übte, doch nur mit neidischen Augen ansehen könnte) oder ich soll

es beym Wasser aufziehen; das heißt: ihm Kuhmilch geben; weil, wie der Doctor sagt, eine gesunde Kuh, die kein Gemüth, also auch keine Gemüthsbewegungen hat, doch immer ruhiger sey, als die sanfteste Frau, und also eine immer gleiche Milch gebe, die sich besser zur Nahrung des Kindes eigne, wenn sie mit den gehörigen Theilen Wasser und Zucker vermischt wird.

Ich denke mit solcher Sehnsucht daran, mein Kind selbst zu säugen, was soll ich aber thun, wenn ich fürchten muß, dieß zum Schaden des Kindes zu thun?

Mit Liebe und Hochachtung

Ihre

ergebenste

Rosa L**.

Hundert vierzehnter Brief.

Julie Western an Frau von S**.

Wien am 27. May 1847.

Ich warte dießmahl keinen Brief von Dir ab, liebe Cousine, denn ich bin dir die Fortsetzung von Nina's Geschichte schuldig, die mich sehr interessirt, da sie nach meiner Meinung eine sehr nachdrückliche Lehre für alle Mädchen enthält, nicht zu viel Gutes von den Männern zu glauben; und vor allem, durch wirklich achtungswürdige Eigenschaften, sich nicht gegen den Leichtsinn dieser fatalen Menschenklasse, gesichert zu glauben.

So war ein Jahr verflossen, fuhr Nina fort, während welchem Julius zwar nicht von Liebe sprach, aber doch auf jede mögliche Art, eine erwachende Neigung für mich, errathen ließ. Seine Achtung für mich, sein, besonders gegen meine, ihm so geneigte Mutter, öfters ausgesprochener Wunsch, um 10 Jahre älter zu seyn, und diese Jahre seines Lebens, mit Freuden für die Möglichkeit opfern zu wollen, schon jetzt an einem Ziele zu stehen, alles schien auf eine Neigung hinzudeuten, die er nicht auszusprechen wage, die aber stark genug sey, um ihn zu dem Opfer der schönsten Lebensjahre hinzureißen.

In meinem Betragen, brachte das alles keine Aenderung hervor, denn ich fühlte, es sey am Besten, eine Sache zu übersehen, auf die ich nicht gesonnen war, Rücksicht zu nehmen, und es fiel mir auch nicht im entferntesten ein, seine Liebe zu erwiedern, oder eine Verbindung mit ihm für etwas Mögliches zu halten. — Allein ich war ihm herzlich, wenn auch ohne Leidenschaft gut. —

Aber nicht nur ich, hatte die Aenderung seines Betragens im Stillen bemerkt, sondern auch meine Mutter, die nun allmählich begann, mir ihren Wunsch auszusprechen, daß ich zu einem Verhältnisse mit Julius, dem nur Schüchternheit, und eine Delicatesse, die den Werth seines Charakters, in ihren Augen noch erhöhe, den Mund schließe, mich verstehen möchte. Sie rügte es mit einer Art Vorwurf, daß sie die Mutter wärmer für ihn empfände, als ich, und daß es noch erst der Ueberredung bedürfe, um mich zu einem Verhälnisse geneigt zu machen, das mir wohl kein glänzendes, aber ein, durch, — denn sie könne mein Gefühl für ihn doch nicht bezweifeln, — gegenseitige Lie-

be, und durch die seltene Schönheit seines Charakters, beneidenswerthes Loos verspreche. Sie bedauerte zwar, daß ich gerade in seinem Alter sey, meinte aber, es sey wohl der Mühe werth, auch im Nothfalle zu warten, da er bis in 4, höchstens 5 Jahren doch gewiß schon, eine, wenn auch kleine, Anstellung haben werde. Julius war, glaube ich, mit 18 Jahren bey der Buchhaltung eingetreten, wo er nun practizirte. Es war gewiß, daß ich höhere Ansprüche hatte, als das kleine Loos, das er mir biethen konnte; und ich gefiel mir endlich darin, meine Ansprüche, dem Wunsche meiner Mutter zu opfern; sobald der Zufall eine Erklärung herbeyführen sollte.

Dieser Zufall ereigenete sich leider nur zu bald. Julius mußte als Practicant, auf kurze, aber unbestimmte Zeit, in eine Provinz zur Aushülfe, und ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß meine Aeltern ihm zu Ehren, ein kleines Abschiedsfest veranstalteten, da sie selbst so gütig waren, uns jenen Abend zu schenken. Ich (Julie) erinnere mich wirklich noch recht gut jenes Festes, denn es war eben damahls, wo ich ein Verhältniß zwischen ihr und Julius zu vermuthen begann, das sie bald darnach nicht mehr läugnete. Hingerissen von den Hoffnungen, die aus den bevorstehenden Dienstveränderung für ihn zu keimen schienen, und vielleicht mehr noch durch die Auszeichnung mit der Nina's Aeltern ihm ein Abschiedsfest gaben, wagte er an diesem Abende ein Geständniß, das ihre Mutter errieth, und das sie — aufgeregt, durch die Freude und den Wunsch dieser Mutter — erwiederte.

Eine Reihe von wirklichen oder scheinbaren Mißverständnissen schloß sich an diesen Abend an, erzählte Nina weiter, die aber schriftlich aufgelöst werden mußten, weil Ju-

lius nicht hier war, die alle sich endlich als eine Folge, von Juliusens zu großer Bescheidenheit darzustellen schienen; sich aber damit schloßen, daß er, als er nach einigen Monathen wieder zurückkehrte, von meiner Mutter mit offenen Armen, als künftiger Schwiegersohn aufgenommen ward; — denn auch meinen Vater, hatte sie zu Juliusens Gunsten zu stimmen gewußt. Nun folgte, obgleich Juliusens Benehmen, mir mitunter gespannt zu seyn schien; (eine Bemerkung die sich mir aufdrang, die ich aber stets unterdrückte); eine Zeit, — in der ich von meiner Mutter unaufhörlich glücklich gepriesen, mir zuletzt selbst einbildete, es zu seyn.

So war seit jenem Abschiedsfeste und seinem Geständnisse, wieder ein Jahr vergangen, während dessen er mehr als einmahl, seine Ungeduld über die große Ferne unserer möglichen Verbindung aussprach; eine Ungeduld, die ich keinesweges theilte, und die mir also übertrieben schien, die aber meine Mutter sehr schmeichelhaft fand, und sich also darüber freute, obgleich sie alles that, um ihn zu zerstreuen, und zu beruhigen. Um diese Zeit war es, wo er einst bey einer ähnlichen Aeußerung, mir sagte: er hoffe durch die Annahme eines provisorischen Postens in der Provinz, vielleicht etwas früher als sonst, diesen kleinen Posten, wirklich zu erhalten; er werde sich daher entschließen müssen, um die provisorische Verwaltung dieser Stelle einzukommen, und wenn er sie jetzt erhielte, vielleicht in zwey bis drey Jahren, dieselbe Stelle, mit einer kleinen Besoldung, in der Wirklichkeit erhalten. Er fügte hinzu, daß er nur so, die Möglichkeit vor sich sehe, früher zum Ziel gelangen; das, wenn er in Wien bleiben wolle, noch sehr fern sey. Mich ergriff dieser Vorschlag mit eisiger Kälte, und ich konnte meine Bestürzung

nicht verbergen; denn es war mir noch nicht eingefallen daran zu denken; daß es auch anderswo als in Wien, möglich sey zu leben. — Meine Mutter bemerkte sogleich meine Niedergeschlagenheit, und fragte mich sobald wir allein waren, um die Ursache derselben. Sie brach in laute Klagen aus, als ich ihr Juliusens Pläne und Aussichten mittheilte, indem sie jedoch hinzufügte; nur sie habe Ursache zu klagen, — denn ich müße ja darin nur Beschleunigung meines Glückes sehen. Sie begreife wohl meine Trauer über eine mögliche, vielleicht jahrelange Trennung von ihm; aber sie würde mir nicht verzeihen können, wenn der Gedanke ihm zu folgen, und wäre es in einen andern Welttheil, mir einen Seufzer entlocken könnte.

Ich schämte mich meines Fehlers, denn ich sah ein, daß sie recht hatte, aber ich konnte mich doch in den Gedanken nicht finden, und wenn es mir auch gelang, mich äußerlich ruhig zu zeigen, so weinte ich doch im Stillen manche Thräne schmerzlicher Aufopferung. Dazu kam noch, daß Juliusens Benehmen mir nicht mehr immer gleich offen und herzlich schien; seine Stimmung war zuweilen unfreundlich und trübe und wenn wir ihn um die Ursache seiner Verstimmung fragten; so schob er die Schuld auf quälende Verhältnisse, und beschwor uns mehr als einmahl; nicht, und nie, an eine Aenderung seiner Gesinnungen zu glauben, — wenn auch sein Benehmen — seine Stimmung nicht immer gleich sey, und ihm selbst dann nicht zu mißtrauen; wenn er sich selbst widersprechen sollte! — Er sprach von schweren Prüfungen, die unserer Liebe bevorstünden, von Aufopferung seines Glückes, für das meinige ꝛc.

Allein mein schönes, herzliches Vertrauen auf Juliusens Charakter und seine Offenheit, hatte einmahl zu schwanken begonnen, und seine undeutlichen Reden befestigten es nicht wieder. Ich erinnerte mich jetzt so mancher Blicke, Mienen und Ausdrücke, die mir räthselhaft geschienen hatten, ich gedachte selbst der Bemerkung meines Bruders über weibliche Leichtgläubigkeit; und meiner eigenen Worte gegen jenes zweydeutige Mädchen, die ihm, wie ich vermuthen konnte, von ihr mitgetheilt worden waren, und sicher — damahls wenigstens, die Eitelkeit Juliusens scharf verwundet haben mußten. Ich ahnte dunkel einen Zusammenhang zwischen alle dem; ich setzte seine Unruhe, ein gewißes Lächeln, das mir oft mißfallen hatte, — so manche Mißverständnisse, die, — es schien fast nicht anders möglich, er selbst herbeygeführt, und durch die er mich und meine Mutter gequält hatte, damit in Verbindung, und glaubte nun entweder einen schwarzen Bösewicht, oder wenigstens einen der allergewöhnlichsten Leichtsinnigen vor mir zu sehen, dessen Schuld jedoch durch den Undank, den er gegen ein achtungswerthes Haus und dessen Tochter bewies, noch sehr vergrößert wurde. — Allein ich schämte mich meines Verdachtes, wenn ich an so manche Augenblicke, gewiß ungeheuchelter Achtung und Zuneigung gedachte, die ich jenen entgegensetzen konnte. So stand es in meinen Herzen, und Sie können denken wie viele Thränen mich dieser verschwiegene Kampf kostete; — wenn ich allein, — im Gebeth auf den Knien lag. Oft wenn ich des dunkeln Schattens gedachte, den ich bereit war auf seinem Charakter fallen zu lassen, mußte ich mich gewaltsam von Gedanken losreißen; deren ich mich schämen zu müßen glaubte, wenn ich ihm gegenüber war, und ich verdoppelte meine vertrauende Zärtlichkeit gegen ihn,

um ihn ein Mißtrauen nicht sehen zu lassen, das ich nicht zu bannen im Stande war. Kurze Zeit darnach, erhielt Julius seinen abweislichen Bescheid in Betreff jener Stelle, und fand darin die Veranlassung für die Ausführung seines Vorsatzes.

Eines Tages brachte ein Bothe einen Brief von ihm an meine Mutter; in dem er mir sein Wort zurück gab, aber auch das seinige zurückforderte. — So schmerzlich dieser Schlag mich traf, so war es doch für mich eine Art von Beruhigung, ein Verhältniß geendet zu sehen, das mir immer peinlich gewesen war. — Meine Mutter war mehr ergriffen als ich; ich suchte sie zu trösten, und schrieb noch denselben Abend an Julius, indem ich ihm nicht nur sein Wort zurück gab, sondern ihm auch Verzeihung both, für alle Kränkungen und Beleidigungen, deren er gegen mich sich schuldig wisse. Ich sagte ihm, daß mein Gewissen rein sey; daß ich ohne Erröthen des Gefühls denken könne, das ich ihm gewidmet, daß ich Trost im Gebethe gefunden, und forderte ihn auf ebenfalls im Gebethe eine Beruhigung zu suchen, die ihm noch viel nöthiger seyn müsse, als mir! Ich machte ihn aufmerksam, daß unser Gefühl, von jeher Freundschaft gewesen war, und daß es nur ein Irrthum war, wenn wir eine Zeitlang es anders nannten ꝛc.

Diese Zeilen floßen aus dem Innersten meines Herzens; ich war ruhig als ich sie geschrieben hatte, und mit Billigung meiner Mutter an ihn abgesendet hatte; — ach, meine Mutter zog einige Stunden später, — des andern Tages, mich wieder in die vorige Unruhe zurück. Sie grübelte über die Ursache seines Rücktrittes, sie konnte sie nicht finden, ja selbst noch nicht daran glauben; — sie konnte ja nichts glauben, was auf seinen Charakter einen Schatten warf; ich glaubte sie daher auch an jene, in meinen Augen of-

fenbar sträflichen Beschwörungen erinnern zu müssen, die ich früher erwähnte. Kaum hatte ich geendet, als sie mir um den Hals fiel, und mir sagte, jetzt durchschaue sie diesen fast übermenschlich edlen Charakter erst ganz; sie sehe nun erst, daß er auf dem Puncte stehe, — sich — sein Herz, sein ganzes Lebensglück zu opfern, um mir eine Freiheit zurückzugeben, von der er wisse, daß sie einem Mädchen von meinem Alter, werthvoll ist. Er setze sich der Gefahr aus, mich zu verlieren, wenn ich schwach genug sey, ihm zu mißtrauen, „auch wenn er sich selbst widersprechen sollte.“ Sie machte mir Vorwürfe über meinen Wankelmuth, und es war ihr nicht schwer, meine Reue zu wecken, und mich zu dem Entschlusse zu bewegen, ihm auf's neue, meine Freyheit zu verpfänden, ohne jedoch die seinige anzunehmen.

So steht es jetzt, fuhr Nina fort, seit länger als einem Jahre; und ich empfinde es schmerzlich, einem Menschen meine Freiheit geopfert zu haben, über dessen Charakter ich mich nicht beruhigen kann, und den ich in derselben halben Stunde, der höchsten Aufopferung und des seltensten Edelmuthes fähig halten muß, und zugleich einen geheimen Widerwillen, und den Gedanken an seine vielleicht sehr große Sträflichkeit, nicht unterdrücken kann!

Noch ein anderer Kummer, gesellt sich seit kurzem, zu diesem Ersteren. Ich hatte ohne Murren, ja ohne ihn nur etwas merken zu lassen, in dem Jahre, wo ich mich für ihn erklärt hatte, mehr als eine Gelegenheit, mich andererseits zu verbinden, abgewiesen; allein ich kann nicht ohne Bitterkeit daran denken, daß auch die letzte Zeit meiner Blüthe, — ich bin jetzt 23 Jahre alt, vielleicht bald zu Ende gehen wird, ohne daß ich — meinem Herzen folgen darf. „Ihrem

Herzen? rief ich erschrocken, arme Nina, Sie lieben doch nicht einen Andern? —

Eine Pause entstand, während welcher gewaltsam, einzelne Thränen sich unter ihren Wimpern hervor drängten; endlich stürzte ein Strom von Thränen, aus ihren vergebens kämpfenden Augen, und sie legte ihren Kopf auf meine Schulter. Dieß dauerte nur ein Paar Augenblicke; sie faßte sich schnell wieder, und fuhr fort: Ob ich liebe, theure Julie, kann ich nicht mehr bezweifeln: — mein Herz bejaht diese Frage, und zeigt mir in grellen Farben, den Unterschied zwischen Wahrheit und Schwärmerey. Auch in den letzten anderthalb Jahren, hatte ich aus gewissenhafter, schwärmerischer Delicatesse gegen Julius, jede Gelegenheit mich zu verbinden, unbeachtet gelassen, und von mir gewiesen; und ich fühlte, daß ich ein Opfer brachte, aber mein Herz schwieg. — Jetzt, schweigt es nicht mehr! ich lernte vor kurzem in dem Hause meiner Tante, einen jungen Mann kennen, den ich seitdem ebendort, zweymahl wiedersah. — Ich weiß es, — ich fühle es, — mein Herz und sein Benehmen sagen mir, — daß er mich liebt; — wenn auch noch kein Wort mir ein Geständniß that, das ich nur fürchte, denn ich weis nicht was geschehen wird, da zwar Julius nicht ausdrücklich mein Wort, aber meine Mutter für ihn meine Zusage hat.

Rathen Sie mir, liebe Julie, darf ich diese Zusage brechen? darf ich wenigstens, sobald ich, was in einem halben Jahre geschieht, mündig bin, sie zurücknehmen, oder soll ich mich an meinen Vater wenden, der von Juliusens Rücktritte gar nichts weiß? Ich wußte ja den Werth dieser Zusage nicht zu schätzen, als ich sie gab; denn ich kannte Reinburg damahls nicht. Ich hielt für Liebe, was ich für

Julius empfunden hatte, ich hatte so leicht meinen Hoffnungen auf diesen entsagt, und glaubte leichter noch, jeder Verbindung mit einen Fremden entsagen zu können. Jetzt fühle ich erst, daß das Höchste, Schwärmerischeste, was ich jemahls in Bezug auf Julius gedacht, empfunden oder niederschrieb, nur leerer Schaum war, denn jetzt erfuhr ich erst, was Liebe sey!

Ich weiß, daß Reinburg Hoffnung hat, vielleicht schon bald, (die Entscheidung soll sehr nahe seyn) als juridischer Professor nach einer der entferntesten Provinzen zu kommen; — warum schreckt mich jetzt der Gedanke nicht, Wien zu verlassen? Ich wußte nie was Eifersucht sey, und hatte nie um Juliusens Benehmen gegen andere Mädchen, mich bekümmert, warum klopft jetzt mein Herz, wenn Reinburg auch nur kalt, mit andern Mädchen spricht? — Warum denke ich immer wieder; an den Blick, den Ton, mit dem er zuletzt mir sagte: sein Gesuch liege schon bey Seiner Majestät, und er hoffe also schon bald, — vollkommen glücklich zu werden. Warum hebt sich meine Brust freudig und zagend, warum schlägt dieß sonst so ruhige Herz, schneller, bey dem Gedanken an dieses Bald; während es bey Juliusens Klagen, immer gleichmäßig geschlagen hatte?

Kann man anders, als die arme Nina bedauern, beste Cousine? Ist es möglich, daß dieß arme Mädchen, ihr Glück, ihre Liebe, zu dem auch mir seitdem bekannt gewordene Doctor Reinburg, der zwar schon ein starker Dreißiger, aber ein liebenswürdiger Mann ist, opfern soll? — und für wen? — Vielleicht für einen Leichtsinnigen oder einen Betrüger! — Ich habe ihr gerathen, ihrem Herzen,

zu folgen; das ist, glaube ich, das Klügste, was man in Herzensangelegenheiten rathen kann.

Was meinst Du dazu? — Dich küßt herzlich

Deine

Dich liebende Cousine

Julie Western.

Hundert fünfzehnter Brief.

Frau v. S** an Frau Henriette v. S**.

Gratz am 4. Juny 1847.

Der May ist verflossen, meine Theure, und Du kamst im Laufe desselben nicht nach Gratz, ich eile daher Dir Deinen letzten Brief zu beantworten, und Dich zu beruhigen. Ich glaube nähmlich, daß Deine Sorge Minna's wegen, ganz ungegründet ist. Du scheinst einen Umstand zu übersehen, der sehr wichtig ist, und Dir die krankhaften Erscheinungen die an Deiner Tochter Dich beunruhigen, ohne Mühe erklären wird.

Minna ist dreyzehn Jahre schon vorüber; Du hast sie bisher als Kind betrachtet, und staunst über Veränderungen, — auch in ihrem Betragen, die an dem Kinde, Dir mißfallen, die aber, an dem jungfräulichen Mädchen, Dir natürlich scheinen werden. Ich habe nicht nöthig Dich weitläufig an die geistige und körperliche Veränderung zu erinnern, die der Uebertritt in das jungfräuliche Alter für das Mädchen mit sich bringt. Jede Mutter weiß, — denn auch sie war einst Kind — auch sie wurde einst Jung-

frau, wie wichtig dieser Zeitpunct für Ihre Tochter ist, — aber, die meisten Mütter denken nicht daran; — sie sind es noch gewohnt, ihre Töchter als Kinder zu betrachten; die Trägheit, Schläfrigkeit, trübe Stimmung ihrer Kinder ärgert sie, — sie schelten das arme Mädchen, sehen in ihm ein weinerliches Ding, wenn es darüber in Thränen ausbricht, da es mit dem besten Willen sich unfähig fühlt, sich zu ändern, und seine Fehler, die man ihm vorwirft abzulegen; und manch' armes Mädchen, büßt durch jahrelange Kränklichkeiten dafür, daß ihre Mutter versäumte, für die ihr unbedeutend scheinenden Kränklichkeiten, die sie an ihrer Tochter bemerkte, ärztliche Hülfe zu suchen, und so durch eine leichte Nachhülfe, vielleicht nur durch Diät- und Verhaltungsregeln, die Entwicklung der zarten Mädchennatur, zu unterstützen oder zu befördern. Ich glaube Dir daher, wohl rathen zu müssen, daß Du über Minna's Befinden, den Arzt zu Rathe ziehen möchtest. Auch ihr Hang zur Einsamkeit, ihr schnelleres Erröthen rc. ist wahrscheinlich eine Folge der erwachenden Jungfräulichkeit; die fast immer einen vorübergehenden Hang zur Melancholie mit sich bringt. Ach, dieß ist ja das Ende der Kindheit! der Schluß jener seligen Zeit, in der uns Rosen ohne Dornen blühen!

Es ist dieß für die Mädchen eine wichtige Zeit, — eine Zeit in der sie die möglichste Schonung verdienen, denn ach! — sie sollen ja nur erst vertraut werden, mit dem Gedanken an Leiden, Mühseligkeiten und Krankheiten. Tausend Ahnungen erwachen in dem kindlichen Herzen, und die Mutter, — nur die Mutter, weis für dieß zarte erwachende Herz, mit seinen verschwiegenen Ahnungen und Fragen, die rechte Antwort zu finden; nur eine Mutter weis, was sie

ihrem Kinde zur Beruhigung, zum Troste und zur Belehrung, in seiner neuen Lage sagen muß, will und darf. Nur sie weis, auf welche Art sie die, bey manchen Mädchen um diese Zeit schon erwachende Neigung für das andere Geschlecht, und die ersten Regungen der Natur, leiten und bekämpfen soll. — Dieß letztere hast Du bey Minna nicht zu fürchten, sie ist zu schüchtern, zu schamhaft, um Gefühlen schon jetzt Raum zu geben, die nur in mehr sinnlichen Mädchen so früh erwachen.

Ich bin überzeugt, daß schon jene kranke Empfindlichkeit, die Dir vor einigen Monathen bange machte, der erste Vorbothe ihrer Entwicklung war. In keinem Falle aber, kann ich mir denken, daß bey Minna, die Befürchtung eines moralischen Uebels gegründet seyn könnte; und ihr Aussehen, (ich habe sie zuletzt zu Pfingsten gesehen,) rechtfertigt Deine Sorge keineswegs. In ihrem Gesichtchen liegt trotz der größeren Bläße, immer noch etwas blühendes, kindlich unschuldiges; während Kinder, deren Herz nicht mehr ganz rein ist, zuerst dieses blühende, schuldlose Aussehen, und bald den unbefangenen Blick verlieren. Von allem, was man als Anzeichen der Schuld bezeichnet, sind — Schatten und Ringe um die Augen, beynahe das einzige untrügliche. Ein Mädchen mit heitern, klaren Augen, ohne farbige Schatten unter denselben, kann ich mir eben so wenig schuldig denken, als eines mit starken, lilabraunen Schatten unter gerötheten Augen, ganz unschuldig; während bläuliche Schatten, sich oft auch bey Mädchen finden, deren Herz krank, oder die überhaupt zur Melancholie geneigt, und sehr empfindsam sind.

Schamhaftigkeit, ist ja nebst der frühen Einpflanzung religiöser Grundsätze, die größte Schutzwehr für Kinder gegen dieses schreckliche Uebel. Darum ist es so wichtig ihnen diese von der frühesten Jugend einzupflanzen. Schon die frühe Gewöhnung zur Reinlichkeit, ist zur Erweckung und Erhaltung der Schamhaftigkeit eine Hauptsache, — dann die Absonderung der Kinder in eigene Betten, und selbst beym Entkleiden und Wäsche wechseln, und die noch strengere Aufsicht und Absonderung beym Baden. Nie wird ein Kind uns einen guten Begriff von seiner Schamhaftigkeit machen, wenn wir des Morgens in sein Schlafzimmer treten, und es steht vor unsern Augen auf, verrichtet wohl gar seine Nothdurft, wechselt Wäsche, und kleidet sich an; und desto schlechter wird unser Begriff von ihm werden, je älter es ist, oder je fremder wir ihm sind. Allein ich habe schon Kinder gesehen, die auch vor ganz Fremden sich nicht scheuten, und ich mußte unwillkührlich in meinem Herzen ihre Mutter einer großen Unachtsamkeit anklagen. Aber auch an der Schamhaftigkeit eines Kindes werden wir zweifeln, von dem wir bemerken, daß es noch so wenig zur Reinlichkeit gewöhnt ist, um des Nachts sein Bett zu verunreinigen. — Freylich wird dieß oft auch ein vorübergehender Fehler, bereits ganz reinlicher Kinder, aber dann ist es Sache des Arztes, und kann, wie gesagt, nur vorübergehend seyn.

Aber auch die Schamhaftigkeit in Geberden und Handlungen, ist nach meiner Ansicht noch nicht genug. Wie viele Aeltern erziehen ihre Kinder mit sorglicher Wachsamkeit und Treue, wirklich sittsam und schamhaft; allein sie finden den Scherz nicht gefährlich, ihnen Liedchen und Gedichtchen zu

lernen, die sie allerliebst vortragen, und die man beklatscht, weil man es niedlich findet, kleine Mädchen die im eigentsten Sinne Kinder sind, Liedchen singen zu hören, die von Anzüglichkeiten, ja von Zweydeutigkeiten wimmeln. Auch diese zierliche Verstümmlung ihrer Kindheit, kann ich nicht billigen, denn wenn auch das Kind keinen Schaden leidet, durch Dinge, die es nicht versteht, muß nicht dieser Schaden nachfolgen? — Oder muß nicht, — das größere Mädchen aufmerksam werden, wenn man ihm das Singen dieser Liedchen, an denen es nichts Arges fand, — verbiethen muß, — nachdem man sie ihm früher selbst gelehrt!?

Mit Deinem Erziehungsplane für die Zukunft bin ich einverstanden, und glaube daß es so am Besten seyn wird. Die Sorgen die Du wegen des Hofmeisters und der Mademoiselle hast, vermuthete ich beynahe, da Gouvernanten, ziemlich allgemein nicht im besten Rufe stehen. — Ich muß schließen, mündlich mehr darüber, denn ich hoffe Dich bald einmahl wieder hier zu sehen.

Lebe wohl, Dich küßt mit Liebe

Deine

Schwägerin

Sophie.

Hundert sechzehnter Brief.

Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim.

Gratz am 10. Juny 1847.

Meine inniggeliebte Louise!

Mit der zärtlichsten Theilnahme las ich in Ihrem letzten Schreiben die Bestätigung, daß meine Louise — ein Weib sey! — Ja, so mußte es seyn, so mußte dieselbe Louise, die ein Jahr früher in dem Gedanken sich gefiel, unvermählt zu bleiben; weil ein falscher Stolz sie in dem Verhältnisse der Geschlechter, eine Demüthigung, eine Erniedrigung sehen ließ, die Macht der Liebe empfinden. So mußte sie selbst Grundsätze ihrem Herzen opfern, und die Bedingung ihres ganzen irdischen Glückes, in der Vereinigung mit dem Geliebten finden! — Möchten Sie auch so glücklich werden, theuerste Freundin, als ich es an der Seite meines Gatten, in der Mitte meiner Kinder bin, so glücklich als Hermine an meines Bruders, — Rosa an ihres Auserwählten Hand, es wurden!

Es gibt in jeder Hinsicht verschiedene Ansichten von irdischer Glückseligkeit. Was der Eine kaum dem Nahmen nach kennt, ist dem Andern Bedürfniß, was der Eine nicht achtet, oder gar verschmäht, gewährt dem Andern süße Behaglichkeit, und was der Eine liebgewonnen hat, und sich darin gefällt, das erregt dem Andern vielleicht Eckel. — Nur Ein

Glück bleibt sich immer gleich, — das Glück der Liebe! — Ob in Pallast, oder Hütte, es bleibt sich gleich, — ob auf dem Throne, oder am Bettelstabe; — es bleibt dasselbe! — Den Liebenden, er sey jetzt König oder Bettler, beseelt nur Ein Wunsch, — die Vereinigung; nur Eine Furcht, — die Trennung! — Und glücklich sind sie in demselben Masse, wenn sie die Theure zum Altare führen. Was Liebe beyden bringt, ist Häuslichkeit, — was sie noch hoffen läßt, das Hochgefühl der Aelternfreude! — Mit höherem Gefühl und höherer Freude, kann auch kein Fürst, den Erstgebornen in die Arme schließen, als ihn der Landmann an den Busen drückt! —

Seit meinem letzten Schreiben an Sie, meine Freundin, hat auch mir der liebe Gott einen lieben Wunsch erfüllt; ich ward Mutter eines Töchterchens, wenige Tage nach der Absendung meines letzten Briefes an Sie. Die Lebensgefahr, mit der ich meine Ernestine erkaufte, macht mir das kleine Geschöpf noch lieber, und ich hoffe, daß mir Gott die Gnade schenken möge, es auch selbst zu erziehen, wie es mein Wunsch und meine Absicht ist.

Sie haben mich aufgefordert, noch mehr über einen Gegenstand zu schreiben, den ich neulich fast erschöpft zu haben glaubte, und ich kann diese Aufforderung, um so weniger unbeachtet lassen, als Sie Ihre Waffen gegen mich selbst kehren. Was Sie über Dichtkunst und Schriftstellerey schreiben, läßt sich wohl eben so wenig bestreiten, als das von mir Geschriebene. Ich kann Ihren Tadel nicht von mir weisen, meine Louise, aber ich verdiene ihn vielleicht nicht ganz; und ich muß Ihnen daher gestehen, daß ich in dem von Ihnen genannten Falle, wirklich selbst die Verpflichtung fühle, —

aber auch befolgen, und erfüllen würde, trotz aller Hinderdernisse die Feder zu ergreifen. Auch die oft bestätigte Erfahrung, daß man in den meisten Fällen Frauendichtungen schärfer beurtheilt, soll mich nicht abhalten zu schreiben, wenn ich hoffen darf, dadurch zu nützen!

Vielleicht urtheilt man auch nur darum schärfer über Frauendichtungen, weil man Dichtung und Frauenleben nicht vereinigen kann; und sollte man nicht, wenn dieß der Fall ist, ein Werk mit größerer Nachsicht behandeln; das aus dem Frauenleben gegriffen, und zur Spiegelung junger Frauen bestimmt ist? — Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß der König von Bayern, als die Dichterin Emilie v. . . . ihm einen Band Gedichte widmete, ihr einen Fingerhut verehrte; es scheint fast als habe er dadurch andeuten wollen, es sey für ein Mädchen passender, den Fingerhut, als die Feder zu gebrauchen; und dieser selbst so litterarisch gebildete Monarch, hatte ohne Zweifel in gewisser Hinsicht Recht! — Indessen wäre es doch gewiß sehr seltsam, wenn ein Großer dem ein Schriftsteller seine Werke widmete, ihn durch ein Geschenk von einigen Buch Papier, und einem Bund Federn, zum weiteren Schreiben ermuthigen wollte. Soviel ist nach meiner Ansicht nicht zu bezweifeln, daß im Allgemeinen, — Frauendichtungen nicht den Weg der Oeffentlichkeit gehen sollen, und daß man kein günstiges Vorurtheil für Dichterinen faßt, obgleich man sie mit einem gewissen Interesse anstaunt.

Muß also nicht, das für häusliche Verborgenheit geschaffene Weib, den schweren Schritt ihren Nahmen der öffentlichen Meinung Preis zu geben, so lange als möglich aufschieben? — Darf sie, einer bloßen Eitelkeit diese

zarte Rücksicht opfern? — Und kann es ihre Pflicht seyn, in der Ueberzeugung einem Theile ihrer Mitwelt zu nützen, ihr ganzes geistiges Leben, den Blicken einer zum Theil, vielleicht unheiligen Menge zu enthüllen? — Oder soll sie ihren Nahmen verschweigen? Wird es möglich seyn incognito zu bleiben, und wenn dieß zum Theil gelingt, wird nicht gerade derjenige Theil des Publikums, vor dem sie ihren Nahmen am liebsten verschweigen würde, ich meine, der Kreis ihrer nächsten und ferneren Bekannten und Verwandten, dennoch erfahren und errathen, daß sie die Verfasserin dieses oder jenes Werkes sey? denn dem fremden Leser gilt es ja wohl gleich, ob der Verfasser des ihm vorliegenden Werkes, wirklich so oder anders heiße!?

O meine Louise, der Gedanke ist schön, für das allgemeine Beste, auch nur ganz im Kleinen zu wirken; und er ist es glaube ich werth, daß man ihm ein Opfer bringe. Vielleicht, — ich sage vielleicht, werde ich dieß Opfer bringen; aber nur die Verborgenheit meines Nahmens, werde ich opfern, — nicht mein häusliches Glück! — Nein, um diesen letzten Preis, um den Preis häuslicher Glückseligkeit, — durch versäumte Berufspflicht oder verfehlten Lebenszweck, wäre auch ein weit größerer Nutzen, als je der Einzelne ihn wirken könnte, zu theuer erkauft! — O ich kann mir für ein Weib keine schönere Grabschrift denken, als die einfachen Worte: Sie war Vielen Etwas, Manchen Viel, den Ihrigen Alles!

Meine Louise, leben Sie wohl, mit zärtlicher Hingebung

Ihre

Sophie v. S**.

Hundert siebenzehnter Brief.

Frau v. S** an Frau Henriette v. S**.

Gratz am 15. Juny 1847.

Beste Schwägerin!

Da ich durch Deinen Gatten höre, daß Du sobald noch nicht nach Gratz kommen würdest, so eile ich Deinen letzten Brief vollends zu beantworten, da er mir sagt, Du hättest auch über den letzten Punct, eine umständliche Antwort erwartet; die ich in der Voraussetzung Dich bald zu sehen, Dir noch schuldig blieb. Du klagst nähmlich über die religiöse Gleichgültigkeit des Hofmeisters; und es ist gewiß, daß das Beyspiel unendlich viel auf Kinder wirkt.

Alle unsere Lehren müssen in jeder Hinsicht, durch das Beyspiel unterstützt werden, wenn sie eine gehörige Wirkung haben sollen. Wenn wir ein Kind, das gelogen hat, der Lüge wegen zur Rede stellen und strafen; so wird unsere Mühe, das Kind zu bessern fruchtlos seyn, wenn es gleich darauf uns selbst auf einer Lüge ertappt. Wenn wir einem Kinde vorwerfen, es habe uns dieß oder jenes zu thun versprochen rc., so werden wir es dadurch schwerlich dazu bewegen, ein anderes Mahl sein Versprechen zu halten, wenn wir ihm selbst oft etwas versprochen, und unser Versprechen, wie das Aeltern leider sehr häufig thun, nicht gehalten haben.

Eben so wird, wenn wir ein Kind zur Ehrfurcht gegen die Religion ermahnen, unsere Rede allen Nachdruck verlieren, wenn wir gleich darauf, einen leichtsinnigen Scherz über die Religion, entweder selbst aussprechen, oder mit Lächeln anhören. Man glaubt oft, wenn man bemerkt, daß das Gespräch auf einen Gegenstand fällt, den man für die Unschuld oder Sittlichkeit der Kinder gefährlich findet; besonders wenn von Frauenkrankheiten oder gar von Geburten die Rede ist, oder wenn man von unmoralischen Menschen und ihrem Lebenswandel spricht, die Sache gut zu machen, wenn man die Kinder fortgehen heißt; allein ein solcher Befehl weckt allemahl die Neugierde der Kinder, die oft eben dadurch erst, auf den Inhalt unseres Gespräches aufmerksam werden. Eben so will man oft dadurch, daß man in undeutlichen Ausdrücken, (verblümt) von etwas spricht, die Aufmerksamkeit der Kinder umgehen; allein man wird diese, durch jede verblümte, undeutliche Rede nur wecken, — denn das Kind merkt sogleich, sobald es etwas nicht versteht, daß wir uns absichtlich so undeutlich ausdrücken, damit es uns nicht verstehen soll. Es vermuthet also etwas Geheimnißvolles, Interessantes oder gar Verbothenes, horcht, und legt sich unsere Reden aus, so gut es kann. Eine Mutter thut daher am besten, und soll dazu auch den Muth haben, den Sprecher oder die Sprecherin leise, oder in einer andern Sprache, an die Gegenwart der Kinder zu erinnern, — das Gespräch abzubrechen, oder dasselbe in einfachen, deutlichen und anständigen Worten fortführen, ohne von Heimlichkeit oder Unschicklichkeit etwas merken zu lassen.

Eben so ist es mit religiösen Gesprächen. Es wäre vergebene Mühe, die Kinder fortzuschicken, wenn über Reli-

gion leichtsinnig oder gar spöttisch gesprochen wird. Die Kinder würden dann nur glauben, jene Ansichten seyen auch die unserigen, und dem Gegenstande angemessen; man wolle sie nur vor ihnen verbergen, weil sie noch klein seyen, und noch nicht wissen dürften, daß die Religion etwas sey, das man auch bey Seite setzen könne. Wenn Du daher den Muth nicht hast; den Du dem Hofmeister gegenüber gewiß hättest, wenn Du nicht fürchten müßtest, Deinen Gatten zu beleidigen indem Du auch ihn treffen würdest; — Dir solche Gespräche und diesen Ton, ein für allemahl zu verbitten; so laß die Sache lieber noch so hingehen. Zeige aber durch Dein eigenes Benehmen, immer Deine wahren religiösen Gesinnungen, und suche wo möglich Deinen Gatten, durch die Erinnerung an seine Kinder, die durch die Anhörung unehrerbiethiger Reden in ihrem Glauben irre würden, zur Vermeidung derselben zu bewegen. Sollten Deine Bitten fruchtlos seyn, obwohl ich glaube daß Dein Gatte sich mehr durch seine eigenthümliche, satyrische Laune und Spottlust hinreißen läßt, und nicht wirklich gegen die Religion ist, so nimm die Sache immerhin vor den Kindern, als unanständig und die Religion beleidigend auf, ohne jedoch viele Worte zu machen.

Solltest Du jedoch eine Aenderung, in der Meinung der Kinder über kirchliche und religiöse Gegenstände, bemerken, — die Kinder wohl nicht verbergen können, wenn sie auch nicht offen darüber zu sprechen wagen; so äußere offen Deinen Tadel, über die religiösen Ansichten des Hofmeisters, und über die zu große Nachsicht des Vaters, der ihn darüber nicht zurecht weise, und einen Scherz daraus mache. Das Erstere werden Sie durch die baldige Entlassung des Hof-

meisters, deren Ursache man ihnen nicht verschweigen, sondern ihnen vielmehr sagen soll, daß man fürchten müßte, durch seine irrigen Ansichten, auch sie irre werden zu sehen, bestätigt finden. Solltest Du merken, daß sie das Letztere nicht glauben, und wirklich die Grundsätze des Vaters mit denen des Hofmeisters übereinstimmend halten, so wende Dich an diesen in Gegenwart der Kinder, aber ohne irgend auf eine den Kinder merkliche Art, auf ihre Gegenwart hinzuweisen, oder Dich zu berufen; und bitte ihn mit Ernst und Festigkeit, er möchte Gespräche über Religion mit dem Hofmeister, lieber ganz vermeiden, und ja nicht wie bisher als Scherz behandeln, da er ja selbst sehe, daß die Meinungen und Ansichten desselben, falsch und oberflächlich seyen.

Dein Gatte fehlt nur aus Leichtsinn, er hat zu viel wirkliche Achtung gegen die Religion, und für die Kinder zu viel Liebe und Rücksicht, um nicht durch ihre Gegenwart, zu einer ernsten Aeußerung seiner Ansichten und zu dem Vorsatze veranlaßt zu werden, jedes Aergerniß der Kleinen künftig zu meiden.

Lebe wohl, ich hoffe mit herzlicher Theilnahme, daß mein Rath Deinen Wünschen entsprechen wird, und bin wie immer

Deine

bereitwillige Schwägerin

Sophie v. S**.

Hundert achtzehnter Brief.

Frau v. S** an Herrn Ritter v. S**.

Gratz am 18. Juny 1847.

Mein lieber, theurer Gatte!

Obgleich ich vorgestern, meinen ersten Brief an dich, *) bereits absendete, und Dir also nichts Wichtiges zu schreiben habe, so kann ich doch das Päckchen, das Dich Dein Bruder zu bestellen bittet, nicht absenden, ohne ein Blättchen beyzulegen und Dir zu sagen, daß ich Deinen lieben Brief mit Freuden empfing, und schon sehnlichst erwartet hatte, daß ich mich freue Dich schon Montag Abends zu sehen, und daß ich mich so ziemlich wohl befinde.

Die Kinder sind Gott sey Dank gesund, Rudolf bethet täglich für dich, und freut sich auf Deine Wiederkehr, die er nun schon mit mehr Zuversicht hofft, als diesen Winter, wo er Dich drey volle Wochen nicht sah, ein nach seinem kindlichen Maßstabe unendlich langer Zeitraum. Das war ja auch die erste Trennung in seinem kurzen Leben, und doch weißt Du, daß er Dich keineswegs vergessen hatte, sondern schon im Bahnhof auf Deine, durch das Reisen in der Kälte etwas veränderte Stimme horchte, und Dir mit ausgebreiteten Armen entgegen flog, als Du nur erst daheim Hut und Mantel ablegtest. Er hat jetzt, da er hört daß ich Dir schreibe,

*) Er ist nicht da.

einen Kuß und Handkuß an Dich aufgegeben. Schade, daß dieses Kind, das so deutlich alles versteht, und wirklich auch schon begreift; das durch Geberden und einzelne Laute, sich so gut auszudrücken weiß, daß selbst die Dienstleute ihn verstehen, noch immer nicht redet. Ich glaube, dieß ist eine Folge der heftigen Zahnbeschwerden an denen er zu leiden hatte, und tröste mich durch die Beweise seines regen, thätigen Begreifungsvermögens, über sein spätes Sprechenlernen.

Du fragst, da Rudolf Tags vor Deiner Abreise geimpft ward; wie es mit seinen Blattern steht? Aber es zeigen sich gar keine Blattern, und der Stoff hat also allem Anscheine nach, nicht angegriffen, obgleich es echter Kuhpocken-Stoff war, der von den Kühen selbst, und nicht von einem geimpften Kinde genommen ward. Es steht uns also bevor, ihn entweder bald, oder vielleicht im nächsten Frühlinge zugleich mit Tinchen, noch ein Mahl impfen zu lassen.

Jetzt eben erwachte Ernestinchen, und Rudolf wollte, daß ich sie aufheben sollte, was ich auch that; aber warum bin ich nicht so gesund, um sie wie meinem Rudolf, selbst pflegen zu können? Es schmerzt mich bloß darum, daß ich noch immer nicht gesund bin! — Rudolf hatte unterdessen auf meine Anordnung jemanden gerufen, und Nanny kam, sie zu nehmen. Allein ich sehe in der kurzen Zeit seitdem ich Nanny habe, daß ich sie als Kindsfrau nicht werde brauchen können. Sie ist schon zu alt, um recht verläßlich zu seyn, ich kann ihr nicht das Leben und die Gesundheit unseres Kindes anvertrauen. Gestern verschlief sie ein Paar Mahle mit der Kleinen auf dem Arme, ich lasse ihr daher jetzt ungern das Kind, und gebe Acht, wenn sie sich nieder-

setzt. Sie muß sich zum Mindesten immer auf einen Schämel setzen, so, daß das Kind tief in ihrem Schooße liegt, und nicht fallen kann.

Ich machte auch noch eine Bemerkung, warum ich sie nicht brauchen kann; ich verlange nähmlich von einer Magd, und also auch von einer Kindeswärterin, keine feine Bildung, aber doch Gesittung. Ihre Ausdrücke im Sprechen dürfen immerhin weniger gewählt seyn, wenn sie nur gesittet sind! Darum ist ein Weib vom Lande, die wie unsere Nanny, ihre ganze Lebenszeit auf dem Lande zugebracht hat, dazu nicht tauglich, denn sie hat viele grobe und ungesittete Ausdrücke, (die sie zu alt ist, jetzt mehr abzulegen) und die zwar Tinchen noch nicht, aber Rudolf, der bereits alles versteht, und im Reden lernen begriffen ist, — annehmen könnte.

Freylich muß man bei jüngeren Kindermägden, wieder andere sehr gefährliche Unsittlichkeiten fürchten, und Du stimmtest deßhalb für diese Alte; aber Verführung der Kinder durch Mägde, dieses häufig beklagte Uebel; kann doch nur dann statt finden, wenn das Kind nicht unter der nothwendigen, beständigen Aufsicht der Mutter ist, und wenn man bey der Aufnahme von Kindsmägden, auf ihren wahrscheinlichen Charakter nicht genug achtet. — Man nehme nur als Kindswärterin keine Kopfhängerin, selbst dann nicht, wenn sie viel bethet, oder auch wirklich fromm ist; denn eine solche wird das Kind gewiß eher verführen, als ein frisches, munteres, wenn auch noch junges und lebhaftes Geschöpf; nur muß freylich die Lebhaftigkeit nicht in Leichtsinn ausarten, und die Sinnlichkeit nicht zu vorherrschend seyn. Jugend, Heiterkeit und Gesundheit, sind überhaupt

für eine Kindermagd, sehr wünschenswerthe Eigenschaften; wenn es auch nur darum wäre, weil die Kinder sehr häufig die Laune einer Person annehmen, die sie gewöhnlich umgibt, und weil die Ausdünstung und der Athem einer alten kränkelnden Wärterin, auf die Gesundheit der Kinder störend wirken kann.

Wie zärtlich doch Rudolf für sein Schwesterchen ist; wie er ihr vorspielt, und sie auf den Armen tragen möchte, wie er zufrieden lächelt, wenn ich sie in den Armen oder auf dem Schooße habe, und wie herzlich er ihr, dieß ihm selbst so liebe Plätzchen gönnt. Doch er gönnt ihr ja sogar das Lieblingsplätzchen an meiner Seite im Bette, wo er so gern einzuschlafen pflegte, und hat es ihr förmlich abgetreten. Mir ist es unbegreiflich, wie manche, ich muß sagen, viele Aeltern, sich darüber freuen können, wenn ein Kind das nachfolgende Geschwisterchen nicht mag, oder wenigstens um die Liebe und den Vorzug der Aeltern mit ihm eifert; z. B. es nicht dulden will, und es mit Geschrey ahndet, daß die Aeltern das kleinere Geschwisterchen liebkosen, oder auf den Armen tragen.

Man pflegt sich einer solchen Eifersucht zu freuen, weil man darnach den Werth bemißt, den das Kind auf die älterliche Liebe legt; aber man bedenkt nicht, daß man durch das Erwecken dieser Eifersucht, (denn von Natur, ist sie doch nur mißgünstigen, bösherzigen Kindern eigen) den ersten Samen des Neides, der Zwietracht und Unverträglichkeit, in die empfänglichen Kinderherzen streut.

Mit Liebe und Zärtlichkeit

Deine

treue Sophie.

Hundert neunzehnter Brief.

Frau v. S** an Julie Western.

Gratz am 19. Juny 1847.

Auch ich, liebe Julie, konnte nicht ohne Interesse Nina's Geschichte lesen. Ach, es ist ja die Geschichte so vieler Mädchen, die durch langjähriges Sehen, und die Gewohnheit eines freundschaftlichen Umganges, mit jungen Leuten in sogenannte Verhältnisse treten, deren Alter dem ihrigen fast gleich, und deren Aussichten noch zu fern, für ihre bereits reifende Jugend sind. Nur in seltenen Fällen nehmen solche Verhältnisse ein glückliches, und ihrem Zwecke entsprechendes Ende. Oft entspringen sie aus einem Irrthum, indem die jungen Leute für Liebe halten, was Achtung, und eine auf Gewohnheit und Erinnerungen, oft auch auf Dankbarkeit gestützte Anhänglichkeit ist. Oft sind sie ein Werk der Ueberredung, und älterlicher, besonders mütterlicher Eitelkeit; denn wo ist die Mutter, die nicht ihr Kind für liebenswürdig hält, und bereitwillig dem, der Neigung für ihre Tochter äußert, ihre Gefühle borgt? — Sie würde ja im Gegentheile es nicht begreifen, wenn er nicht von Liebe spräche, besonders wenn ihre Tochter wirklich gute, liebenswürdige Eigenschaften hat, oder schön ist.

Oft ist es endlich Liebe, was solche Verhältnisse knüpft, eine Liebe die allen Stürmen des Lebens, und allen Hindernissen trotzt, aber selbst in diesem Falle führen sie nicht

immer zu einem glücklichen Ziele. Auf langjährige Verhältnisse, folgt oft eine kühle, wenn nicht eine unzufriedene Ehe. Denn da die lange Dauer derselben, gewöhnlich aus der Unmöglichkeit einer frühern Verbindung, also aus dem Unvermögen des Mannes, eine Familie zu versorgen entspringt; so weißt schon dieser Umstand auf die zu große Jugend desselben hin. Gelangt er nun endlich, nach 4, 5, selbst 10 und 12 Jahren, zu einem Einkommen, das ihm die Erhaltung einer Familie möglich macht, und ist wirklich mit seltener Wandellosigkeit dem Mädchen seiner zu frühen Wahl treu geblieben, so hat das Letztere gealtert; während der Mann aus einem unbedeutenden Jünglinge, ein blühender Mann im schönsten, kräftigsten Alter geworden ist. Seine Ansprüche sind also nun gestiegen, — die ihrigen gesunken; und zugleich fast immer seine Liebe — kühl geworden.

Es ist ein Opfer von seiner Seite, — es ist Rechtschaffenheit, wenn er jetzt seine Zusage hält, und sie zum Altare führt. Dagegen hat sie ihre schönsten Jahre, — hat ihre Ansprüche auf andere Versorgung verloren und aufgegeben, und muß nun gewissermassen froh seyn, wenn er sie nimmt. Die Ehe ist also geschlossen; — aber wird sie eine recht zärtliche seyn? — Der Mann wird fühlen, daß es eine Treue und Beständigkeit war, zu der ihn kein Gesetz verpflichten konnte, und für die er dankbare Anerkennung von Seite der Gattin zu fordern berechtigt ist, — daß er sie gewählt habe, während er nun ohne Bedenken, ein junges, blühendes Mädchen zum Altare führen konnte, und wenn er nicht sehr delicat ist, so wird er in manchen Augenblicken es ihr fühlen lassen. Dagegen wird die Frau, zwar sich des

endlich errungenen Zieles freuen, und ihm seine bewährte Treue und Rechtschaffenheit Dank wissen; aber sie wird diese nur für seine Pflicht halten, denn sie wird sich sagen: Ich habe ja um seinetwillen allen andern Verbindungen entsagt, und diese Erinnerung wird sie bey dem geringen Anlaße zur Empfindlichkeit reitzen.

Endlich wird der Mann, am Arme seiner alternden, vielleicht durch langjährigen Liebesgram, zu früh verblühten Gattin, seine Eitelkeit nicht befriedigt finden; denn der Mann bedarf zur Vollendung seines ehelichen Glückes, nicht nur den Beyfall sondern auch die Bewunderung und gewissermassen den Neid, seiner Umgebung. Er will nicht nur, daß man seine Rechtlichkeit lobe, es will, daß man ihn glücklich preise, das Herz und die Hand dieser Gattin errungen zu haben. Dagegen wird die Gattin mit mehr Beschämung als Freude, die Liebenswürdigkeit und jugendliche Blüthe des Gatten, und mit geheimer, nagender, oder offen ausgesprochener Eifersucht, den Beyfall bemerken, mit dem er von Frauen und Mädchen aufgenommen und behandelt wird. Das läßt sich im Allgemeinen gegen solche Verhältnisse sagen, die arme Nina ist durch die Befürchtung eines unedlen Charakters ihres Geliebten, noch unglücklicher.

Ich würde nach dem Gehörten, diesen Julius für einen Menschen von nicht gerade schlechtem Charakter, aber ohne feste Grundsätze halten. Beleidigte Eitelkeit und kindische Rache, war vielleicht wirklich, wie Nina es zu fürchten scheint, sein erster Beweggrund sich ihr zu nähern, aber sie sind eine Folge seiner damahligen Jugend, und also durch diese zu entschuldigen. Vielleicht erregten später im Laufe die-

ses Strebens, Nina's Vorzüge ein wirkliches tieferes Gefühl in ihm; das aber allein, ohne das Zuthun dieser ihm zu geneigten Mutter, ihn nie so weit geführt hätte. Sein Rücktritt, zu einer Zeit wo Nina noch keineswegs an Reitzen verloren haben konnte, und vielleicht auch sein Gefühl für sie noch nicht erkaltet war, zeigt von einem Charakter, der nicht ohne moralische Kraft und gute Anlagen seyn mochte, und der gesiegt hätte, wenn man ihm den Sieg nicht zu schwer gemacht hätte; denn es war ohne Zweifel falsche Scham, was ihn hinderte, den unschönen Grund seiner ersten Bewerbung um Nina zu gestehen. Er wollte den Nimbus seltenen Edelmuthes den die Mutter ihm lieh, nicht zerstören und aufgeben, und fühlte wie es scheint auch Nina's Werth zu gut, um ganz freywillig nicht nur ihrem Besitze, sondern auch ihrer Achtung zu entsagen. Das Einzige, was also nebst dem ersten, vielleicht schon oft bereuten Anlasse, einen Schatten auf seinem Charakter werfen könnte, ist sein Streben, ihr Interesse und ihren Glauben an seinen Edelmuth, auch nach seinem Rücktritte noch zu erhalten; aber vielleicht ist er auch hier weniger sträflich als es scheint, wenn wir nähmlich annehmen, daß eine wirkliche Leidenschaft, ihm den Kampf mit dem Pflichtgefühl erschwerte, das ihn gedrängt hatte ein Band zu lösen, das durch ein Mißverhältniß (das des Alters) drückend zu werden drohete.

Nina steht jetzt auf dem Puncte, wo falsche Delicatesse sie nicht mehr hindern darf, das schon gelöste Band zu zerreißen, und ihrem Herzen zu folgen. Gewiß wird Julius es ihr nur Dank wissen, eine Sache endlich entschieden zu haben, deren Unentschiedenheit seine Tugend und Redlichkeit einem fortwährenden Kampfe aussetzte; denn es ist wohl nicht zu

zweifeln, daß Mädchen- und Muttereitelkeit schon manche unglückliche Ehe geknüpft, manchen edlen Jüngling zu einem leichtsinnigen Schritte, oder scheinbaren Betruge hingerissen hat!

Lebe wohl, Dich küßt

Deine

aufrichtige Cousine

Sophie v. S**.

Hundert zwanzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Rosa L**.

Gratz am 20. Juny 1847.

Meine liebenswürdige Freundin!

Mit recht innigem Vergnügen, las ich Ihren letzten lieben Brief, der mir die Klugheit, Wohlmeinung und das erfolgreiche Wirken Ihrer guten Schwiegermutter zeigt. Diese Frau ist wirklich ein Muster für viele Andere, und ihre rastlose Thätigkeit beschämt noch jetzt, wo sie sich den Sechzigen nähert, viele moderne, junge Frauen. Ich bedaure, daß diese mütterliche Freundin Sie so bald wieder verließ, allein Sie haben ja jetzt einen schönen Ersatz, an Ihrer eigenen Mutter; die ich mich recht herzlich freute, auf ihrer Durchreise nach Triest, ein Paar Tage zu bewirthen, und deren Ungeduld Sie wiederzusehen, so groß war, daß sie ihrem Versprechen um einige Tage vorauseilte.

Hätte ich Ihren Brief vom 25. v. M. um einige Stunden früher erhalten, so hätte ich den Inhalt desselben, und die Beantwortung Ihrer Frage „über Selbststillen“ mündlich mit ihr besprechen können, und also schnell erwiedert, während es durch meine Nachlässigkeit im Schreiben, und durch vorgekommene Hindernisse, erst heute geschieht.

Man hat Ihnen bange gemacht, um die mögliche Ausführung Ihres Wunsches, Ihr Kind selbst zu säugen, und es ist wahr, daß viele Frauen jetzt in vollem Ernste, die Erziehung ihrer Kinder mit Kuhmilch vorziehen; Allein man kann darum nicht unbedingt annehmen, daß es wirklich so besser sey; — denn wenn auch Mode und Verzärtelung Viele bewegt, etwas zu unterlassen, das ich für Mutterpflicht halte, so sehen wir doch immer Viele, und unter diesen in der neuesten Zeit, Frauen aus dem hohen Adel, die diese Mutterpflicht anerkennen. Wenn die liebenswürdige Gräfin d'A... ihre Kinder selbst säugt, wenn sie des Morgens beym Baden und Ankleiden derselben selbst gegenwärtig ist rc., so scheint sie mir als Mutter eben so musterhaft und nachahmungswerth, als die Gräfin K. es als Hausfrau ist, indem sie täglich selbst in die Küche geht, und über ihre Mägde die Oberaufsicht führt. — Ich glaube, daß man nichts aus dem Grunde unterlassen sollte, weil es auch Andere unterlassen, sondern daß man alles reiflich prüfen, und nach Ueberzeugung das Beste wählen sollte!

Es ist zwar gewiß, daß viele Frauen leider zum Säugen unfähig sind; allein ich glaube nicht, daß junge Frauen, durch die Befürchtung dieses Falles sich sollten abhalten lassen, durch die von Aerzten vorgeschriebenen, kleinen Stärkungsmittel, die Säugung vorzubereiten. Ich glaube, daß es eine

heilige Pflicht ist, unsere Kinder, wenn es nicht durch natürliche Hindernisse, oder Standes- und Lebensverhältnisse unmöglich wird, selbst zu säugen. Wie glücklich ist das Kind, dem diese von Gott und der Natur angewiesene Nahrung nicht entzogen wird; — wie sichtlich gedeiht es, — und welche Nahrung ist ihm so lieb als diese? — Es findet Nahrung, Trost, Beruhigung, selbst Stillung seiner Schmerzen am Mutterbusen. Es zeigt hinlänglich durch seine lebhafte Weigerung eine andere Nahrung anzunehmen, sobald es diese gewohnt ist, daß es nach freyer Wahl, seine liebste Nahrung sey. Das schwere Geschäft der Entwöhnung soll uns nicht abhalten, dem Kinde seine Rechte angedeihen zu lassen, und ihm zu geben was sein ist; da es nur um seinetwillen, ohne unser Zuthun in der Mutterbrust entstand.

Ich finde es lächerlich, wenn man durch die Behauptung, daß Seelenzustände und Leidenschaften, das Säugen verbiethen und schädlich machen, uns davon abhalten will. Ich glaube, daß die Muttermilch, dem neugebornen Kinde noch immer die natürlichste Nahrung bleibt, auch wenn wir nicht mehr im Naturzustande sind. Jede andere Nahrung ist in meinen Augen ein unvollkommener Behelf, der jenen Müttern und Kindern genügen muß, denen die Natur die eigentliche Ernährungsart versagt hat. Wie viel man auch über die, durch die Cultur allmählich herbeygeführte Veränderung der menschlichen Natur sagen mag, so ist doch das Eine gewiß, daß wir noch immer unsere Kinder selbst gebären. Wenn nun das Kind bis zu seiner Geburt, seine ganze Nahrung aus dem mütterlichen Schooße zog, und sich also aus den Säften einer Mutter bildete, die nicht mehr im Naturstande lebte,

wie können wir glauben, es werde die Milch dieser cultivirten Mutter ihm nicht natürlich genug seyn, die recht eigentlich ihm angemessen seyn muß, weil sie aus denselben Säften sich erzeugt, denen es seine bisherige Existenz und Nahrung dankt!

Glauben Sie mir, meine theure L**, es sind nur Scheingründe, die man dagegen erheben kann; es ist Bequemlichkeit oder irrige Ansicht, was so viele Mütter bewegt, sich von dieser schönen Mutterpflicht loszusagen, und vielleicht würden viele Mütter, ihre Kinder auch von Ammen oder gar von Kühen gebären lassen, wenn ein solcher Mißgriff denkbar wäre.

Allein betrachten wir nun auch die aufgestellte Behauptung, daß unser verfeinerter Zustand eine größere Beweglichkeit des Gemüthes und eine erhöhete Reitzbarkeit und Leidenschaftlichkeit zur Folge habe, so werden wir wohl nicht läugnen können, daß manches uns afficirt und bewegt, was unsere im Naturstande lebenden Stammmütter nicht kannten; allein wir werden auch gestehen müßen, daß wir, in so fern Ruhe des Gemüthes, und Vermeidung heftiger Affecte, durch das Säugungsgeschäft bedingt sind, — jetzt, — im gebildeten Zustande, noch geeigneter dazu wären, als im Naturstande wo alle Leidenschaften, Begierden und Gemüthsbewegungen mit tobender Heftigkeit ausbrachen. Oder wollen wir glauben, unsere Stammältern seyen ruhig und leidenschaftlos gewesen? — so wird ein einziger Rückblick auf die Charaktere der ersten Menschen uns überzeugen, daß Eva schon im Stande der Unschuld und Vollkommenheit, neugierig und leichtgläubig in sehr hohem Grade war, und daß

ihr Sohn Kain der seinen Bruder erschlug, neidisch, zornmüthig und rachsüchtig seyn mußte!

Können wir also noch glauben, daß der Mensch bestimmt sey, von einem ganz ruhigen, leidenschaft- und vernunftlosen Geschöpfe, seine erste Nahrung zu erhalten? — Könnten wir, wenn es uns wahrscheinlich ist, daß der Charakter der Säugenden, auf den des Säuglings Einfluß habe, unserm Kinde die Gemüthsstimmung und den Charakter einer Fremden, oder wohl gar einer vernunftlosen Kuh wünschen? — Ist nicht im Gegentheile die Bemerkung, daß die erste Nahrung des Kindes, die Milch, auf den Charakter desselben wirken könne, eine Aufforderung mehr, unser Kind selbst zu säugen? Fordert nicht endlich die Erfahrung, daß heftige Gemüthsbewegungen dem Kinde körperliche Schmerzen verursachen, und seiner Gesundheit schaden können, uns gleichfalls dazu auf? — Wird eine Fremde, die unser Kind säugt, mit mütterlicher Sorge, allen Zorn und alle Reitzbarkeit unterdrücken? Oder läßt sich dieß bey der Ernährung mit Kuhmilch vermeiden? — Macht nicht diese dieselbe Wirkung, wenn die Kuh gereitzt wird, wenn sie stößig und schlimm ist, oder thierische Instincte in ihr sich regen? — Bringt nicht jede Veränderung der Nahrung, auch eine Veränderung der Milch im Allgemeinen, und also auch der Milch dieses Thieres hervor? — Wenn sie saures Heu, wenn sie Rübenkraut oder Rebenblätter bekömmt, muß nicht unser Kind schmerzlich durch diese Veränderung oder Unzweckmäßigkeit der Nahrung des Thieres leiden? Und ist nicht überhaupt auch das schon übel, wenn die Kuh altmelkend ist, das heißt, wenn sie lange nicht gekälbert hat, und also die Milch schwerer und fetter ist?

Glauben Sie mir, liebe Freundin, Ihr Herz fordert Sie nicht vergebens auf, Ihr Kind selbst zu säugen, denn dieß ist im eigentlichsten Sinne Mutterpflicht! Aber freylich müssen wir, um diese recht zu erfülleu, auch mit Muttertreue über uns wachen. Wir müssen heftige Bewegungen vermeiden und unterdrücken, und dieß wird uns um so leichter seyn, wenn wir uns früh an Selbstbeherrschung gewöhnt haben. Wir werden mit Sorgfalt unsere Nahrung wählen, um nicht dem Kinde Schmerz zu verursachen. Wir werden uns vor blähenden Gemüsen, und andern blähenden Speisen sorgfältig hüthen, alles Saure so viel möglich vermeiden, und keine erhitzenden Getränke, (auch starken Kaffeh nicht) nehmen; dagegen leichte Fleisch- Mehl- und Milchspeisen genießen. Dieß wird uns zugleich in den Stand setzen, das Befinden des Kindes, nicht nur auf das genaueste zu beobachten, sondern auch zu leiten. Ein bey demselben eintretendes Abweichen, wird uns veranlassen Reis zu genießen, — Zimmet als Gewürz anzuwenden, im Nothfalle etwas gekochte Chocolade zu nehmen. Einer Verstopfung werden wir begegnen, wenn wir Spinat oder Obstspeisen, einer bey den ersten Zahnbeschwerden eintretenden Hitze, wenn wir Mandelmich, Limonade ꝛc. zu uns nehmen. Dagegen werden wir bey Kälte oder Magenschwäche, durch etwas Chaudeau oder schwarzen Kaffeh, im Nothfalle selbst durch erwärmende Tropfen leicht abhelfen können, ohne dem zarten Kinde selbst, irgend ein Medicament reichen zu müssen, und werden sicher seyn, in einigen Stunden schon, die gewünschte Wirkung auf das Befinden unsers Kindes zu bemerken.

Freylich erfordert also das Selbstsäugen mehr, als die bey der Ernährung mit Kuhmilch nöthige Achtsamkeit und Sorgfalt, es erheischt Entsagung, Entbehrung, sogar Aufopferung mancher Art; aber es ist ja Muttergefühl, das uns dazu bewegt und uns jedes kleine Opfer noch erleichtert; es ist das Gedeihen unsers Säuglings, das uns dafür lohnt! Eine Mutter die ihr Kind nicht säugt, hat nicht den ganzen Schmerz des Mutterstandes, doch wahrlich auch nicht alles Mutterglück empfunden. Um diese Freude sind die Großen ärmer, die Standeshoheit hindern muß zu thun, was ihr Gefühl als süße Pflicht erkennt!

Ich eile zum Schluß. Indem ich Ihre gute Mutter herzlich grüße, bin ich mit warmer Freundschaft

Ihre

theilnehmende

Sophie v. S**.

Hundert ein und zwanzigster Brief.

Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**.

*bey Salzburg am 2. July 1847.

Theuerste Freundin!

Mit angenehmer Ueberraschung ersah ich aus Ihrem letzten Schreiben, daß Sie auf's neue Mutter geworden, und nun auch Mutter einer Tochter sind. Wahrlich es wäre Verlust an der Menschheit gewesen, wenn sie nicht eine Tochter hätten erziehen sollen! denn welch eine Tochter werden Sie

der Welt geben! Meine Mutter hat mir aufgetragen, Ihnen auch ihren Glückwunsch zu melden, und ich thue es, indem ich damit den meinigen verbinde.

Wie sehr auch Ihre zärtliche Theilnahme, meine theure S**, dazu dienen könnte, mein Glück zu erhöhen, so vermag sie doch das Verhängniß nicht zu bannen, das gewaltsam über mich hereinbricht. Ich bin nicht zum Glück geboren, und wäre es möglich, daß ich mir wünschen könnte, den Grafen nie gesehen zu haben, so würde ich es mir wünschen. Eine Reihe unangenehmer Ereignisse liegt vor mir, ich fühle ihren Druck, denn sie begannen schon loszubrechen, und sich über mein Leben, meine Liebe zu ergießen! Sey es doch, ich habe Muth allen Stürmen zu trotzen, und Alles, — nur den Verlust seiner Liebe nicht zu ertragen! Was ist Hoffnungslosigkeit? — Kann man uns hindern uns zu lieben, wenn man auch unsere Verbindung hindern kann? Ist nicht das Gefühl stärker als alle Hindernisse, und kann das Bewußtseyn gegenseitiger Liebe uns nicht dennoch beglücken, wenn auch das höchste Glück der Liebe, die Vereinigung durch ein unzertrennliches Band uns nicht wird?! —

Wie ich es fürchtete, so war es; schon vor der Hälfte des Juny, kam von Rudolfs Mutter eine Antwort, in der sie ihn erinnerte, daß nur eine junge Dame vom höchsten und reinsten Adel, seine Gemahlin werden könne; und ihn aufforderte, ihr ein Geschlechtsregister von den Ahnen seiner Geliebten zu schicken, da sie nicht früher, als nach reiflicher Prüfung desselben, ihre Meinung äußern, und im thunlichen Falle, ihre Zustimmung geben könne. Sie sprach in diesem Schreiben, das er nur auf meine dringende Bitte mir zeigte, ihr Bedauern über seine Wahl aus; die wenn sie auch

allen Standesrücksichten entspreche, schon darum sie unangenehm berühre, weil sie die Hoffnung gehegt habe, ihn mit einem Fräulein aus sehr hoher Familie, das mit ihr in Verwandtschaft stehe, verbunden zu sehen.

Sie sehen also, theuerste Freundin, daß unsere Hoffnungen sehr gesunken sind. Es ist nicht möglich, daß eine Familie wie die Meinige, einer so stolzen Frau genügen kann. Ich sehe nur mit Zittern den Wirkungen und der Erwiederung, von Eugens zweitem Schreiben entgegen, das er vor zwey Tagen absendete, und in dem er ihr die gewünschte Auskunft ertheilt. Wenn auch eine lange Reihe meiner Ahnen, eine Kette von standesmäßigen Verbindungen both, wird ihr das genügen? wird nicht meine gute Mutter in ihren Augen ein unüberwindliches Hinderniß werden, jemahls ihre Einwilligung zu geben? Ach, meine Theuerste, je mehr ich alles bedenke, desto gewisser wird es mir, daß ich die Seinige nicht werden kann, nicht werden darf! — Allein meine Mutter, diese Mutter über deren Kälte ich sonst vielleicht klagen konnte, ist jetzt nicht nur sehr zärtlich gegen mich, sondern so niedergeschlagen, daß es meine Pflicht ist, sie so viel möglich aufzuheitern. Ihr Wunsch mich mit dem Grafen verbunden zu sehen, ist so lebhaft, daß sie sich unaufhörlich in Entwürfen erschöpft, diese Verbindung zu Stande zu bringen; — sie hofft noch immer, meine Hoffnung — ist dahin! — aber nicht meine Liebe!

Ich durchlas jetzt Ihren Brief noch ein Mahl; — wie schön ist, was Sie von der Liebe schreiben. Welch' eine edle Liebe ist es, die Sie schildern; und welch' ein schönes, neidenswerthes Glück! Ein Glück, an dem kein Vorwurf seine giftigen Zähne übt; — das Reue nicht benagt,

und Scham nicht mahnend stört. Das Glück der edelsten, der reinsten Liebe! Doch ist die Liebe immer auch so schön? Weht nicht ihr Odem über gift'ge Blüthen, so gut, als er in Rosenbüsche haucht? Ja meine Freundin, mit zagendem, beschämenden Gefühl, sag' ich mir daß es wirklich Liebe ist, was ich dem Grafen widme. Was ist die Liebe? — wohin führt sie uns, wenn wir nicht mehr als Menschen, — Christen sind! — Führt nicht ihr Pfad so Viele zum Verderben? Steht nicht Ein Beyspiel mir so nah' vor Augen, wie Liebe, — ohne Tugend niederzieht?!

Ja, so ist es, — eine traurige Erfahrung, im Kreise meiner Jugendfreundinen, hat mir der Liebe Schattenbild gezeigt! Ich kam vor ungefähr vier Wochen, mit meiner Mutter in die Stadt, um mehrere Visiten dort zu machen, besonders Eine, bey den Aeltern jenes Mädchens, von der ich Ihnen schrieb, daß sie der unadelichen Geburt ihrer Mutter sich schämte, und daß ihr Hochmuth sich in Bildern künftiger Größe erging. Eben dieß Mädchen ist Braut; und die Aufmerksamkeit mit der ihre Aeltern, uns von der bevorstehenden Verbindung ihrer Tochter benachrichtigt hatten, war es, die unsern Besuch zur Folge hatte. Mit frohem Herzen wollte ich sie begrüßen, ihr Glück wünschend in die Arme fliegen; — und mußte erröthend ihr die Hand reichen. Dieß Mädchen ist Braut, — aber sie scheint — Gattin zu seyn. — Und sie, — sie erröthete kaum mehr, als sie mich sah, das zarteste Schamgefühl scheint in ihr schon erstickt, — oder glaubt sie ihre Schande verbergen zu können? — O nein, sie scheint es nicht einmahl zu wollen, denn sie spricht von den Beschwerlichkeiten des Ehestandes wie eine Ehefrau, und fügt halb scherzend hinzu: Allein so

sind wir Mädchen; wir wissen das vorher, und entschließen uns dennoch zu heirathen; — aber freylich, was sollen wir machen, wenn wir uns ein Mahl verliebt haben?

O, meine Freundin! ist das Liebe? Kann Liebe, wahre Liebe, den Weg der Tugend verlassen? — Doch nein, sie ist ja ein Beweggrund mehr uns zur Tugend zu wenden, sie veredeltt uns ja, wenn es edle Liebe ist! Aber jenes Mädchen konnte nicht lieben; unbezähmt in allen ihren Leidenschaften, nicht gewohnt sich selbst zu besiegen und zu beherrschen, ward sie das Opfer einer Leidenschaft, die sie mit dem Nahmen Liebe belegt. Ist nicht ein solches Mädchen weit sträflicher noch, als die leider so große Zahl unsittlicher Mädchen, aus der niedern Volksklasse. Muß nicht ihre Bildung oder schon die Möglichkeit dieser Bildung, ihre Schuld unendlich vergrößern? — Woher sollen wir den Muth nehmen, eine unsittliche Bauernmagd zu verdammen, wenn wir in den gebildeten Ständen, solche beschämende Erfahrungen machen?

Wir kamen an diesem Tage in mehrere Häuser; überall war ohne unser Zuthun, die Schande dieses Mädchens das Gespräch des Tages. Man fügte noch hinzu, daß sie selbst, — noch ehe sie von ihrem jetzigen Bräutigam gesucht worden war, den Vorsatz geäußert habe, ihn in ihre Fesseln zu schlagen, und koste es, was es wolle. Ihr war seine Kälte gegen sie ein Anlaß, alle Künste der Koketterie in Bewegung zu setzen, und es gelang ihr ihn zu fesseln, — um den theuern Preis ihrer Unschuld! Freylich hätte sie um diesen Preis die Liebe eines edlen Mannes nicht gewinnen können; sie hätte ja im Gegentheile seine Verachtung auf sich gezogen. Allein sie liebte ja auch nicht den edlen Mann;

es war ja nicht Liebe, was sie in seine Arme geführt hatte, es war ja nur der Triumph seine Kälte zu besiegen, und es galt ihr wenig daß sie vorher wußte: Er sey ein Mensch ohne Grundsätze und Moralität! — Mit welchem Gefühl, mit welchen Erwartungen kann ein solches Geschöpf in den Ehestand treten? — Kann sie ohne Erröthen, ohne Beschämung, den Blicken eines Gatten begegnen, der ihre Schwäche kennt, ihre Charakterlosigkeit erprobt hat? — Muß sie nicht immer und überall ihrer Wahl sich schämen? und noch mehr des Umstandes, daß sie gezwungen war, diese Wahl zu thun; — ja, daß im Gegentheile, nur das Ansehen und die Stellung ihres Vaters; und die, den Charakter eines Mannes wohl nicht ehrende Eitelkeit, von einem angesehenen Mädchen so geliebt zu werden, ihren Bräutigam zu dem Entschluße bewog, wirklich um sie zu werben?!

Kann eine solche Verbindung Glück versprechen, oder bringen? — Nein, unmöglich, und es darf auch nicht seyn, denn wo hätte die Tugend ihren Lohn, wenn er nicht im Bewußtseyn läge? — Mich hat dieß Ereigniß, obgleich es nicht das einzige seiner Art ist, unsanft ergriffen; ja es hat ein Gefühl der Empörung in mir geweckt, das ich vergebens zu bemeistern strebe. Gewiß haben Sie, meine Freundin, schon irgend etwas über diesen Gegenstand gedacht, oder meine Mittheilung und Aufforderung, veranlaßt Sie darüber nachzudenken: Wo diese Sittenlosigkeit, die selbst in den höhern Ständen sich nicht bannen läßt, in den gemeinen Klassen aber immer mehr überhand nimmt, und allgemein wird, — sich gründet?

Mit dem, was Sie in Ihrem letzten Schreiben noch über Schriftstellerinen sagen, bin ich ganz zufrieden; ich gebe zu, daß es nicht die Pflicht einer Dichterin seyn kann, ihre Gedichte zu veröffentlichen, aber ich bin fest überzeugt, daß unser Streben öffentlich werden muß, wenn es nützlich werden kann!

In diesem Falle dürfen gewöhnliche Hindernisse uns nicht abhalten; ja selbst über die Furcht, von einem Theile des Publicums bekrittelt zu werden, muß der schöne Gedanke uns erheben, einem andern Theile zu nützen! — O denken Sie doch, und gewiß Sie werden das lebhaft empfinden, daß es ein selig lohnender Gedanke seyn muß; — Einem, — wenn auch nur einem verirrten Wesen, den rechten Weg gezeigt; es auf die Bahn der Tugend und des Rechtes geführt zu haben! — Welch' einen großen Wirkungskreis hätten Sie aber vor sich, wenn Sie über den von Ihnen erwähnten Gegenstand schreiben, in einem so ausgedehnten Felde arbeiten wollten! — Wahrlich, Sie würden dann nicht nur viele Irrende zurecht weisen, sondern auch viele Irrungen verhindern. Ich weiß in welchem ausgebreiteten Sinne, Sie den weiblichen Beruf auffassen, welche Vielseitigkeit könnten Sie einem solchen Werke daher geben, um es nutzbringend zu machen. — Ich beneide Sie, indem ich daran denke; denn es ist noch sehr ungewiß, ob und welch' ein Wirkungskreis, mir jemahls offen stehen wird.

Ich sehe Ihrem nächsten Schreiben mit Verlangen entgegen, weil ich darin die Antwort auf meine Frage zu finden hoffe; dieß wird mich zerstreuen, und ich hasche jetzt wie ein Kind nach Zerstreuung, um nicht einer Liebe gedenken zu

müssen, die mein Unglück ist, und der ich dennoch nicht entsagen kann!

Leben Sie wohl, meine S**, mit der zärtlichsten Freundschaft

Ihre

schmerzlichbewegte

Louise v. Seeheim.

Hundert zwey und zwanzigster Brief.

Frau Hauptmannin Kolmar an Frau v. S**.

Triest am 7. July 1847.

Theuerste Freundin!

Sie werden staunen über mein langes Stillschweigen; da ich bey meinem Abschiede von Ihnen, nicht nur willens war, sondern auch gegen Sie äußerte, daß ich sehr bald schreiben würde. Allein so geht es mit menschlichen Beschlüssen; — jede kleine Einwirkung von Außen ist im Stande sie zu ändern. Dieß erfuhr ich in den letzten Wochen.

In den ersten Tagen meines Hierseyns, war das Wiedersehen meiner Tochter mir zu neu und zu nahe, als daß ich mich von ihr hätte trennen wollen, um Ihnen zu schreiben. Ich mußte ja auch erst alles sehen, und mich von allem überzeugen, um Ihnen einen recht ausführlichen Brief schreiben, und Sie mit der glücklichen Lage meiner geliebten Tochter recht vertraut machen zu können. Nach acht oder zehn Tagen entschloß ich

mich zu schreiben; aber ich schrieb nicht auf Ein Mahl, denn ich schrieb Ihnen viel. Ich entwarf Ihnen eine ausführliche Beschreibung von der Lebensweise meiner Kinder! ich beschrieb selbst die Wohnung, das Enmöblement, die Livree der Bedienten, den Lohn und die Bestimmung der Mägde; die Equipage und die Farbe der Pferde; — denn in jeder dieser Einzelnheiten und Kleinigkeiten fand ich einen neuen Beleg für das Glück meiner Tochter. Ich ward kindisch in dem Gefühl dieses Glückes, das ich mir so glänzend nicht gedacht hatte; und wollte diese kindische Freude, Ihnen als meiner nächsten Freundin mittheilen. Aber schon einige Tage später, ward dieser Traum von ungetrübter, irdischer Glückseligkeit einigermassen gestört, und ich verschob die Aufgabe meines Briefes, die ich später ganz unterließ.

Mein Gott, ich habe kaum Worte, um Ihnen mein Mitleid mit der armen Rosa zu schildern Aber Sie haben ja ein fühlendes Herz; — ich will alles in zwey Worte fassen, und Sie werden mich verstehen. Ach, hätte ich das ahnen können; ich hätte nicht so übereilt meine Einwilligung zu einer Verbindung gegeben, die ich nur billigte, weil ich Rosa's Glück dadurch zu gründen glaubte, und weil ich mich durch seine dringende Bewerbung, und seine Liebe zu Rosa bethören ließ. Wie oft habe ich schon diese Uebereilung bereut, und könnt' ich Rosa's Freyheit zurückerkaufen, — mein halbes Vermögen wollte ich darum geben! — Sie werden es schon errathen haben, meine Sophie, — was mir das Herz schwer belastet; — sie lieben sich nicht, wenigstens Rosa liebt ihn nicht! — Das arme, junge Weib läßt sich zwar nichts merken, und ich selbst schweige sogar, da ich Alles thun will, um das gute Einvernehmen der jungen Leute zu erhalten und

zu befördern, so lange es möglich seyn wird. Ich bin nicht wie andere Schwiegermütter, die den Ehefrieden ihrer Kinder, wohl gar auf jede mögliche Weise zu stören suchen; mein Gott, was sollte ich auch, muß nicht eine Erklärung die Sache noch schlimmer machen!? Ja, wenn ich dadurch ihre Freyheit erkaufen könnte; dann würde ich noch heute meinen Mund aufthun und sagen: Kinder trennt Euch; — der Blick einer Mutter ist scharf und läßt sich nicht täuschen; — lieber jetzt, als in einigen Jahren mit Aufsehen; lieber jetzt, wo das erste Kind noch nicht geboren ist, als später, wenn mehrere da sind, und der Scandal nur größer wird. Hören Sie, um selbst zu urtheilen, meine einzige Freundin und Vertraute, und ich bin gewiß, Sie werden mich bedauern.

Wir speisen natürlich an einem Tische, und frühstücken auch miteinander, denn es käme mir sonderbar vor, wenn ich, als Mutter, mich nicht zur Familie rechnen, und wie sie mir wohl Beyde angetragen haben, in meinem Zimmer frühstücken wollte. Bin ich einmahl alt und krank, oder grämlich, dann will ich in Gottes Nahmen allein frühstücken, und mich bedienen lassen. Eines Morgens schien mir nun die Miene Emil's verdrießlich; aber er küßte mir doch beym Fortgehen mit der gewöhnlichen Artigkeit die Hand, und ich merkte also nicht weiter darauf. Allein Vormittags zu einer ungewöhnlichen Stunde (ich war eben mit der Toilette beschäftigt, und also in meinem Zimmer) merkte ich, daß er wieder kam.

Ich vermuthete deßhalb nichts Schlimmes, und beeilte mich nur, fertig zu werden, um zu hören was es gäbe; kam aber doch schon zu spät, um ihn noch bey Rosa anzutreffen; denn als ich über den Vorsaal, gegen ihr Zimmer kam, trat

er schon wieder heraus, grüßte mich im Vorbeygehen ganz zerstreut, und eben nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit, und eilte ohne sich aufzuhalten fort. — Ich bemerkte gleich, daß seine Miene noch immer verdrießlich war; erwartete also nichts Gutes, und trat rasch in ihr Zimmer, wo ich die Aermste — in Thränen fand. Sie können denken, daß ich nach der Ursache fragte; allein sie suchte schnell ihre Thränen zu verbergen, und eine heitere Stimmung anzunehmen. Freylich ein fremder Blick ließe sich täuschen, aber der Blick einer Mutter nicht! Ich that jedoch als merkte ich nichts, und drang auch nicht einmahl darauf, daß sie mir sagen sollte, was vorgefallen sey, da sie mir ausweichend antwortete: Es sey nichts von Bedeutung. — Nichts von Bedeutung? — ich kenne das schon! — was man einer liebenden Mutter verschweigt, das muß sehr bedeutend, es muß entweder ein sehr großes Unrecht, oder ein sehr großes Unglück seyn!

Daß das Erstere bey Rosa nicht der Fall ist, weiß ich gewiß; daß das Letztere nicht auf Aeußerlichkeiten sich erstrecken kann, schließe ich aus dem wie es scheint, guten Vernehmen, und sorglosen Wesen der jungen Leute, nach dieser Scene; es muß also ein verschwiegenes, ein innerliches Unglück seyn; das heißt: Sie liebt ihn nicht! — was wird es gewesen seyn? — gescholten wird er sie haben; — ist vielleicht heftig geworden, wie es wohl bey seinem Temperamente möglich ist, und sie kränkt sich darüber. Ein geliebter Mann bringt seine Frau nicht so leicht zu Thränen! Eine liebende Frau verzeiht ihrem Manne eine kleine Heftigkeit, und setzt sich darüber hinaus; aber Rosa, das arme Kind, fühlt sich unglücklich! — Ich merke überhaupt, ein etwas gespanntes Wesen von seiner Seite; und obgleich er sehr zärtlich ist, doch

keine rechte Aufmerksamkeit gegen ihren Zustand, der doch alle Rücksicht erheischt, und nun von ihrer Seite; — heimliche Thränen!

Mir weichen sie aus; sprechen wenig mit einander, und von einer so großen Zärtlichkeit als ich sie mir vorstellte, ist eben auch nicht die Rede; denn daß ein junger Ehemann, wenn er fortgeht, seine Frau küßt, oder ihr die Hand küßt, versteht sich doch von selbst. — Ich glaube, daß meine arme Tochter mit diesem L** unmöglich glücklich seyn kann; er hat kein zartes Gefühl; — ich sehe es ja wie er gegen mich ist, wohl artig und aufmerksam, aber von der Dankbarkeit, die er mir schuldig ist, merke ich wenig. Es ist keine rechte Rücksicht auf mich; — und wahrhaftig ich ginge wieder fort, so schwer ist mir das Herz, wenn ich nicht einsähe, daß ich dem armen Kinde nöthig, und noch der einzige Trost bin; denn was würde erst geschehen, wenn sie in die Wochen kommt, und wenn ich nicht da wäre.

Da plagt sich nun das arme Kind, geht selbst in die Küche, gibt vor, und geht nachsehen; lauter Arbeiten die sie nie kannte. Nein, das leide ich nicht; und bey alledem ist sie, wenn auch die Uebelkeiten jetzt nachlassen, in einem Zustande der immer beschwerlicher wird, und wo sie sich lieber schonen sollte. Ich habe ihr schon oft angetragen, an ihrer Statt in die Küche zu gehen, und es auch gegen ihren Willen doch gethan; aber sie lehnt es ab, und will selbst gehen. Aus Neigung thut sie das wohl nicht, soviel ist gewiß; denn sie hatte nie eine Neigung für die Küche; aber ich glaube er will es haben, und da muß sie wohl, um nicht den ewigen Verdruß zu haben, in die Küche gehen, wenn es auch nicht viel nützt; denn natürlich sie versteht ja

nichts, und es ist auch wirklich nicht nothwendig, da sie eine sehr gute Köchin hat, und überdieß, wenn ich da bin. Das arme Kind hat natürlich kein rechtes Maß, und es geschah ihr schon öfter, wenn sie nach dem Kochbuch etwas vorgibt, oder gar selbst etwas kocht, daß sie zu viel oder zu wenig traf, weil sie ihren Kopf aufsetzte, mich nicht zu fragen. Ich sagte ihr auch jedesmahl: „Siehst Du das kommt davon, wenn das Ey klüger seyn will als die Henne.“ Das sieht sie auch wohl ein, thut es aber doch wieder. Emil aber, so heickel er übrigens ist, sagt ja kein Wort dazu; er lächelt höchstens; lobt sie aber für ihren Fleiß und Eifer, anstatt ihr zu sagen: Du hast es nicht nöthig, liebe Rosa, Dich selbst zu plagen, wofür hast Du denn die Köchin?

Auch mit dem Besuchen und Gesellschaften gehen scheint sie keine rechte Freyheit zu haben, und es scheint mir beynahe, als ob sie ihn jedesmahl erst um Erlaubniß bitten müßte, da oder dorthin mitgehen zu dürfen. So kam vor ein paar Tagen eine Einladung zu einer Abendgesellschaft, in einem Hause wo wir schon einmahl seit meinem Hierseyn geladen waren, und wo ich mich nicht übel unterhalten hatte; denn es waren doch auch Leute vom Stande da, an die man sich anschließen konnte, und nicht l a u t e r K a u f l e u t e. Mir war es daher recht angenehm von dieser Einladung zu hören, die auf gestern lautete, und von der ich recht gut bemerken konnte, daß sie auch meiner Tochter lieb war.

Ich erwähnte nun gestern beym Frühstück davon, und fragte Rosa, wie sie sich kleiden werde? — „Ich dachte Du werdest nicht gehen?“ sagte L** und sah sie bedeutend an. — „Freylich nicht, erwiederte sie etwas verlegen, ich vergaß nur es Ihnen zu sagen, liebe Mama.“ — „Aber warum denn

nicht?“ fragte ich erstaunt, und ich kann nicht läugnen, daß es mich etwas verdroß; denn natürlich mit Emil allein zu gehen fällt mir nicht ein, und ich kam also durch diesen Beschluß, denn sie ohne mich zu fragen gefaßt hatten, auch um diese Unterhaltung. — Aber ich bekam keine genügende Antwort. Es könne dießmahl nicht seyn, ihr sey nicht ganz wohl, auch habe sie dieß oder jenes zu thun u. s. w. Ich merkte wohl, daß das nur Ausflüchte waren, aber ich schwieg. Gott bewahre mich, daß ich einen Verdruß herbeyführen sollte! obgleich ich ihr hätte sagen können: Sey nicht gar so unterthänig, und laß Dir nicht ein erlaubtes Vergnügen um nichts und wieder nichts verbiethen!

Sie sehen daher, meine Freundin, daß mein Aufenthalt hier nicht so angenehm ist, als ich es hoffte. Das einzige Angenehme was ich habe, ist, daß ich meine Tochter sehen und ihr zur Hand seyn kann. Da wird sie nun von alt und jung beneidet die arme Frau, und ist im Grunde doch nur die Sclavin ihres Mannes, dem sie doch ein schönes Vermögen zubringt.

Leben Sie wohl, theure Freundin, mit schwerem Herzen zeichne ich mich,

Ihre

treue Freundin

Amalie Kolmar.

Hundert drey und zwanzigster Brief.

Julie Western an Frau v. S**.

Wien, 13. July 1847.

Beste Cousine!

Nina ist Braut, und gestern war ihre Verlobung mit Reinburg. Er hat die juridische Lehrkanzel die er suchte, erhalten, und muß schon zu Anfange September am Orte seiner Bestimmung seyn. Natürlich wird die Hochzeit früher seyn, und er seine junge Frau gleich mitnehmen. Das gute Mädchen ist vollkommen glücklich, und ich gönne ihr das Glück von Herzen.

Sonderbar, alles heirathet und baut sich Nestchen, — ach! nur ich nicht! — Halt, das war wohl gar etwas seufzerähnliches, und es könnte scheinen als ob mein Vorsatz mich gereue. — So weit sind wir indessen noch nicht; er steht fest und unerschüttert, da er durch Nina's Geschichte und Deinen letzten Brief, wieder eine Stütze mehr erhalten hat. Nina hat jahrelang, durch Zweifel und durch das Gefühl eigener Mißbilligung gelitten, und daß sie noch eben gerettet ward, ist ein Zufall, weil sie noch eben sich verliebte, ehe sie vollends verblühete; und dadurch den Muth erhielt, sich loszusagen. Bey hundert andern ist das nicht der Fall; und sie sehnen und kränken sich zu Tode, ohne selbst recht zu wissen, warum!

Du erinnerst Dich doch der armen Charlotte Kems, die schon als Du Braut wurdest, ein sechsjähriges Verhältniß, mit dem jungen Manne hatte, der als Koststudent mit 18 Jahren in ihr Haus gekommen war, und die Dir mit einem so sehnsüchtigen Seufzer Glück wünschte? — Er war damahls kurz vorher Doktor der Rechte geworden; bald darauf trat er mit einem Advokaten in Verbindung, bey dem er arbeitete, und dessen Tochter er, wie man sagte, die Cour machte. Genug um der armen Charlotte bange zu machen, obwohl er sie immer versicherte, eine kleine Auszeichnung fordre schon die Lebensart, und übrigens sey das Mädchen ihr so ähnlich, daß sie ihm unmöglich ganz gleichgültig seyn könne.

Indessen heirathete die Tochter des Advokaten, und Charlotte glaubte wieder ruhiger seyn zu dürfen, und ihrem Ziele ziemlich nahe zu seyn, als im Jahre 1844 ihr Geliebter in seinen Rechtsgeschäften bereits so fest und gut stand, daß er heirathen konnte. Allein jetzt wurden seine Besuche seltener, und es kam ihnen zu Ohren, er stehe auf Freyersfüßen. Aber das war noch nicht genug, er blieb nicht etwa ganz aus; nein, er führte ihnen bald darnach ohne Umstände seine Frau auf, und kommt nach wie vor, mit oder ohne seine Frau in's Haus; dutzt sich mit dem Mädchen und ihren Brüdern, wie man es ihm unvorsichtiger Weise gestattet hatte; (indem man, obwohl er sich nie erklärte, an seinen Absichten auf Charlotten nicht gezweifelt hatte,) und faselt von unveränderlicher Freundschaft, während das arme Kind dahin siecht, und ihren Schmerz und ihre getäuschten Lebenshoffnungen in sich verschließt. Und doch steht, wie Du weißt, Charlottens Vater in Ansehen, und sie hat ein, wenn auch nicht großes, aber doch nicht ganz unbedeutendes Vermögen zu

erwarten! Was sollen also arme Mädchen thun? — Das ist nun so eine Geschichte zur Bestätigung Deines letzten Schreibens, das mir sehr zu Herzen ging, und das ich gern allen Mädchen, die im Begriffe stehen ungewisse Verhältnisse zu knüpfen, und allen Müttern die nicht dagegen sind, vorlesen möchte. Charlottens Geliebter ist in meinen Augen noch sträflicher, als Julius, für den Du doch eine Entschuldigung fandest, die vielleicht nicht ganz unrichtig ist; denn er soll über Nina's Verlobung zwar sehr bestürzt gewesen seyn, aber ihr doch mit aufrichtiger Rührung dazu Glück gewünscht haben.

So viel ist gewiß, daß, wenn ich je heirathen sollte, ich mich doch nie entschließen werde, ein sogenanntes Verhältniß zu knüpfen, bey denen nie etwas Gutes herauskommt; denn wenn sie auch im besten Fall sich realisiren und noch ziemlich glückliche Ehen zur Folge haben, so haben sie schon das Eine abschreckend Mißständige, daß die ganze lange Dauer dieser Verhältnisse, die der Himmel zu unserer Qual geschaffen hat, eine Kette von Sorgen und Ungewißheit für das Mädchen ist, (denn die Männer nehmen sich dergleichen nicht zu Herzen,) und daß durch die Länge der Bekanntschaft und des Umganges, gewöhnlich schon vor der Hochzeit, auch in einem ganz tugendhaften Verhältnisse, das Zarte, Ueberirdische und Feurige verloren geht. Denn ein feuriger Liebhaber taugt wohl wahrhaftig nicht zu einem Verhältnisse, das sich so sehr in die Länge zieht! Auch müßte der Mann, der mir gefiele, kein Jüngling mehr seyn; denn die Lust auf einen jungen Mann, wenn ich sie je gehabt hätte, würde Dein letztes Schreiben mir benommen haben. Am allerwenigsten aber dürfte er schön seyn, denn es gibt nichts Abgeschmackteres,

als einen schönen Mann, besonders da sie gewöhnlich unsäglich eitel sind.

Ich selbst bin keineswegs schön, aber Gott sey Dank, auch nicht eitel; ich ärgere mich immer, wenn ich jemanden im Scherz oder Ernst von meiner Schönheit sprechen höre, denn ich habe zu viel Kunstsinn, und verstehe zu viel von der Zeichnung, um einen Kopf wie den meinigen, schön zu finden. Ich wüßte aber auch nicht, daß ich mir jemahls gewünscht hätte schön zu seyn, denn ich glaube nicht, daß es eben ein großes Glück ist. Ich kann schon die Benennung nicht leiden: „Das schöne Geschlecht,“ mit der man uns zu bezeichnen pflegt, aber einen Liebhaber der mich schön nennete, würde ich schon deßhalb nicht leiden können, weil ich sähe, daß er ein Mensch ohne Geschmack und Kunstsinn ist.

Ich bin nur froh, daß Nina den klugen Streich machte, sich in allem Ernste zu verlieben, um ihrem unsichern, unpassenden Verhältnisse ein Ende zu machen.

Lebe wohl, Dich küßt tausendmahl

Deine

Cousine

Julie Western.

Hundert vier und zwanzigster Brief.

Frau Rosa L** an Frau von S**.

Triest am 16. July 1847.

Meine theure, verehrte Freundin!

Erst jetzt komme ich dazu, Ihren schönen Brief zu beantworten, und Ihnen für Ihren wahrhaft freundschaftlichen, und meinem Gefühle ganz angemessenen Rath zu danken. Sie haben mich so sehr überzeugt, daß es meine Pflicht ist, mein Kind selbst zu säugen, daß ich meines Mannes Beystimmung und Erlaubniß durch alle möglichen Opfer erkauft haben würde, wenn er nicht so leicht, durch meine, oder vielmehr Ihre Gründe, sich hätte bestimmen lassen. Auch meine Mutter sagt nichts mehr dagegen, obgleich sie nicht ganz einverstanden scheint.

Seit meinem letzten Schreiben an Sie, theuerste Frau v S**, hat sich bey uns manches verändert. Gott weiß mit welcher Freude ich meine gute Mutter erwartete, und mit welchem seligen Gefühl ich bey ihrer Ankunft, nach einer so langen Trennung in ihre Arme flog Es war ja die möglichste Steigerung meines Glückes, sie bey uns, und Zeugin dieses Glückes zu wissen! — Allein auch an unsere schönsten Erwartungen knüpft sich gewöhnlich ein „Aber" und so zeigt es sich auch hier.

Ich bin im Innersten überzeugt, daß diese zärtliche Mutter nur mein Glück will, und doch gewinnt unser häus-

liches Verhältniß seit ihrem Hierseyn, allmählich ein ernstes, ich möchte sagen gespanntes und feindseliges Ansehen. Auch sie scheint das zu fühlen, und nicht zufrieden zu seyn; ja ihr Benehmen läßt mich oft fürchten, daß unser freundliches Zusammenleben hier, von nicht so lange Dauer seyn wird, als wir es hofften. So stehe ich zwischen zwey theueren Wesen, zwischen Mutter und Gatten, — eine Stellung die im ersten Augenblicke reitzend und neidenswerth scheint, aber — in beständiger Furcht, das Losbrechen eines Gewitters nicht mehr verhindern zu können! Und diese Furcht und Sorge vergrößert sich noch, da ich sowohl die Heftigkeit meines Gatten, als die Empfindlichkeit meiner Mutter kenne. Meine Lage ist oft wirklich peinlich, da ich nie vor einem Ausbruche des Unwillens von Seite meines Gatten sicher bin, den er bisher nur mir zu Liebe unterdrückt. Ich wende mich daher an Sie, verehrte Freundin, weil ich überzeugt von Ihrer Freundschaft für uns Alle bin, und weil ich mich eben so überzeugt halte, daß Sie die erste Vertraute meiner Mutter, bey einem vorkommenden Verdruße seyn werden. Schon einige Mahle gelang es mir nur mit Mühe, durch scheinbare Ruhe und Fassung den Frieden noch zu erhalten; und eine unliebsame Erklärung zu vermeiden.

Auf der andern Seite muß ich noch beständig fürchten, durch die zu eifrige Vertretung meiner Mutter, Emils Liebe zu verlieren, die ohnehin durch unser selten ungestörtes Beysammenseyn, keine genügende Nahrung erhält. So angenehm es mir daher auch seyn mag, eine so gute Mutter beständig um mich zu haben, so werden Sie, als eine erfahrene Frau mir doch zugestehen müssen, daß es unter Eheleuten so manches kleine Geheimniß gibt, das

sie allein besprechen wollen. Ich glaube, daß ich das unumschränkte Vertrauen, das L** seit einigen Wochen, vor der Ankunft meiner Mutter mir schenkte, und das er selbst auf seine Geschäftsunternehmungen und in die Zukunft berechneten Entwürfe ausdehnte; (weil er, wie er sich ausdrückte, eine gescheidte Frau in mir fand), auch gegen eine Mutter nicht mißbrauchen und verletzen darf.

Emil hat überdieß, den vielleicht nicht ganz unrichtigen Begriff, daß das Interesse und die geistige Beschäftigung der Mutter, auf das Kind übergehe, und Einfluß nehme. Er freute sich daher meines Interesses, an kaufmännischen Entwürfen und Berechnungen, indem er sagte: Nun das ist schön, wenn der Kleine ein Kaufmann und mein Nachfolger oder Compagnon wird, so muß er ein tüchtiger Speculant werden, weil Du Dir Dein Köpfchen so zerbrichst — Jetzt, — sind diese Unterhaltungen abgebrochen, denn wir sind nie allein, als des Nachts, und da sinke ich denn wohl schon immer recht müde in's Bett, besonders da Emil aus derselben, oberwähnten Ursache, um wie er sagt, keine Schlafmütze zu bekommen, mir den Mittagsschlaf nicht leiden will; was meine Mutter ihm sehr übel nimmt. Allein er behauptet, daß überhaupt das Schlafen in anderer als liegender Stellung, und in anliegenden, um die Taille festgebundenen Kleidern, durchaus und in allen Fällen ungesund sey; eine Sache, die viel Wahrscheinliches für sich hat.

Auch Emil widmet gern die Nacht der Ruhe, und steht um 5 Uhr, also früher als ich, wieder auf; — geht auf's Comptoir, und kommt erst zum Frühstück wieder, wo er ein Stündchen zu bleiben pflegt. — Dieses Stündchen, eines

nach Tische, und eines nach Umständen — entweder Abends beym Thee, wenn wir nicht Gesellschaft haben, oder nach dem Soupé vor Schlafengehen, waren die schönen Erhohlungsstunden, auf die wir während der Geschäfte des Tages, uns gegenseitig freuten. Unsere Zärtlichkeit, unser Glück, fand immer neue Nahrung in diesen schönen, traulichen Stunden! — Wir musizirten, setzten uns diese oder jene kleine Studien fest, zeichneten, lasen gemeinschaftlich, und plauderten uns gegenseitig recht aus, über alles was uns im häuslichen, socialen, oder Geschäftsleben vorkam.

Alle diese Anhaltspuncte ehelicher Zärtlichkeit sind jetzt nicht mehr; oder doch der heitere, unbefangene Ton aus diesen Unterhaltungen verschwunden, da wir nicht mehr allein sind, und tausend kleine Rücksichten zu nehmen haben. Bald ist, wenn wir den Vorschlag thun, zu lesen, die gewählte Lectür meiner Mutter nicht recht, — statt des Zeichnens sollen wir lieber ein Spielchen mit ihr machen; und kommt gar auf unsere Studien und auf Geschäfte die Rede, so meint sie, das sey keine Unterhaltung für eine junge Frau, und von dem Manne der sie vorschlüge, keine sehr galante Idee. Sie stichelt sogar, daß die Liebe nicht sehr warm seyn müsse, wenn junge Eheleute Zeit hätten, von Geschäften zu sprechen, und scheint ganz zu vergessen, daß eben dieses Mittheilen und Theilnehmen, an dem Unbedeutendsten wie an dem Wichtigsten, das eheliche Verhältniß nur immer fester knüpft, und der Liebe stets neue Nahrung gibt.

Eben so scheint sie auch nicht zu bemerken, daß es nur ihre Gegenwart ist, die unserer Zärtlichkeit Schranken setzt; allein ich weiß nicht, ist es nur eine sträfliche Zurück-

haltung von uns persönlich, oder liegt es überhaupt schon in der Natur des ehelichen Verhältnisses, genug es ist mir nicht möglich, in Gegenwart dieser geliebten Mutter, meinen Emil mit der unbefangenen Zärtlichkeit zu umschlingen, und seinen Abschiedskuß so warm zu erwiedern, seitdem meine Mutter Zeuginn ist. Abends beym Thee haben wir ohnehin gewöhnlich Gesellschaft, oder wir sind nicht zu Hause; und nach dem Soupê, bleibt Mama immer auch noch das Stündchen von 10 bis 11 Uhr bey uns, weil sie uns in den ersten Tagen fragte, ob wir nun zu Bette gingen, und wir ihr aufrichtig gestanden, daß wir dieß Stündchen noch zu verplaudern pflegten. Auch wenn wir spatzieren fahren, ist sie natürlich dabey, aber selten ist sie mit dem Ziele unserer Fahrt einverstanden; am wenigsten mit demjenigen das L**. am öftesten wählt; und dieß ist, unser Garten vor der Stadt.

Das Schlimmste ist, daß sie Emils gereitzte Stimmung gegen sie, zu vermuthen scheint, und durch Sticheleyen darauf hindeutet, aber die veranlassenden Ursachen dazu wahrscheinlich ganz übersieht, und uns also wohl gar im Innern der Zurückhaltung beschuldigt, wenn ihr etwas auffällt. — So geschah es bald anfangs, nach den ersten 12 oder 14 Tagen, *) daß Emil, als er des Morgens, nach dem Frühstück fortging, mir etwas sagen wollte, das in einer neueren Geschäftsunternehmung sich entschieden hatte; da er es mir jedoch nicht in Gegenwart meiner Mutter sagen wollte, so kam er später um die Stunde wieder, da er wußte, daß meine Mutter bey der Toilette sey. Er machte mir die erwähnte Mittheilung, und fügte dann halb ernst, halb scherzend hinzu:

*) Siehe Seite 291.

Die Mutter wird wohl bald den Gatten aus Deinem Herzen drängen, liebe Rosa, ich muß nur heimlich zu Dir schleichen, wenn ich Dich allein sehen und sprechen will, — unsere Studien bleiben liegen, und der kleine Bube muß auch seinen Speculations-Geist wieder verlieren. „Unsere Stimmung war weich, als er, da er keine Zeit hatte, wieder ging; und ich brach in Thränen aus, als er fort war. Aber schon im nächsten Augenblicke trat meine Mutter hastig ein, bemerkte meine Thränen; hatte wahrscheinlich auch Emils Hierseyn bemerkt, und schien empfindlich, als ich auf ihre Frage was es gäbe? natürlich die wahre Ursache nicht sagen konnte, und also ausweichend antwortete.

Fast eben so ging es erst unlängst wieder. Sie hat sich von mir in den meisten Häusern die wir besuchen, aufführen lassen, und ward seit dem auch zu den Abendgesellschaften geladen. Unlängst kam eine Einladung *) aus einem der besten Häuser, worüber ich mich freute, und ihr davon erzählte; aber erst Abends von Emil erfuhr, daß diese Einladung nur ausdrücklich ihn und mich benenne, also die Erscheinung meiner Mutter unmöglich mache. Mein Entschluß, ebenfalls zurückzubleiben, war bald gefaßt, aber die Mittheilnng desselben schien sie, da wir aus Schonung die wahre Ursache verschweigen mußten, zu verdrießen. Indessen konnten wir sehr leicht, die Ursache, ihrer Ausschließung errathen. In einer Stadt wie Triest, wo der Handelsstand so reich und angesehen ist, herrscht nähmlich eine andere Rangordnung; und die nicht ganz vorsichtigen Aeußerungen meiner Mutter, die nur Adelige, Offiziere und höhere Beamte zu

---

*) Siehe Seite 296.

den Standespersonen rechnet, geben hier Anlaß zu Reibungen, die meinem Gatten sehr unangenehm sind; und sich bald immer mehr bemerkbar machen werden.

Der July nähert sich seinem Ende; — noch 5, höchstens 7 Wochen, so müssen unsere schönsten Hoffnungen sich erfüllen! — wie wird es dann seyn? — O dann wird die Gegenwart meiner sorgenden Mutter, mir so lieb, so unentbehrlich seyn; — warum muß ein so trüber Schatten, unsere Freude stören, den schönen Trost eine liebe Mutter um mich zu haben, mir vergällen!? — Es thut mir so innig wehe, künftige, vielleicht nahe Kränkungen bevorstehen zu sehen, aber — kann ich es ändern?

Ich eile zum Schluß, nachdem ich seit drey Tagen an diesem Briefe schrieb, den ich erst am 19. schließe. — Wie geht es Ihnen, theuerste Frau von S**? Meine Mutter erzählte mir, daß Sie bey ihrer Durchreise noch leidend waren. Sollten Sie auch jetzt noch nicht ganz hergestellt seyn? — Aber Ernestinchen ist doch gesund?

In der Erwartung einer freundlichen Erwiederung von Ihnen, und in der zuversichtlichen Hoffnung, daß Sie mich nicht mißverstehen werden, bin ich mit Liebe und Hochachtung

Ihre

ergebene

Rosa L**

Hundert fünf und zwanzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Hauptmannin Kolmar.

Gratz am 26. July 1847.

Ihr letzter Brief, meine Amalie, würde mich mißtrauisch gegen alles Erdenglück machen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Ihre Sorge um Rosa nicht nur übertrieben, sondern sogar wirklich ungegründet sey. Gewiß, meine Freundin, Ihre natürliche Anlage zu Befürchtungen, hat Ihnen schon manchen vergeblichen Kummer gemacht, und zeigt Ihnen auch jetzt ein schwarzes Bild, wo die rosigste Färbung gewiß nur Ihrem Blicke verborgen ist. Wie glücklich ist eine Mutter, die so wie Sie, sich von dem schönen Glücke ihrer Kinder überzeugen kann; die den ganzen Umfang irdischen Glückes, das der Himmel diesen schenkte, mit mütterlicher Wonne schauen, und in jeder kleinen Einzelnheit, nicht nur scheinbar, nein wirklich, einen Beleg für deren Glück finden kann! — Allein Sie, meine Amalie, empfinden dieses Glück nur halb, denn eine Befürchtung, für die Sie wahrlich keinen Grund haben, läßt Sie Ihre Tochter unglücklich sehen.

Sie lassen sich so weit hinreißen, um Ihre Mitwirkung an der Verbindung Ihrer Tochter, Ihre gegebene mütterliche Zustimmung zu bereuen; noch mehr, um selbst — ihre Trennung — bewirken zu wollen, wenn es in Ihrer Macht stünde! — Habe ich wohl recht gelesen? — konnten Sie

das schreiben, dieselbe Mutter, die am Verlobungstage dieser Tochter, ihr so schöne Lehren, von Nachgiebigkeit, Erhaltung des häuslichen Friedens, und ehelicher Treue gab?! — Ich habe Ihren Brief von damahls zur Hand genommen, *) und in Wahrheit, hätte ich nicht schon öfters solche grelle Widersprüche an Ihnen erlebt, ich würde nicht glauben können, daß beide aus Einer Feder floßen. Aber ich kenne Sie ja, ich weiß auch, daß Sie eben so schnell den Irrthum wieder fahren lassen, als Sie ihn aufnahmen, und darf daher hoffen, Sie auch dießmahl so bereitwillig zu finden.

Daß Rosa weinte, — konnte Sie das so sehr erschüttern? und doch sind Sie selbst zartfühlend genug, um zu wissen wie wenig es oft bedarf, um ein sanftes, weibliches Gemüth zu bewegen und zu rühren? — Sind denn Thränen, — gerade nur die Attribute des Schmerzes? — gibt es nicht auch Thränen der Freude, der Wehmuth, — des Gefühls ꝛc. deren Süßigkeit sich nicht läugnen läßt! Daß Rosa Ihnen die Ursache dieser Thränen nicht gestand, kann Sie das beunruhigen, — und doch — sollten Sie denn alle Gefühle einer jungen Gattin schon vergessen haben, — waren auch Sie jung, — und verehelicht! — Es ist wahr, daß das Mutterauge scharf sieht; aber es sieht zu ängstlich, und also vielleicht falsch; — und — in die kleinen Geheimnisse des ehelichen Verhältnißes, dringt, dünkt mich, auch das Mutterauge nicht. Wo ist die Mutter, die sich rühmen dürfte, das unumschränkte Vertrauen einer verehelichten Tochter zu besitzen? — wo die Tochter die es gewährt, und gewähren darf, ohne die Rechte des Gatten zu verlet-

*) Siehe II. Band, 67. Brief

zen? Aber Sie finden auch die Ehe Ihrer Kinder, eben nicht zärtlich; — auch dieß, woher wollen Sie es schließen? — Weil sie in Ihrer Gegenwart sich nicht in Zärtlichkeiten erschöpfen? — Aber sind Sie auch im Stande, die schönen Stunden gegenseitiger Mittheilung zu belauschen, wenn sie allein sind? wenn vielleicht ein gemeinschaftliches Interesse und Studium, eine Lesung oder Zeichnung, eine Phantasie auf dem Clavier, sie einander näher bringt?! — Solche Stunden, meine Amalie, sind es, die mit immerneuer Stärke, das Band ehelicher Zärtlichkeit knüpfen, ein Schauspiel für Götter sind sie, aber wahrlich auch nur für diese, denn sie verlieren alle Natur, allen Reitz und alle Feinheit, durch die Gegenwart eines Menschen, eines Dritten! und nur Ueberraschung, Schmerz oder Freude, in hohem Grade, können den Ausbruch dieser Zärtlichkeit vor den Augen Anderer, veranlassen und entschuldigen!

Sogar die Thätigkeit in der Sie Ihre Tochter finden, scheint Ihnen ein Beweis ihres Unglückes zu seyn; — warum nicht lieber ihres Glückes? Sie vermuthen aus dem Umstande, daß sie als Mädchen, nie Vorliebe für die Küche zeigte, daß sie es auch jetzt nur gezwungen thue, wenn sie der Küche, und überhaupt ihres Hauswesens sich annimmt. Dieser Schluß scheint mir falsch, wenn ich bedenke, daß die Verhältnisse, gewöhnlich die Aenderung unsers Geschmackes und unserer Neigungen mit sich bringen; welche letzteren wir, wenn wir vernünftig sind, den ersteren anzupassen pflegen. Allein auch in dem Falle, daß Rosa nur dem Wunsche ihres Gatten dieses Opfer brächte, wäre es ihr gewiß um seinetwillen ein Vergnügen, dieß zu thun, denn es gibt ja für ein liebendes Weib keine schönere Freude, als die Freude und Zufriedenheit des Gatten! — Ich finde es daher

sehr mütterlich von Ihnen, daß Sie Ihre Tochter in der Führung des Hauswesens unterstützen wollen, allein ich bezweifle ob Sie recht daran thun, da überdieß Rosa, wie ich von ihrer Schwiegermutter höre, bereits mehr von der Wirthschaft versteht, als Sie zu glauben scheinen; durch ein gänzliches Aussetzen aber, wieder alles vergessen müßte. Lassen Sie dem jungen Frauchen, doch den kleinen Stolz; ihr Hauswesen selbst zu besorgen, es liegt etwas so angenehm Beruhigendes, eine so süße Genugthuung darin. Mußten Sie das nicht selbst empfunden haben? Mich dünkt Sie fühlten es, als Ihre Tochter Braut war; denn Sie wußten ja vorher, daß Rosa nicht nöthig haben werde selbst zu kochen, indem sie eine geschickte Köchin haben werde, und waren doch so mütterlich besorgt, ihr die Möglichkeit zur eigenen Wirthschaftsführung zu verschaffen, und ihr den Weg zu bahnen, zur Erfüllung von Hausfrauenpflichten.

Auch die Beschränkung Rosa's in Hinsicht der Gesellschaften und geselligen Vergnügungen, ist vielleicht minder tyrannisch, als es Ihnen wohl scheint; vielleicht wollte sie wirklich, aus irgend einem Grunde nicht gehen, — vielleicht war sie gar nicht geladen, oder es waren Sie nicht ausdrücklich geladen; ein Umstand der sie leicht bewegen konnte, die Gesellschaft einer lieben Mutter, einer großen Gesellschaft Fremder, vorzuziehen.

Glauben Sie daher immerhin, daß diese liebenswürdige junge Frau, den Neid ihrer Freundinen verdient, ohne sie um kleiner Beschränkungen willen für eine Sclavin zu halten, und denken Sie in Liebe

Ihrer theilnehmenden Freundin

Sophie v. S**

Hundert sechs und zwanzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Rosa L**.

Gratz am 30. July 1847.

Gewiß, theuerste Freundin, haben Sie von mir keine Mißdeutung zu fürchten; ich fühle mit Ihnen wie sehr es Ihnen schmerzlich seyn muß, in einer Mutter deren Zärtlichkeit Sie kennen, und die Sie so innig lieben, dennoch gewissermassen ein Hinderniß Ihres häuslichen Glückes zu sehen.

Ich danke Ihnen für das schöne Vertrauen, mit dem Sie sich an mich wenden, und das ich gewiß nicht mißbrauchen werde, das mich aber in den Stand setzt, vielleicht durch freundschaftlichen Rath auf Ihre gute Mutter einzuwirken; und so mehr freue ich mich dieses Zutrauens, da Einwirkung von außen, wirklich in Ihrer Lage nöthig scheint, denn wo Heftigkeit und Empfindlichkeit einander gegenüber stehen, da ist ein Wesen wie Sie, das zwischen beyden, — und beyden zu nahe steht, um Eines reitzen zu wollen, in der peinlichsten Lage und Einwirkung von Außen dasjenige, was ohne Ihr Zuthun, wenn auch nicht ohne Ihre Mitwirkung, der Sache eine andere Wendung geben, oder eine Entscheidung herbey führen kann.

Ich fühle mit Ihnen, daß es unter diesen Umständen nicht möglich seyn wird, ein beständiges ununterbrochenes Zusammenleben mit Ihrer Mutter, zu erwirken. Man müßte nur an eine völlige Umwandlung des Characters Ihrer guten Mutter glauben, (die aber in diesen Jahren nicht mehr

so leicht möglich ist) um sie voraussetzen zu dürfen, denn das Schwankende, Veränderliche, das durch 40 Jahre in ihrem Charakter lag, also mit ihr beynahe schon gealtert hat, — ist bereits Ihre zweyte Natur. Ich hoffe es wird Ihnen gelingen, das gute Einvernehmen noch eine Zeitlang zu erhalten; ich selbst übernehme es dann, einige Wochen nach Ihrer Entbindung, Ihre Mutter zu einer Reise nach Gratz oder Wien zu vermögen, wodurch auch so manche kleine Reibungen im gesellschaftlichen Leben vermieden würden, die bey einem fortgesetzten, ununterbrochenen Aufenthalte derselben in Triest, für Sie und Ihren Gemahl sehr unangenehm werden könnten.

Ich wünschte herzlich, daß es mir gelänge, Sie meine Rosa, Ihrem Gemahl wieder näher zu bringen, das heißt; die traulichen Stunden wieder herzustellen, die eine Zeitlang durch die Gegenwart und Theilnahme Ihrer Mutter, ihre eigentliche Bedeutung verloren, und gestört wurden.

Ich las mit Vergnügen, daß sie entschlossen sind, Ihr Kind selbst zu säugen, und daß es Ihnen so leicht gelang, auch die Zustimmung Ihres Gemahls, für diesen Vorsatz zu gewinnen. Ich konnte leider meine Ernestine nur durch 7 Wochen säugen, da die fortwährende Kränklichkeit an der ich litt, und von der mir der Arzt noch jetzt keineswegs eine schnelle Heilung verspricht, eine so gänzliche Appetitlosigkeit mit sich brachte, daß mir ein längeres Säugen unmöglich ward. Auch nach Rudolf's Geburt hatte ich zwar mich nicht sogleich in den ersten Wochen für gesund halten können; das in kurzen Zwischenräumen immer wiederkehrende, mit Fantasien verbundene Fieber, hatte damahls ein Nervenfieber besorgen lassen; aber in diesem Zustande hatte mir dennoch der

Arzt das Säugen nicht untersagt, und ich genas in kurzem vollkommen, ohne das Glück, meinen Rudolf selbst zu stillen, deßhalb aufgegeben zu haben. Gott gebe, daß Sie, liebste Freundin, recht glücklich und gesund in den Besitz Ihres sehnlich erwarteten Kindes gelangen, in dem Ihr Gemahl, wie Sie mir sagen, sich ein Söhnchen verspricht. Ich wünsche Ihnen die Erfüllung dieses unschuldigen, kleinen Wunsches, in dem die Eitelkeit der Aeltern, besonders der Väter so gern sich spiegelt, bin aber überzeugt, daß Sie ein Mädchen mit eben der Freude aus der Händen der Wehmutter empfangen würden, als einen Knaben. Der Stolz der Aeltern wünscht sich einen Sohn, der Aeltern Liebe, — ein geliebtes Kind.

Ich freue mich, daß in dieser gefährlichen Zeit Ihre Mutter um Sie seyn wird, denn der Zustand einer Wöchnerin erheischt mehr Behutsamkeit, als junge Frauen gewöhnlich haben. Das Gefühl jugendlicher Kraft und wiederkehrender Gesundheit, reißt Wöchnerinen nur gar zu leicht zu kleinen Uebertretungen hin, die entweder sehr üble Folgen haben können, oder wenn sie solche nicht nach sich ziehen, die Meinung junger Frauen, daß die vorgeschriebenen Vorsichten überflüssig seyen, nur unterstützen, und sie noch unvorsichtiger machen. Wie manche junge Frau, die bey ihren ersten Entbindungen, ohne Nachtheil sich bald der freyen Luft wieder aussetzte, die schon in den ersten Tagen kräftige Nahrung zu sich nehmen durfte, und der ein merklicher Diätfehler nicht schadete, ward dennoch bey einer späteren Entbindung das Opfer ihres Leichtsinnes und Ungehorsames. Freylich sehen wir in den ärmeren und gemeinen Ständen Beyspiele genug, daß Hauswirthinen sich schnell wieder ihres Hauswesens annahmen, um den Beystand einer Nachbarin entbehrlich zu

machen, und daß Mägde um einen Dienst nicht aufgeben zu müssen, oder wohl gar um ihren Fehltritt verbergen und verheimlichen zu können, ihre Arbeiten fortsetzten, und ihrem Dienste vorstanden, ohne ihren Zustand zu berücksichtigen. Allein wir wissen auch, oder konnten es erfahren, daß viele von ihnen entweder Opfer wurden, oder lebenslängliche Uebel davon trugen. Und doch ist ihr Bau gewöhnlich stärker, und mehr geeignet Beschwerden zu ertragen als der, der zarteren Städterin. Ich kann daher nicht umhin, Ihnen noch einmahl die größte Folgsamkeit und Fügsamkeit gegen alle ärztlichen und mütterlichen Vorschriften zu empfehlen.

In der angenehmen Erwartung eines freundlichen Schreibens von Ihnen, mit der Bitte um Ihr ferneres Vertrauen, und dem Wunsche Ihnen dienen zu können, bin ich

Ihre
innigtheilnehmende Freundin
Sophie v. S**.

Hundert sieben und zwanzigster Brief.

Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim.

Gratz am 3. Aug. 1847.

Meine theuere, geliebte Louise!

So sehr es mich drängt, Ihnen meine innigste Theilnahme mit Ihrer Lage auszusprechen, so sehe ich doch ein, daß eine umständliche Besprechung derselben, Ihrem Herzen nur wehe thun muß. Hätte ich irgend etwas Ihnen zum Troste

zu sagen, so würde ich es thun; allein meine Phantasie ist so arm an Bildern, meine Vernunft so arm an Gründen, daß ich Ihnen nur Eines sagen kann; nähmlich, daß schon oft die Liebe allen Hindernissen trotz both, auch wenn sie noch unüberwindlicher schienen, als es bey Ihren gegenwärtigen Verhältnissen der Fall ist, und daß eine Verbindung mit dem Grafen um so möglicher ist, da er bereits mündig ist. Ich schweige über diesen Gegenstand, der Sie persönlich betrifft, und wende mich zu der Beantwortung Ihrer Frage, über die ich Ihnen mit Vergnügen meine Ansichten ausspreche. Allein ich sehe mich veranlaßt um das zu können, und einigermassen, das was ich sagen will zu begründen, eine kurze Bemerkung über das Wesen der Liebe überhaupt, vorauszusenden.

So ausgedehnt der Begriff ist, den man mit dem Wört Liebe bezeichnen kann, wenn man es im allgemeinen Sinne versteht, so bezeichnet man doch gewöhnlich nur ein einzelnes Gefühl mit diesem Nahmen, und dieses Eine ist — die Geschlechtsliebe. Ich muß Sie erinnern, daß dieß Gefühl mit einem Triebe auf das innigste verbunden ist, den wir den Geschlechtstrieb nennen, und auf dem die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes beruht. Es wäre vergebens, wenn wir das Daseyn dieses Triebes läugnen wollten, wir müßten uns nur für Zwitter und geschlechtslose Wesen ausgeben wollen, und die Unkenntniß unsers eigenen Herzens verrathen. Aber freylich äußert auch dieser Trieb, so wie jeder andere, sich in den verschiedensten Abstufungen und Graden.

In dem zarter organisirten Weibe, spricht er sich im Allgemeinen weniger entschieden aus, als in der stärker or-

ganisirten Natur des Mannes. Was in dem Manne mehr oder minder heftiges Verlangen und Begehren wird, ist in dem Weibe schüchternes Begegnen und Gewähren. Die Welt müßte aussterben, wenn die Forptflanzung des Menschengeschlechtes von uns abhinge, aber es wäre kindisch, wenn wir unser Geschlecht deßhalb von diesem erhaltenden Triebe ganz lossprechen wollten, weil er sich bey uns nicht thätig sondern leidend verhält, oder verhalten soll. Allein so wie jeder Trieb zur Leidenschaft werden, jede Leidenschaft ausarten kann, so auch der Geschlechtstrieb, und es ist unsere Menschen- und Christenpflicht, Triebe zu zügeln, die Gott zur Freude und zum Heil in unsere Brust legte, die aber schrecklich in ihrer Ausartung werden können. Es ist nicht meine Absicht, theure Louise, meine Erinnerung über die Ausartung dieses wohlthätigen Triebes, durch eine Reihe schreckender Beyspiele zu verlängern, wie wir sie in den neuesten Schriftstellern und selbst Schriftstellerinen, aus der Hefe des Volkes geschöpft finden. Es fehlt uns leider nicht an Beyspielen in den besseren Kreisen, die uns Behuthsamkeit und Zurückhaltung gegen jenes Geschlecht einflößen, und uns Wachsamkeit über unsere Leidenschaften und Triebe zur Pflicht machen. Auch jene Belehrung über den Geschlechtstrieb, die man in Erziehungsschriften gewöhnlich findet, scheint mir überflüssig und beleidigend für das zarte jungfräuliche Ohr; genug daß ein instinctmäßiges Gefühl uns die Schranken bezeichnet, die wir im Umgange mit jenem Geschlechte nicht überschreiten sollen, daß wir die Gränzen zwischen Tugend und Laster fühlen, und daß wir eine mächtige Schutzwehr an der Schamhaftigkeit haben, die uns zum Schutze unserer Tugend gegeben

ist, und uns so lange schützt, als wir ihre Stimme nicht überhören und übertäuben.

Nach dieser Einleitung wird es mir nicht schwer werden Ihre Frage zu beantworten, — „Wo die Sittenlosigkeit, die selbst in den höhern Ständen sich nicht bannen läßt, in den niedern Classen aber immer mehr überhand nimmt und allgemein wird, — sich gründet?"

Es ist gewiß, daß Religion, Schamhaftigkeit und Selbstbeherrschung die sichersten, wenn auch nicht die einzigen Schutzmittel gegen die Verirrungen der Leidenschaft und Sinnlichkeit sind. Wenn nun die Religion unsere Mädchen nicht mehr schützen kann, weil sie lau in ihren Uebungen und schwach im Glauben sind; wenn sie durch die vermehrte Freyheit im Umgange, und durch eine unweibliche Erziehung, Schüchternheit und Schamhaftigkeit verloren haben, und wenn sie endlich auch Selbstbeherrschung und Ueberwindung ihrer Leidenschaften nie geübt, oder nie erworben haben; dürfen wir noch staunen, daß die Sittlichkeit aus unsern Kreisen verschwindet? — Ich glaube den ersten Theil Ihrer Frage beantwortet, weil ich schon in frühern Briefen über verfehlte Mädchenerziehung und ihre Folgen mit Ihnen sprach. Eine längere Erwiederung heischt der zweite Theil Ihrer Frage.

Es ist eine traurige Bemerkung, die das Herz des Menschenfreundes unsanft berührt, daß alle Unschuld und Sittlichkeit aus den Kreisen einer Menschenclasse weicht, die man gewohnt war, als unverdorben, als Muster der Natürlichkeit und Sittenreinheit aufzustellen; wenn auch die idyllischen Schilderungen eines Geßner ꝛc. immer nur Phantasie und Ideal, nie ein Bild der wirklichen Welt waren. Es ist traurig,

daß die Aufklärung und Bildung, die sich so wohlthätig über das Landvolk verbreitete, seine Moralität und Religiösität zerstörte. Nie war das Landvolk so aufgeklärt, so frey und so wohlhabend als jetzt, aber auch nie so eingebildet, und — so unsittlich, denn die Bildung die sie erhielten war nicht die rechte, nicht — Bildung des Gemüthes. Sie haben mit dem Aberglauben, auch den Glauben, — mit dem Joche der Unterthänigkeit — auch Gehorsam und Demuth verloren, und mit der Armuth — die Genügsamkeit. Ihre Bedürfnisse haben sich unendlich vermehrt, ihre Freyheit erhöht, — ihr Glaube ist gesunken, ist es zu wundern wenn ihre Sittlichkeit untergeht? — Und unterstützen nicht unsere schönsten menschenfreundlichsten Anstalten, diese wachsende Unsittlichkeit? — Sind nicht dieselben Findel- und Gebärhäuser, die wir zur Rettung armer, ungesetzlich geborner Kinder errichtet haben, zugleich eine Beförderungsanstalt der Unsittlichkeit? — Wenn nun die Furcht vor ewigen Strafen, die Furcht vor Kirchenbußen und Schande, keinen Damm mehr bildet; — wenn unsere Anstalten selbst das Gebären und Unterbringen ihrer Kinder, solchen sittenlosen Müttern auf die möglichste Weise erleichtern, was soll sie noch abhalten, einer Sinnlichkeit zu folgen, die auf keine Weise mehr beschränkt oder bestraft, ihnen kaum mehr sträflich scheint? —

Wenn nun überdieß noch in den meisten Fällen, eheliche Verbindungen auf alle mögliche Weise erschwert oder wohl gar unmöglich gemacht werden; so dürfen wir nicht staunen, sinnliche, — des Kampfes ungewohnte, also schwache Menschen, ihren Leidenschaften und Begierden erliegen zu sehen. — Wahrlich der Gedanke solcher Rettungs-

anstalten für uneheliche Kinder ist groß und wahrhaft menschlich, aber seine Ausführung hat, wie alles von Menschen ersonnene, auch manche Schattenseite, und größer noch dünkt mich, müßte der Gedanke einer Schutzanstalt für arme, eheliche Kinder seyn. Erleichterung der Verbindung zwischen sittlichen, wenn auch sehr armen Menschen, wäre, scheint mir, der erste Schritt, zur Versittlichung der niedern Volksclassen. Zeitweise Uebernahme und Erleichterung ihrer Aelternpflichten, durch Beaufsichtigung, Beschäftigung, und im Nothfalle Versorgung ihrer Kinder, der zweyte. Man glaubt Ehen zwischen ganz armen Menschen hindern zu müssen, weil man die Last fürchtet, für ihre Kinder sorgen zu müssen; aber man denkt so menschlich, auch arme, unehelich geborne Kinder nicht ihrem Schicksale überlassen zu wollen. Hält man denn, möchte ich fragen, das arme, ehelich und gesetzlich geborne Kind, nicht wenigstens eines gleichen Schutzes werth? — Würde nicht die Zahl der ungesetzlichen Geburten, die jetzt zur Schande der Menschheit so unendlich groß ist, sich in dem Maße vermindern, in dem die ehelichen sich vermehren würden?

Es ist wahr, daß unsere bestehenden Anstalten tausende von elenden Kindern retten, während eine eben so große Zahl, dennoch aus Mangel an Aufsicht und Pflege, in den ersten Monathen oder Jahren ihres Lebens, dahinstirbt. Aber es ist traurig, wenn der Blick auf die Listen der Geburten uns zeigt, daß die Zahl der unehelichen Geburten beynahe so groß ist, als die der ehelichen. Es ist traurig, weil es uns die außerordentliche Sittenlosigkeit und Verderbtheit zeigt, — aber auch traurig, weil es uns überzeugt, wie groß die Zahl der durch Verwahrlosung zu Grunde gegangenen

seyn muß, da immer doch nur der kleine Theil, der in Wirksamkeit und Thätigkeit stehenden Staatsbürger, aus solchen ungesetzlich gebornen besteht.

Man hat seit dem letzten Decennium, Anstalten errichtet, in denen man Kinder beaufsichtigt, wartet und während einiger Tagesstunden versorgt, und deren segensreiches Wirken nicht zu läugnen ist, wenn auch noch manche Mängel zu berichtigen sind; — ich meine die Kleinkinderbewahranstalten; eben so würde ich auch eine Bekleidungs- und Beschäftigungsanstalt für Kinder armer Aeltern wünschen, wodurch ebenfalls die Erhaltung und Erziehung ihrer Kinder den Aeltern sehr erleichtert wäre. So lange wir nur uneheliche Aeltern und Kinder unterstützen, haben wir zwar etwas menschlich Gutes gethan, allein wir haben zugleich das Laster unterstützt und die Unsittlichkeit befördert. So viel man jetzt in dieser Hinsicht thut, so viel man auf Humanitätsanstalten verwendet, so haben doch alle diese Anstalten noch merkliche Schattenseiten, deren Lichtung erst von der Zukunft zu hoffen ist. Ebenso wie öffentliche Gebärhäuser die Unsittlichkeit befördern, untergraben unsere Versorgungsanstalten den ohnehiu schwachen Keim der Sparsamkeit in der ärmeren Volksclasse, und unsere erst neuerdings in's Leben tretenden Schutzvereine, durch welche entlassene Sträflinge in Arbeit und Unterhalt kommen sollen, können manchen Leichtsinnigen, aber noch nicht Sträflichen, dem es nicht gelingt Arbeit und Unterhalt zu finden, zu strafbaren Handlungen hinreißen, die ihm Schutz und Unterstützung zu wege bringen.

Auch hier wäre es nach meiner Ansicht wünschenswerth, wenn man den Fleiß und die Moralität belohnte und schützte, und so das Gute förderte, statt nur das Laster

vor Rückfällen zu schützen. — Man hat in den letzten Jahrzehenden, Industrie und Handel durch Auszeichnungen und Belohnungen gehoben; warum sollte man nicht ebenso auch auf den Fleiß und die Sittlichkeit der eigentlichen arbeitenden Classe hinwirken können? — Man ertheile jährlich an Handwerksgesellen und andere Arbeiter, die durch Fleiß, Geschicklichkeit und Moralität sich auszeichneten, kleine Auszeichnungs-Zeugnisse, die ihnen bey jedem Brotherrn zur Empfehlung dienen, und ihnen die Erreichung einer selbstständigen Existenz erleichtern. Man gebe auch minder befähigten und ausgezeichneten Arbeitern, wenn sie es durch ein moralisches Betragen verdienen, eben solche kleine Untadelhaftigkeits-Zeugnisse; man mache es den Handwerkern und Fabriksherren zur Pflicht, ihren Gesellen und Arbeitern, wenn diese nicht verheirathet sind, selbst Unterhalt und Kost zu geben, so wird man auch hier die Sittlichkeit fördern, indem man die Gelegenheit zum Bösen beschränkt, die bey der überhand nehmenden Bequemlichkeit der Brotherren und Meister, die Sorge für sein Unterkommen dem Arbeiter zu überlassen, sehr groß ist, da diese großentheils jungen Leute, zu sehr sich selbst überlassen sind.

Sie sehen, meine Louise, daß wir über den Verfall der Sittlichkeit in den niedern Volksclassen, eben so wenig staunen können, als über die moralische Gleichgültigkeit der höhern Stände; weil diese Volksclasse jetzt wirklich zu viel Freyheit und Gelegenheit zur Ausartung, zu wenig Abschreckung vom Bösen, und zu wenig Aneiferung zum Guten hat. Mit hoffnungsvoller Erwartung sehen wir in die Zukunft, denn je allgemeiner die Klage über den Verfall der Sitt-

lichkeit wird, desto mehr wird das Streben unserer, alles Gute so gern fördernden Regierung, desto mehr das Streben aller denkenden Menschenfreunde dahin gehen, ihre Wiederherstellung zu bewirken.

Hier haben Sie einen Theil meiner Gedanken, theure Louise, aber in Einem Briefe diesen Gegenstand zu erschöpfen, wäre wohl nicht möglich.

Mit der aufrichtigsten Liebe und Theilnahme

Ihre

Sophie v. S**.

Hundert acht und zwanzigster Brief.

Frau v. S** an Julie Western.

Gratz am 8. Aug. 1847.

Meine gute Julie!

Der innige Antheil den Du an Nina's Glücke nimmst, zeigt mir deutlich, wie sehr viel Sinn Du für dieses Glück hast, und ich theile Deine Freude über Nina's raschen Entschluß, so wie ich mit Dir, die arme Charlotte bedaure, deren schönste Jahre nun schon vorüber sind, und die schwerlich mehr eine Verbindung nach ihrem Herzen schließen wird. Sie war, wenn ich nicht irre, schon im Jahre 1841 majorenn, ist also jetzt jedenfalls dreyßig Jahre alt, und ihre Ansprüche auf Versorgung schon sehr klein. Dieß arme Mädchen hat also höchst wahrscheinlich schon ihr Lebensglück für immer verscherzt.

Der Umstand, daß sie mit ihrem Freunde sich dutzt, veranlaßt mich zu der Bemerkung, daß dieß nach meiner Ansicht nie, auch im Brautstande nicht, unter Liebenden der Fall seyn sollte. Ich kannte die Tochter eines Hofrathes, die jahrelang die Braut eines Baron war, und als sie im Brautstande, sich mit ihm zu dutzen begann, nur die günstige Entscheidung seines Gesuches erwartete, die allem Anscheine nach nicht mehr fern seyn konnte, und ihm eine Anstellung sichern mußte, die ihm eine Verbindung möglich machte. Allein die Sache entschied sich nicht zu seinen Gunsten; seine Anstellung und mit ihr seine Verbindung, verzögerten sich zu Jahren, — das Verhältniß zerschlug sich in Folge der langen Verzögerung; — der Baron heirathete ein Jahr später eine Andere; auf das Mädchen aber hatte der vertraute Umgang mit einem Bräutigam, ein so übles Licht geworfen, daß sie keinen Bewerber mehr fand.

Du, meine Julie, bist nun noch in den schönsten Jahren; aber doch, Du wirst mir's nicht übel deuten, daß ich Dich daran erinnere; ein und zwanzig Jahre schon vorüber. Die Jahre der Reife und Ueberlegung sind also schon da, und es freut mich Deinem letzten Schreiben einige Ueberlegung anzusehen. Hermine schreibt mir, daß sie den Beyfall zweyer Herren für Dich bemerkt, und daß sie Hoffnung habe, Du werdest die Sache nicht leichtsinnig nehmen, wenn ein Antrag kommen sollte, da Du etwas ernster geworden seyest, und daß Du zwar nicht die mindeste Neigung für einen oder den Andern, aber doch auch keinen Widerwillen an den Tag legst. Sie sagt mir, daß sie es noch nicht gewagt habe, Deine Gesinnungen zu erforschen und Dich auszuhohlen; — aus Furcht daß Du Deinen Raptus bekommen, und Dich

flugs in Dein Schneckenhaus zurückziehen könntest. Ich erwiederte ihr aber, (verstehst Du mich wohl?) Du seyest ein zu kluges Mädchen, um noch länger die Spröde zu spielen, und Du werdest, wenn anders nicht Dein Herz dagegen spreche, gewiß nicht ohne Wahl und Ueberlegung Gelegenheiten vorübergehen lassen, die sich zwar noch wiederhohlen können, aber doch nicht alle Tage sich zeigen. Ich habe sie also in aller Form bevollmächtigt mit Dir zu sprechen. Es sollte mir sehr leid thun, wenn mein letztes Schreiben, so sehr ich es jungen Mädchen zur Warnung und Müttern zum Bedenken schrieb, Dich zu Unbesonnenheiten hinreißen und in Deiner Abneigung gegen die Ehe überhaupt, Dich bestärken sollte.

Was Du über männliche und weibliche Schönheit sagst, kann ich nicht bestreiten. Ich glaube daß in den Augen der meisten Vernünftigen unsers Geschlechtes, die männliche Schönheit einen sehr geringen Werth hat, wenn wir unter dem Begriffe der Schönheit, mädchenhaft zarte Farben und Züge verstehen, die gewöhnlich sehr eitlen Individuen eigen sind. Wenn wir aber darunter ein gewisses edles, männlich kräftiges Ansehen, eine imponirende Haltung bezeichnen wollen, die fast immer von einem ernsteren, festen Charakter zeugen, so können wir nicht ganz abläugnen, daß männliche Schönheit, zwar anders als weibliche seyn muß, daß sie aber immer einen angenehmeren Eindruck auf uns hervorbringt, als Unschönheit oder wirkliche Häßlichkeit. Wir müßten nur allen Kunstsinn und Schönheitssinn läugnen, um diesen Eindruck in Abrede zu stellen; wenn wir auch bestätigt finden, daß der geistreiche Mann auch dann wirklich Liebe gewinnen kann, wenn er im eigentlichen Sinne des Wortes

unschön ist. In Betreff der weiblichen Schönheit bin auch ich der Meinung, daß ausgezeichnete, auffallende Schönheit, nicht eben ein so großes Glück ist, als man es gewöhnlich preist. Schon die große Versuchung in der schöne Mädchen sind, eitel, gefallsüchtig und kokett zu werden, erschwert ihren natürlichen Standpunct, und das Bewußtseyn ihrer Schönheit läßt sie sehr oft vergessen, daß durch Schönheit, Liebenswürdigkeit noch nicht bedingt ist, und daß sie diese Letztere sich erwerben müssen. Ein anderer Umstand, der ausgezeichnete Schönheit nicht wünschenswerth macht, ist die Gefahr in der schöne Mädchen sind, eine bloß sinnliche, ihrer Schönheit vorzüglich, oder ausschließend geltende Liebe zu erwecken.

Gewöhnlich sind Männer die bloß Schönheit suchen, auch für andere Schönheiten sehr empfänglich, und die schönsten Frauen sind daher oft am meisten in Gefahr, die Treue ihres Gatten wanken zu sehen, wenn sie nicht durch innern Werth und angeeignete Liebenswürdigkeit ihn dauernd zu fesseln wissen. Ein schönes Weib kann nur glücklich seyn, wenn sie auch ein denkendes Weib ist, und Bescheidenheit genug besitzt, um auf körperliche Reitze nicht ihr Lebensglück zu bauen, und von ihnen nicht unbedingt die Bürgschaft ihres Glückes zu erwarten. Zu bedauern ist sie aber, wenn ihre Schönheit wie es oft sich zeigte, sehr vergänglich ist, denn sie wird nicht nur selbst den Verlust ihrer Schönheit schmerzlich empfinden, sondern auch eine merkliche Verminderung ihres Glückes darin finden, wenn der Verlust ihrer Schönheit, die Gleichgültigkeit des Gatten zur Folge hat.

Indessen ist es doch gewiß, daß der gänzliche Mangel äußerer Liebenswürdigkeit, für ein fühlendes Weib sehr em-

pfindlich seyn muß, und daß wir uns glücklich preisen müssen, wenn wir schon durch unsere äußere Erscheinung einen mehr günstigen als ungünstigen Eindruck machen. So wenig Du, liebe Julie, auch eitel bist, wie ich es von Dir wohl glaube, so bin ich doch überzeugt, daß Du Deine Schönheit, (mir wirst Du diesen Ausdruck wohl erlauben,) nicht mit mancher anderen Aeußerlichkeit tauschen würdest. Es gehört nicht immer gerade wirkliche Schönheit dazu, um zu gefallen und einzunehmen; — ein gewisser Ausdruck, eine sprechende Miene, ein gewisses Etwas das sich nicht beschreiben läßt, verleiht oft Zügen die nicht ganz regelmäßig sind, einen wirklichen Reitz. Daher mag es wohl kommen, daß Dein Stumpfnäschen, Deine frische Farbe, Dein dunkelbraunes Haar und lebenvolles Auge, so viel Anklang findet, als es trotz Deiner Gleichgültigkeit der Fall zu seyn scheint; besonders da bey Dir diese Eigenschaften durch einen Wuchs unterstützt werden, dem die Linie der Schönheit und die gehörige Größe nicht fehlt, und dessen Taille fast zum umspannen seyn soll, wie Hermine mir sagte, welche die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, Du habest in den letzten drey Jahren, seit sie Dich nicht gesehen, sehr gewonnen, Dein Wuchs sey jetzt erst vollkommen ausgebildet, und ausgezeichnet schön.

Lebe wohl, werde mir nicht eitel, — mit Liebe

Deine

Cousine

Sophie v. S**

Hundert neun und zwanzigster Brief.

Frau Gräfin v. C** an Frau Baronin v. Seeheim.

** am 10. Aug 1847.

Meine geliebte Schwester!

Mit Theilnahme und Betrübniß lese ich in Deinem letzten Schreiben die Hindernisse, die dem Glücke Deiner Louise entgegen stehen, und mein Herz drängt mich lebhaft, auf irgend eine Art in das Triebrad des Schicksals einzugreifen; aber mein Verstand grübelt vergebens um Möglichkeiten aufzufinden, die vielleicht nicht vorhanden sind. — Ich werde an Carl deßhalb schreiben, es ist möglich, daß er die Gräfin Deuxponts, die Mutter unseres Freundes, dem Nahmen nach, vielleicht sogar persönlich kennt; noch weiß ich nicht welch' ein Vortheil für Louisen daraus entspringen kann, aber man sieht ja nicht immer die Entwicklung keimender Möglichkeiten voraus.

Carls letzte Briefe sind aus London; die Ereignisse die indessen sein Vaterland mit schwerer Hand getroffen, der Tod unsers so würdigen, allgeliebten Palatin, des durchlauchtigsten Erzherzogs, die Berufung seines vielversprechenden Sohnes, zur einstweiligen Verwaltung des verwaisten Landes; das Alles ergreift sein für das Vaterland glühendes Herz, und er spricht mit Sehnsucht und Wehmuth von der Rückkehr in die Heimat! — London scheint ihn weniger zu interessiren als

Paris; — ich glaube daß schon der englische Charakter dem feurigen Geiste des Ungarn weniger entspricht, als der französische, wenn auch nicht immer große, wenn auch zu bewegliche, aber rasche und thätige Geist.

Die große Ausdehnung der Stadt selbst, die er eine unabsehbare Masse, meist unbedeutender und kleiner niederer Häuser nennt, scheint ihm nicht genug Ersatz für die fast überall fehlende Eleganz. Er läugnet zwar nicht die Schönheit, Pracht und Großartigkeit manches Einzelnen, aber Paris scheint trotz so manches störenden, z. B. der Unreinlichkeit die ihn oft befremdend hie und da berührte, im Ganzen seinen Erwartungen mehr genügt, und ihn mehr interessirt zu haben. Er wird über Paris zurück reisen, aber seinen Weg dießmahl durch die Provence nehmen, deren reitzende Fluren er mit eigenen Augen sehen, und kurze Zeit dort verweilen will. Er wird dann wahrscheinlich in Marseille zu Schiffe gehen, und durch Italien zurückkehren.

Ich weiß zwar, daß er so bald noch nicht in meinen Armen seyn wird, aber die bloße Erwähnung seiner Heimkehr genügt meinem Mutterherzen schon, und zaubert mich in seine Gegenwart, in einen Kreis freundlicher Bilder. Mein Blick schweift mit fragendem Muttergefühl unter Ungars und Croatiens reitzenden Töchtern umher, — ich versuche zu wählen, — aber mein Herz sagt mir, daß aus Carl's Händen, mir jede Tochter willkommen seyn wird, und daß er gewiß nicht nur die Reitzendste, sondern die Würdigste wählen wird. Ich unterdrücke absichtlich jeden Wunsch, denn ich will das Glück und die Wahl meines Sohnes, auch selbst durch Wünsche nicht beschränken.

Eulalia wird mir bereits immer lieber, und die Aufrichtigkeit, mit der sie mir nun die Ursache ihrer früheren Verschlossenheit gestand, bringt sie mir um vieles näher, und macht mir Theilnahme möglicher. Eulaliens Herz ist nicht mehr frey; sie liebt einen Jüngling der zwar von Adel, aber gänzlich vermögenslos und mit ihr weitläufig verwandt ist. Er hat einen Theil seiner Studien zu Pesth, aber auch einen Theil zu Wien zurückgelegt. Ich fragte sie um die Ursache dieser Theilung; — sie ward hochroth und gestand, — er sey durch den mittlerweile erfolgten Tod seines Vaters ganz arm, — und durch die Noth gezwungen worden nach Wien zu gehen, da er nicht einmahl mehr seinen nothdürftigsten Unterhalt hätte bestreiten können. — Mir war dieß nicht klar, und ich fragte daher weiter, ob er nicht in Wien auch würde leben müssen. — „Ja, aber dort kennt ihn niemand.“ — „Und wird das seinen Unterhalt nicht erschweren?“ — „Vielleicht, aber er kann dort etwas verdienen.“ — „Verdienen? auf welche Weise?“ — „Durch Schreiben und Lectiongeben.“ — „Aber konnte er das hier nicht auch?“ — Sie schwieg eine Weile, und kämpfte mit sich; endlich antwortete sie ein kaum hörbares Nein.“ — Ich stutzte; — „und warum nicht, was hinderte ihn daran?“ — Wieder eine Pause, und endlich kaum hörbar: Sein Stolz.

Nun war mir die Sache klar, und ich fühlte erst recht, die schmerzliche und schwere Lage des jungen Paares, das in der Noth noch Stolz und Edelmuth bewahrte. Der junge Mann gefällt mir, und so überspannt sein Stolz und Ehrgeitz manchen scheinen möchte, er ist in Ungarn geboren und das entschuldigt ihn, da er doch zu arbeiten sich nicht schämt, wo niemand ihn kennt.

Ich denke mir diesen jungen Mann lebenskräftig und thätig, es gefällt mir, daß er so viele Selbstständigkeit hatte, zu handeln und das Schicksal zu bekämpfen, ihm gleichsam abzutrotzen, was es ihm zu versagen schien, (die Möglichkeit seine Studien fortzusetzen.) Sind nicht oft eben jene, des Kampfes mit Mühseligkeiten gewohnten Jünglinge, die da Nächte durchwachen weil sie bey Tag ihren Erwerb suchen und Lectionen geben mußten, die besten Köpfe und tüchtigsten Arbeiter? Ist es nicht vielleicht mehr Glück für einen Jüngling, wenn ihn irgend eine Nothwendigkeit zu dieser Thätigkeit zwingt, als wenn er gerade noch so viel hat, als er bedarf, aber nicht so viel um mit Anstand in die Welt zu treten? denn ich glaube daß der Gewinn, den er aus solcher Thätigkeit für die frühere und kräftigere Ausbildung seines Charakters ziehen kann, sehr groß seyn muß.

Ich umarme Euch, Ihr Lieben und Theuern mit zärtlicher Freundschaft. Wie auch Louisens Geschick sich wenden möchte, seyd stets gewiß der innigen Theilnahme

Carolinens v. C**.

Hundert dreyßigster Brief.

Frau Henriette v. S**. an Frau v. S**

**heim am 13. Aug. 1847.

Liebste Schwägerin!

Da ich eben eine Stunde Zeit finde, so benütze ich sie um Dir zu schreiben. Schade nur, daß Du, arme Sophie, immer krank bist, und heuer fast gar nichts von der schönen Zeit genießen kannst, Du würdest doch den Sommer über ein Paar Mahle mit Deinen Kindern gekommen seyn, und wir könnten uns ausplaudern. Komme ich dagegen in die Stadt, was ohnehin nicht oft seyn kann, da die Wirthschaft und die Kinder meine persönliche Gegenwart fordern, so habe ich immer nebstbey eine Menge zu besorgen und einzukaufen; wie zum Beyspiel neulich, wo ich kaum Zeit fand, Dir für Deinen Rath, den ich mit so gutem Erfolge benützte zu danken.

Wie froh bin ich, daß jetzt der Hofmeister aus dem Hause ist! da die Wirkung seiner unvorsichtigen Aeußerungen an den Kindern schon so merklich ward; und ich mir ohne Deinen Rath nicht mehr zu helfen wußte. Mein Mann ist Gott sey Dank nun auch gewitziget, und nimmt sich besser in Acht, und so glaube ich weiter keine üblen Folgen fürchten zu müssen.

Meine arme Minna ist auch wieder heiterer, obwohl sie noch etwas der Nachhülfe und Aufmunterung bedarf, um sich

in Scherz nnd Fröhlichkeit zu mischen. Ihre Gesundheit ist wieder hergestellt und wie froh bin ich, daß die Entwicklung ihrer noch etwas zarten Natur, so glücklich vorüberging. Wie ungegründet sind doch oft unsere Besorgnisse! — und doch ist dieser Gegenstand so wichtig, daß ich lieber allen Müttern eine zu große Sorgfalt, als eine gänzliche Sorglosigkeit anrathen möchte; denn — kann es etwas Wichtigeres geben, als die Unschuld und Tugend unserer Kinder? Minna macht mir jetzt viele Freude, ihr ernsteres Wesen, ihr Fleiß, der durch ihre Lust an stillen Beschäftigungen sehr begünstigt wird, ihre Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, im Zeichnen ꝛc. läßt mich hoffen, daß Mühe und Kosten, an ihrer Erziehung nicht verloren seyn werden. Sie liest auch gern und viel, und ich spreche mit ihr darüber, da ich sonst üble Folgen fürchten müßte. Meine einzige Sorge ist jetzt, daß sie mir zu viel sitze; ich trachte daher sie in Bewegung und in's Freye zu bringen, oder in der Küche zu beschäftigen.

Auch der Thätigkeitstrieb Friederikens, nimmt jetzt eine Wendung nach dem Nützlichen, und beschränkt sich nicht mehr bloß auf ihre Puppe, die sonst außer dem Lernen ihre einzige Beschäftigung war. Sie zeigt besonders zur Musik viele Lust, und macht gute Fortschritte darin, wie sie überhaupt viel Lernbegierde zeigt. Du weißt, daß ich vor zwey Jahren die Kinder tanzen lernen ließ, weil es sich eben fügte, daß die Z**schen auch lernten, und also die Gelegenheit näher und billiger war, als wenn der Meister für sie allein hätte kommen sollen. Allein heuer, wo sie Musik lernten, haben sie mich gequält ein wenig wiederhohlen zu dürfen; denn jetzt

erhält auch erst das Tanzen mehr Interesse für sie. Ich werde daher ihren Wunsch erfüllen, und einige Lectionen geben lassen.

Für August und Heinrich bin ich froh denselben Kostort wieder zu haben, an dem sie schon heimisch sind; und Sigmund bin ich gesonnen auch dorthin zu geben, wenn ich gleich nicht ohne schmerzliches Gefühl, drey Kinder aus dem Hause lassen werde. Aber ich will nicht murren, wenn es das Glück meiner Kinder gilt; — Knaben sind ja für die Welt bestimmt, — und sie freuen sich schon wieder in die Stadt, so lieb es ihnen auch war, das letzte Jahr zu Hause zuzubringen. Der leichte Sinn der Jugend strebt nach Veränderung und gefällt sich in in dem Neuen und Fremden. Ich will es wenigstens so nehmen, und mich nicht über diese scheinbare Gleichgültigkeit kränken; bleiben mir doch auch noch die Mädchen und Franz, denen ich dann mehr Aufmerksamkeit schenken und vielleicht in einem Jahre die Gouvernante schon entbehren kann.

Vorgestern hatten wir einen Besuch aus der Stadt; den * Secretär v. T**. mit seiner Frau und seinen beyden kleinen Mädchen. Es ist sonderbar was es doch für verschiedene Ansichten in der Behandlung von Kindern gibt. Ich hatte Frau von T**. immer für eine gebildete Frau gehalten, hatte daher auch von ihren Kindern, Mädchen von 5 und 8 Jahren, mehr erwartet, denn seit ich Mutter bin, schließe ich unwillkührlich aus dem Benehmen und der Erziehung der Kinder, auf die Bildung der Aeltern. Allein ich kann mich nicht überreden, daß Kinder und noch dazu Mädchen dieses Alters, die doch der Wiege schon entwachsen sind, sich so wie diese Kinder, geberden sollen. Oder hält man sol-

che Ziererenen für guten Ton? — Ich liebe gewiß an Mädchen kein zudringliches, zu freyes Wesen, daß sie aber mit Kindern ihres Alters nicht spielen sollen, wenn sie aufgefordert werden; — daß sie sich in einen Winkel, oder in den Schooß der Mutter verstecken und die Hände auf den Rücken legen, wenn ein Kind z. B. mein Franz, nach ihrer Hand greift, um sie zum Spielen zu führen, das scheint mir lächerlich, besonders da ich weiß, daß die T**schen immer Kostknaben haben, und also die Mädchen Kindergesellschaft doch gewohnt sind!

Auch die Naschhaftigkeit kann ich an Kindern nicht leiden, und unterdrückte sie, als vor einigen Jahren Minna eine Anlage dazu verrieth, mit großem Ernst. Daß aber Kinder dieses Alters, wenn man ihnen mit Zuckerwerk, (den bekannten Zelteln) aufwartet, wie abgerichtete Aeffchen oder Hündchen, die Hände zurückziehen, den Kopf seitwärts drehen, und zurückweichen so weit sie können, das scheint mir übertrieben und affectirt. Ich hüthe selbst meine Kinder so viel als möglich vor Zuckerwerck, allein ich glaubte, daß es unschicklich wäre, wenn sie an fremden Orten das Angebothene zurückweisen, und so den freundlichen, wohlmeinenden Geber in Verlegenheit setzen. So unzart ich es finde, wenn Kinder bey solchen Gelegenheiten mit beyden Händen zugreifen, so ist mir dieß doch noch lieber, weil es kindlicher ist, als das erwähnte Kunststückchen. Daß sie ferner als der Kaffeh kam, keinen nehmen durften, kann ich nicht tadeln, denn ich hatte es, so lange sie klein waren, auch bey meinen Kindern nicht geduldet, daß sie Kaffeh bekamen; und daß sie von Backwerk nur nehmen durften, was die Mutter ihnen gab, finde ich allenfalls auch noch recht, da sie wirklich

noch jung sind; daß aber Muskatbirnchen und Pfirsiche die sie aßen, die Mutter ihnen schälen mußte, fand ich eine eben so komische Verzärtelung, als ich es bey Aepfeln natürlich gefunden hätte.

Ich muß schließen, und bin mit herzlicher Liebe

Deine

Schwägerin Henriette.

Hundert ein und dreyßigster Brief.

Frau Hauptmannin Kolmar an Frau v. S**.

Triest am 18. Aug. 1847.

Beste, theuerste Sophie!

Ihr Brief hat mich zu Thränen gerührt, und ich durchlas ihn mehr als einmahl; — ich habe ihn durchgefühlt, und erkannte nach und nach, daß meine Furcht für Rosa's Glück ungegründet sey. Aber daß es mir wehe that, mich tief in der Seele schmerzte, daraus zu entnehmen, daß ich meinen Kindern im Wege sey, daß ich von ihnen nicht so viel Zutrauen habe, daß sie auch in meiner Gegenwart mit einander froh seyn wollen, — das — ja das kann ich nicht läugnen. Ich habe sehr viel darüber geweint, besonders da ich bemerkte, daß Ihre Andeutung nicht ohne Grund war, da sie beyde heiterer und freundlicher wurden, als ich mich mehr zurückzog und — ich muß sagen aus Trotz, gleich nach dem Frühstück und nach Tische aufstand und fortging. Freylich

bathen sie da mich wieder, doch ein wenig zu bleiben, besonders Rosa, das gute Engelskind; aber ich fühle doch immer mehr mein Unglück, und daß ich eine arme, bedauernswerthe Wittwe und Mutter bin!

Daß ich hier im Hause nicht bleiben werde, ist gewiß; ich will nur eben noch Rosa's Wochenbette abwarten, denn ich will mich nicht von meinem Schwiegersohne darum anfahren lassen, wenn ich darauf sehe, daß Rosa eine gesunde Suppe erhält, und daß nichts auf den Tisch kommt, was ihr ekelt. Wenn ich endlich im Hause meiner eigenen Tochter nicht mehr soll thun können, was ich will, da ich doch nur ihr Bestes will, so sage ich mich ganz von meinen Kindern los. Er (ihr Mann) zieht sie ohnehin noch ganz von mir ab, und es ist, als wenn ich gar nicht mehr Mutter wäre, und nichts zu sagen hätte. Undank ist der Welt Lohn, das ist ein bekanntes Sprichwort, aber Undank von Kindern schmerzt am tiefsten, und das habe ich wahrhaftig nicht um meine Kinder verdient, daß ich in meinen alten Tagen allein stehen soll. Ich meinte es so gut mit ihnen, ich glaubte sie sollten mir es Dank wissen, daß ich die Reise machte und bey ihnen seyn wollte, aber nein, es ist keine Anerkennung, und ich sehe es deutlich, daß sie nur auf meinen Tod warten; — ich kann mir auch nichts anderes mehr wünschen, als einen baldigen Tod, denn wenn meine eigenen Kinder mich nicht mehr ertragen können, was soll ich von Fremden erwarten?

Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß es Ihnen nicht auch einmahl so geht, wie

Ihrer

unglücklichen Freundin

Amalie Kolmar.

Hundert zwey und dreyßigster Brief.

Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**.

*bey Salzburg am 22. Aug. 1847.

Meine liebe theure S**!

Die Lebenshoffnungen Ihrer Louise sind dahin! Schon zu Anfange dieses Monathes kam das Antwortschreiben der Gräfin Deuxponts an ihren Sohn. Sie wird, sie kann und darf, nie ihre Einwilligung zu dieser Verbindung geben, die ein unaustilgbarer Flecken in dem Stammbaume und der Ahnenreihe der Grafen v. Deuxponts wäre. Es stehe ihm frey, schreibt diese stolze Frau an ihren Sohn, da er volljährig sey, auch gegen ihren Willen diese Verbindung zu knüpfen, und — die Ehre, der Liebe aufzuopfern, aber sie sage sich los, von einem ehrlosen Sohne; ihr sey der Schwächling verächtlich, der ein Opfer nicht zu bringen vermöchte, das nicht nur Standes- und Lebens-Verhältnisse von ihm heischten, sondern das er überdieß seinen Vorfahren und Nachkommen schuldig sey. In ihren Augen ist ein Deuxponts seines Nahmens unwerth, der seiner Gemahlin nur ein halbes Glück darbiethen wolle; und doch stehe es nicht in seiner Macht, einer Gemahlin, die ihm nicht ebenbürtig sey, ein vollständiges Glück zu biethen, das doch wohl auch, die Achtung und den

Beyfall der Welt mit einschließe, und nicht bloß auf einer überspannten Idee von Liebesglück und Weltverachtung beruhen dürfe.

Sie sehen diese Dame ist noch nicht von dem Prinzip der Ausgleichung, und der Gleichheit aller Stände ergriffen; und ich schäme mich, daß ich eine Zeitlang auf die Möglichkeit einer Verbindung hoffen konnte, da ich einsehe, daß ihre Ansichten zwar streng und hart, aber wirklich nicht ungerecht sind.

Bewundern Sie meinen Muth, theure Freundin! da Ereignisse die mit solcher Schwere mich treffen, mich nicht zu beugen vermochten. Ich kann und will es zwar nicht läugnen, daß ich Thränen, — Thränen des tiefsten Schmerzes vergoß, über die Vernichtung aller — aller! meiner Lebenshoffnungen; ich glaube nicht, daß diese Thränen mir zur Schande gereichen, den ich bin ja ein Weib, und mir ward die Thräne zur Sühnung innerer Leiden. Niederdrücken konnten diese Leiden mich, — erliegen werde ich ihnen nicht! Deurponts ist außer sich vor Schmerz, — und es thut meinen Herzen wohl, seinen tiefen, aber männlichen Schmerz zu sehen. Sein Schmerz gibt mir Muth, — er gibt mir ja die Versicherung von des Geliebten Liebe; — und ich kann nicht ganz unglücklich seyn, so lange mir diese bleibt! —

Ich habe ihm entsagt, — er, mir — noch nicht; und obgleich ich alles that, um ihn von ferneren Versuchen abzuhalten, und ihn zu versichern, daß ich nie die Seinige werden könne, so hat er doch bereits um einen Urlaub gebethen, und will, so bald es seine Dienstverhältnisse erlauben, selbst nach Paris reisen. Er will seine Mutter sprechen; —

was dem todten Buchstaben nicht gelang, das wird und muß hofft er, der glühenden Rede des einzigen Sohnes gelingen! — Aber auch meine Mutter hofft noch immer; — verzeihe mir Gott, daß ich jemahls über die Kälte dieser Mutter klagte, die mich jetzt mit so inniger Liebe umfängt. Ihr Wunsch mich glücklich zu sehen, ihr Schmerz daß sie, eben sie, das Hinderniß meines Glückes sey, wie sie glaubt, ist so groß, daß sie mit erfinderischer Zärtlichkeit eine Reihe von Möglichkeiten ersinnt, die an's Fabelhafte gränzen, und sich zu Schritten hinreißen läßt, die ohne Erfolg bleiben werden, die sie aber thun will, um einem innern Drange zu genügen mein Glück zu fördern.

Das Dunkel das über ihrer Geburt zu schweben scheint, und dessen sie sich immer geschämt hatte, scheint ihr jetzt ein reicher Born von Hoffnungen. Es ist fast gewiß, daß ihre Aeltern (meine Großältern) französische Flüchtlinge waren; da der Nahme **Du monte**, der Nahme meiner Mutter, auf ihre französische Abkunft hinweist. Der Umstand daß in ihrem Taufscheine, der Geburtsnahme ihrer Mutter nicht angegeben, sondern diese bloß mit dem Nahmen ihres Gatten „**Du monte**“ bezeichnet ist; schien bisher immer beschämend, da es auf die Vermuthung führt, ihre Mutter sey ein nahmenloses Mädchen gewesen, — jetzt keimt ihr daraus die Möglichkeit einer hohen Geburt. — Da sie bald nach ihrer Geburt den Vater, und nur zwey Jahre später, ihre Mutter verlor, so sind ihre Erinnerungen an die Letztere sehr dunkel, und sie weis nur von einer Frau, die sie auf den Armen getragen, und viel geweint habe. Sie war im dritten Jahre, und also im Begriffe sprechen zu lernen, als ihre Mutter starb; — sie erinnert sich einzelner Worte die ihr vorgespro-

chen wurden, und glaubt ihre Mutter müsse den Nahmen Deuxponts genannt haben; und vielleicht wohl gar eine geborene Deuxponts gewesen seyn. Wahrscheinlich verwechselt sie damit den ähnlich klingenden Nahmen ihres Vaters, — Du monte.

Sie hat diese Vermuthungen und halben Erinnerungen, dem Grafen zum Glücke nicht mitgetheilt; denn sie fürchtet zum Theil selbst, sich zu täuschen, und in ihm ungegründete Hoffnungen zu wecken, zum Theil aber auch sich lächerlich zu machen. Aber das unbedingte Aufgeben dieser Hoffnungen ist ihr unmöglich, — sie will daher um alles selbst zu sehen und sich zu überzeugen; und um die Sache nicht fremden Händen vertrauen zu müssen, während der Abwesenheit des Grafen, nach der Schweitz an den Ort ihrer Geburt reisen, wobey ich sie begleiten soll. Wir werden also wahrscheinlich diese Reise schon in Kürze antreten. Bewundern Sie doch den erfinderischen Geist der Mutterliebe, und erwarten Sie, wenn auch keine Reisebeschreibung, doch eine scitzirte Erzählung, des Ihre Louise betreffenden Merkwürdigen oder Erwähnungswürdigen. Wenigstens wird es mir im höchsten Grade interessant seyn, den Geburtsort meiner guten Mutter zu sehen, wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß Erinnerungen so weit zurückführen können, als diese theure Mutter mich glauben machen will.

Doch nun zu der weiteren Beantwortung Ihres Schreibens, und zu meinem Danke für die ausführliche Beantwortung meiner neulichen Frage. Ich sah daraus mit Erstaunen, daß selbst unsere Humanitäts-Anstalten, für die Sittlichkeit der ärmern und weniger gebildeten Volksklasse gefährlich sind, und daß es noch ungewiß ist, ob sie nicht eben so viel scha-

den als nützen. — Sie sprechen davon, daß man für arme, eheliche Kinder etwas thun sollte, und deuten auf Vermehrung der Ehen hin; — gewiß hätten wir dann wohl mehr eheliche arme Kinder, aber eben so gewiß, weniger uneheliche; denn der gemeine Mann würde in seinem Hause das beste Schutzmittel wider die Unsittlichkeit finden. Er läßt es sich gefallen, Ein, auch zweymahl abgewiesen zu werden, wenn er aber die Hoffnung verliert, die Bewilligung zur Ehe jemahls zu erhalten, und doch für den ehelosen Stand, keinen Beruf hat, so glaubt er nun seine Pflicht gethan zu haben, und ein unmoralisches Verhältniß gerechtfertigt.

Die Art in welcher die von Ihnen erwähnten Bekleidungs- und Beschäftigungs-Anstalten bestehen sollten, bitte ich Sie, mir erst näher zu erklären; aber wenn sie ausführbar wären, so müßten sie gewiß von großem Nutzen und merklicher Erleichterung für die armen Aeltern seyn. Die Wirksamkeit der Armen-Versorgungs-Anstalten und Siechenhäuser ist, wenn auch mancher Wunsch noch zu erfüllen bleibt, und wenn es auch wünschenswerth seyn muß, daß der von Ihnen gerügte Uebelstand vermeidlich würde, doch im Ganzen so segensreich und nöthig, daß sie nicht unterbrochen werden darf. Fordern wir nicht zu viel von Anstalten, die doch immer nur Menschenwerk sind, und freuen wir uns des Guten das sie verbreiten, indem wir von der Zukunft die Abhülfe mancher Mängel hoffen. — Eine der schönsten Anstalten unserer Zeit, ist denke ich diejenige, die den Trieb zur Sparsamkeit, in der ärmeren Volksklasse unterstützt; — ich meine die Sparkassen. Ich kann mir nichts Gemein-

nützigeres denken, als die Wirksamkeit, dieser jetzt schon überall bestehenden Sparkassen.

Die Wirkung auf die Sittlichkeit des Volkes, durch aufmunternde und empfehlende Sittenzeugnisse, denke ich mir sehr wichtig, denn es müßten keine Privat-, sondern öffentliche Zeugnisse seyn, sonst würden sie bald eben so wenig gelten, als die Zeugnisse der Dienstbothen, aus denen man außer der Dauer der Dienstzeit, so viel als gar nichts ersehen kann, weil jeder Dienstgeber, um das weitere Fortkommen des Dienstbothen nicht zu hindern, verpflichtet ist, demselben Fleiß, Treue und Sittlichkeit zu bestätigen.

Ueberhaupt glaube ich, müßte man auch auf Verbesserung des Dienstbothenwesens hinwirken und würde dadurch wesentlich zur Versichtlichung deß Volkes beytragen. Ich glaube, daß dieser Gegenstand viel zu wenig beachtet wird, und daß er gewiß auch von Wichtigkeit wäre. Es bestehen zwar Dienstbothenprämien, für alte, ausgezeichnete Dienstbothen, aber diese sind zu selten um eine recht allgemeine Wirkung zu thun. Auch können sie, da es im eigentlichsten Sinne des Wortes „Dienstbothen-Prämien" sind, nur alten dienenden Personen zukommen, die schon so zu sagen, den größten Theil ihres Lebens in Diensten zugebracht haben. Junge Mägde, denken also gar nicht daran, eine solche Prämie je zu verdienen, denn sie verdingen sich mit dem Gedanken, in einigen Jahren wenn sich eine Gelegenheit findet, oder ihr Geliebter den sie auch wohl schon haben, Brot und Bewilligung erhält, zu heirathen. Erst wenn sie älter werden, und die Hoffnung auf eine Versorgung allmählich schwindet, denken sie daran, um solche Prämien zu werben.

Um junge Dienstleute zu ermuntern, zur Sittlichkeit und zum Fleiß anzueifern, sollte man, glaube ich, ähnliche Zeugnisse, wie Sie für Arbeiter vorschlagen, ämtlich ausstellen, die den Vortheil hätten, eine Heirathsbewilligung zu befördern und zu unterstützen.

Sie sehen ich gehe in Ihre Gedanken ein, und mache sie zu den meinigen. In Ihrem nächsten Schreiben hoffe ich etwas über Ihre vorgeschlagenen Bekleidungs-Anstalten ꝛc. zu finden. Mein nächstes Schreiben erhalten Sie wahrscheinlich erst nach meiner Rückkehr aus der Schweitz.

Mit zärtlicher Hochachtung

Ihre

bewegte Freundin

Louise v. Seeheim.

Hundert drey und dreyßigster Brief.

Frau Rosa L** an Frau von S**.

Triest am 27. Aug. 1847.

Theuerste Frau v. S**!

Mit schweren Herzen ergreife ich auch heute wieder die Feder, um Ihnen mitzutheilen was sich in unserm kleinen Kreise zutrug, seit ich meinen letzten Brief an Sie absendete. Wie wohl thut es meinem Herzen, an Ihnen eine Freun-

din zu haben, von der ich mit Ueberzeugung weis, daß sie mich nicht mißversteht, um so mehr, da nur ein vollständiges, umständliches Vertrauen, Ihre Einwirkung auf meine Mutter möglich machen kann.

Schon einige Tage früher, als ich Ihren Brief erhielt, merkte ich in dem Betragen meiner Mutter eine Aenderung, die ich Ihrer Einwirkung zuschrieb; besonders daß sie uns mehr allein ließ. Sie brachte wie gewöhnlich den Tag in meiner Gesellschaft zu, erhob sich aber nach Tische bald, unter dem Vorwande, irgend etwas in ihrem Zimmer zu wollen. Wir ließen sie anfangs ungehindert gehen, bemerkten aber bald, daß ihr Aufstehen und Forteilen immer unmittelbarer nach Tische, und mit einer gewissen Bitterkeit geschah, — und bathen sie daher vereint, doch noch ein wenig zu bleiben. Sie gab uns nach, allein wie ich glaube, mit unterdrückter Empfindlichkeit; denn versöhnt war sie nicht. Sie begegnete, zwar mir sehr gütig, aber gegen Emil kehrt ihre Güte nicht zurück. So gibt zum Beyspiel der Antheil, den sie als Frau und Mutter an der Wirthschaft nimmt, sehr oft Anlaß zu kleinen bittern Bemerkungen.

Sie fragte mich vor einiger Zeit, ob es mir denn wohl zuwider sey, wenn sie mit mir in die Küche gehe, und mir etwas überhelfen wolle, was sie ja doch in der Zeit meines Wochenbettes werde thun müssen. Ich wußte, daß ich ihr diese Frage nicht bejahen durfte, ohne ihren Unwillen zu reitzen, und sagte daher: „Es sey zwar meine Pflicht, aber wenn es Sie freue und zerstreue, so werde es auch mich freuen, Sie so beschäftigt zu sehen." Es ist zwar gewiß, daß ich dadurch nicht nur die nöthige Selbstübung entbehre, sondern auch bey den Dienstleuten an Ansehen ver-

liere, weil sie nicht so behuthsam ist, wie meine gute Schwiegermutter, sondern meistens ohne Rücksicht auf die Gegenwart derselben, mir meine Unkenntniß vorwirft, und daß sie das doch besser verstehen müsse; was ich ihr allerdings weder bestreiten kann, noch mag. Ich verlor daher ohnehin seit ihrer Anwesenheit Muth und Liebe zur Küche immer mehr, und war es zufrieden ihr die Wirthschaft zu überlassen, da ich ihren Wunsch deutlich genug merkte.

Allein es ist, wie Sie bereits wissen, bey uns Sitte, nach einem Speisezettel zu speisen, den Anfangs die Köchin, später ich, verfaßte, und den mein Mann einsieht und gut heißt; eine Rücksicht die zwar nicht in allen Häusern statt findet, die ich aber nicht unbillig finde und ihm gern erweise; da er auf guten Tisch einen Werth legt. Da er nun seine Lieblingsgerichte sich merkt, und weiß daß er darauf rechnen kann, wenn er sie auf dem Speisezettel sah, so verdrießt ihn jede, von meiner Mutter vorgenommene Aenderung um so mehr, da diese Fälle sich sehr häufen. — Da ich unsere Mahlzeit ohnehin schon vereinfacht habe, aber irgend einen Braten oder verschiedenartige Fleischspeisen, außer den Fasttagen, die er gewissenhaft hält, doch nicht unbillig finden kann, so beobachte ich darin mit Rücksicht auf ihn, die größte Auswahl. Besonders liebt er wildes Geflügel, allein gewöhnlich bekommen wir statt dessen zahmes, — so wie statt anderem Wild, Kalbs-, Schweine- oder Schöpsenfleisch. Rügt mein Mann diese Aenderung, so wirft sie ihm vor, er sey ohne alle Rücksicht auf mich und meine Umstände, da ich diese Gerichte, wie er doch wisse, nicht essen könne.

Eben so ändert sie oft seine Lieblingssuppen in Reis oder Gerste. Daß solche willkührliche Aenderungen meinen Mann

verdrießen, kann ich ihm nicht verdenken, besonders da er die letztere nicht liebt, und ich hatte also längst gefürchtet, daß er einmahl aufbrausen werde, wie es neulich wirklich geschah. Er hatte eben eine seiner liebsten Suppen erwartet, und es kam wieder diese fatale Gerste. „Schon wieder Grütze? sagte er zu mir etwas unfreundlich, warum jetzt so oft Grütze? und ich dachte, Du hattest etwas anderes bestimmt.“ — „Freylich hatte ich, erwiederte ich etwas verlegen, aber ich war nicht selbst in der Küche,“ — „und da habe ich, — fiel meine Mutter mir in's Wort, diese Suppe besorgt, die für Rosa gesünder ist, als alle andern, und die auch mir, die ich nicht heickel bin, sehr wohl schmeckt;“ (und es ist wahr, daß dieß eine ihrer Lieblingssuppen ist) — „Allein ich dächte doch, erwiederte Emil gereitzt, daß auch ich einige Rücksicht verdiente.“ —

Es kam nun zu unangenehmen Worten, da meine Mutter ihm vorwarf; es stehe wohl auch ihm zu, ein kleines Opfer zu bringen, da seine Frau so viel entbehren müsse, ꝛc. Ich saß auf Kohlen, denn ich finde es unbescheiden, wenn Frauen ihren Männern beständig diese Opfer und Entbehrungen vorrechnen, oder wohl gar die freywillige, und nutzlose Mitentsagung derselben fordern. Es ist offenbar, daß wir zu diesen Beschwerden bestimmt sind, während der Mann die Lasten und Sorgen des Geschäftslebens zu tragen hat, und also ebenfalls von Beschwerden nicht frey ist. — Er ließ endlich ein Wort fallen, daß in seinem Hause nur ich, Frau sey, und zu befehlen und anzuordnen habe, was sie sehr übel nahm, und erklärte, daß sie auf der Stelle gehen werde, da sie in einem Hause, wo sie nicht respectirt, auf sie keine Rücksicht genommen und überdieß ihre Tochter gegen

sie aufgehetzt werde, nicht länger bleiben wolle. Sie ging so weit, ihm Undank vorzuwerfen, indem er ihr das Herz einer Tochter entzöge, die immer an ihr gehangen, und nun auch mit ihm halte. Sie bereute die Bethörung in der sie ihre Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben, und ihre Tochter an einen Mann weggeworfen habe, der allen Mutterrechten Trotz biethe, denn sie habe mich unter ihrem Herzen getragen und geboren, — und es stehe nun auf dem Puncte, daß sie mit mir nichts mehr zu thun haben, und kein Wort mit mir sprechen dürfe, wenn er nicht seine Einwilligung gab; — sie sey also losgerissen von mir, und eine kinderlose Mutter!

Es ist nicht möglich, theuerste Freundin, Ihnen meine Stimmung zu schildern. Ich war außer mir vor Schmerz, diese Scene nicht vermieden zu haben; — ich bath, ich flehte, und es gelang meinen Bitten, sie noch zurückzuhalten, und ihr Bleiben bis nach meiner Entbindung zu bewirken. Aber eine recht herzliche Versöhnung zu stiften, das gelang mir nicht. Die Gemüther sind gereitzt; meine Mutter sucht alles auf, was auf ihn ein ungünstiges Licht zu werfen scheint; und L** rügt jede Einmischung derselben gegen mich, und meint, daß meine Mutter schon deßhalb in seinem Hause nicht seyn müsse, um mich nicht zu verführen, und gegen meine ehelichen und Hausfrau-Pflichten lau zu machen. Er sagt dieß in allem Ernste, indem er vermuthet, daß meine Mutter in seiner Abwesenheit im Umgange mit mir manches äußern werde, das eben nicht zu seinen Gunsten sey, worin er freylich nicht unrecht hat. — Mein Herz blutet bey dem Gedanken, daß ich dem schönen Glück, diese theure Mutter um mich zu haben, wohl für immer werde entsagen müssen;

denn Emil hat sich bestimmt geäußert, ihr sein Haus nie wieder als bleibenden Aufenthalt zu biethen, sondern sie nur um Besuche zu bitten, die dann gewiß auch ihm willkommen seyn würden.

Wie sehr bedaure ich Ihre fortwährende Kränklichkeit, besonders da meine Mutter mir sagt, daß die Heilung Ihres Zustandes, der die Folge eines Uebersehens der Wehmutter ist, nur sehr langsam möglich ist, wenn sie nicht gleich anfangs bewirkt wird. Wie schmerzlich muß es Ihnen seyn, eine Thätigkeit zu unterbrechen, die Sie so gewohnt sind, und die jetzt Ihre Schwäche und Ihr gefährlicher Zustand verbiethet. — Auch ich fühlte schon, wie angenehm eine solche Thätigkeit ist, da ich eine Zeitlang meine Wirthschaft selbst besorgte, und nun so manches von der Kinderwäsche selbst strickte und häckelte; vieles andere wenigstens selbst zuschnitt, obgleich auch hier meine gute Mutter mir beystand, wofür ich ihr sehr dankbar bin.

Ich bin trotz allen Stürmen noch immer gesund. — Leben Sie wohl, theure Freundin, mit Empfehlungen an Ihren Herrn Gemahl, und Küßen an Ihre Kleinen, zeichnet sich

Ihre

vertrauende Freundin

Rosa L**.

Hundert vier und dreyßigster Brief.

Frau v. S** an Frau Hauptmannin Kolmar.

Gratz am 30. Aug. 1847.

Beste Amalie!

Die Stimmung die in Ihrem letzten Schreiben herrscht, zeigt mir deutlich, daß ich Ihren Brief bald beantworten muß, denn es ist eine trübe, menschenfeindliche Stimmung, von der ich nicht möchte, daß sie in Ihrem Herzen Wurzel schlüge.

Sie sind zerfallen mit sich selbst, mit Ihren guten Kindern und dem Schicksal. Sie fühlen sich unglücklich und die Bitterkeit mit der Sie das empfinden, reißt Sie zu Trotz und Ungerechtigkeiten hin. Sie klagen über Undank, und glauben sich in Ihren Rechten gekränkt, während Sie auf dem Puncte stehen, die Rechte Anderer zu kränken. Sie wünschen sich endlich einen baldigen Tod, da Sie zu bemerken glauben, daß Ihre eigenen Kinder sie nicht ertragen können; allein es fällt Ihnen nicht ein, diese finstere menschenfeindliche Stimmung abzuschütteln, es fällt Ihnen nicht ein zu untersuchen, ob und in wie fern dieselbe sie in einem gehässigen Lichte zeigen könnte. Mit einem Worte, — Sie haben die Krankheit der meisten Schwiegermütter, ohne es zu wissen, und Sie

werden bey mehrerer Ueberlegung einsehen, daß Sie eben deßhalb dem schönen Glücke mit Ihren Kindern unter Einem Dache zu leben, entsagen müssen; wenn das Glück derselben Ihnen noch theuer ist, denn — diese Krankheit ist gewöhnlich unheilbar.

Ich weiß daß Sie dieß bezweifeln werden, denn Sie sind sich ja bewußt, nur das Glück Ihrer Kinder gewollt zu haben; allein glauben Sie mir, theure Freundin, daß bey weitem die größeste Zahl jener Frauen, die den Begriff einer „Schwiegermutter im Hause“ — in ein so übles Licht setzten, dieß Bewußtseyn mit Ihnen theilten. Gewiß nur wenige untergruben absichtlich, aus vorsätzlicher Bosheit das Glück ihrer eigenen Kinder; — sie hätten ja diese Kinder hassen müssen, und dieß wäre so unnatürlich, daß ich es nicht glauben kann; — wenn sie absichtlich Unfrieden in die Ehe Ihrer Kinder gesäet, ihre Freuden verbittert, und ihr Leben vergiftet hätten. Sie hätten nur sich selbst hassen müssen, um vorsätzlich durch üble Laune und Unverträglichkeit sich zum gefürchteten Gespenst, statt zur geliebten Mutter zu machen. Es liegt ein seltsamer Widerspruch in dem Charakter des schwiegermütterlichen Verhältnisses, aber vielleicht ist die Erklärung dieses Widerspruches nicht so schwer, wenn wir die Natur des erwähnten Verhältnisses näher betrachten. Wir werden zuerst finden, daß sehr oft die zärtlichsten, besten Mütter, die unleidlichsten Schwiegermütter wurden, und daß jene Frauen, die ihr eigenes Recht als Hausfrauen am besten zu behaupten wußten, das ihrer Töchter und Schwiegertöchter oft am wenigsten respectirten.

Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht umhin, Ihnen vorerst eine allgemeine Betrachtung über den Charakter dieses

Verhältnisses, oder eine Definition desselben mitzutheilen, die sich mir aufdrängt, und deren Richtigkeit sie mir gewiß nicht ganz abläugnen können, — ehe ich über Ihr persönliches Verhältniß mehr sage. — es ist nähmlich gewiß, daß eine Mutter stets von der individuellen Liebenswürdigkeit ihres Kindes am innigsten überzeugt ist; sie wird also auch von ihrem Schwiegerkinde, sey es Sohn oder Tochter, die größtmöglichste Anerkennung und Würdigung der Vorzüge ihres eigenen Kindes, erwarten, hoffen und fordern. Fast immer wird der Grad ehelicher Liebe, Aufmerksamkeit und Achtung, mit dem ihr Kind behandelt wird, ihr zu gering scheinen, während sie mit einer Art eifersüchtiger Besorgniß den Eindruck bewacht, den das Benehmen des Gatten auf ihr Kind hervorbringt. In ihren Augen wird die sorgende, und vollends die blinde Zärtlichkeit eines Sohnes gegen seine Gattin, die hingebende, vertrauende Liebe einer Tochter gegen den Gatten, fast immer zu groß, ja übertrieben erscheinen. Sie wird ihr Schwiegerkind um diese Liebe nicht nur beneiden, sondern ihm selbst das Erregen derselben als einen Eingriff in ihre Rechte, als eine Schmälerung ihres bisherigen Besitzes verargen. Sie wird, sie muß, wenn sie nicht im Stande ist durch Vernunft den natürlichen Trieb zu zügeln, es schmerzlich empfinden, — das ein anderes Wesen dem Herzen ihres Kindes, — das ihr, dem sie, bisher Alles oder doch das Nächste, das Theuerste war, noch näher, noch theurer seyn soll. Ewig wird, wenn sie auch die Vorzüge ihres Schwiegerkindes nicht läugnen kann, dieß Gefühl von mütterlicher Eifersucht, die lebhafte, unpartheyische Würdigung derselben hindern und beschränken.

Es gehört nicht nur Vernunft, nicht nur wirkliche Herzensgüte, — ich glaube es gehört sogar Selbstbeherrschung dazu, um das Verhältniß und die Vorzüge des fremden Kindes, mit derselben Gerechtigkeit wie die des eigenen zu beurtheilen. Es gehört endlich Mutterliebe in hohem Grade dazu, aber eine von Selbstsucht und Eitelkeit ganz freye Mutterliebe, wenn die Mutter des fremden Kindes und seiner Liebe sich von Herzen freuen, wenn sie ihm die Liebe des eigenen Kindes gönnen, und ohne Neid diese gegenseitige Liebe zum erhöheten Glück ihres Kindes nöthig finden soll. Aber nicht nur diese Eifersucht, die aus dem mütterlichen Gefühl entspringt, steht dem guten Einvernehmen im Wege, sondern eine eben so große, vielleicht noch gefährlichere — Eifersucht auf mütterliches Ansehen. Gewohnt in ihrem eigenen Hause, Hausfrauenrechte zu üben, und zu genießen, vergessen Mütter sehr oft, daß in dem Hause eines verehelichten Sohnes, — einer Tochter, ihre Hausfrauenrechte nicht mehr gelten können. Sie vergessen daß sie in einem Hause nur Gast seyn können, in dem ihre Tochter oder Schwiegertochter, Hausfrau, ihr Sohn oder Schwiegersohn, Hausherr ist, und wenn sie auch so gerecht sind, diese Rechte anzuerkennen, so fordern sie von ihren Kindern als Mütter, das freywillige Aufgeben dieser Rechte, als eine Rücksicht, die man ihnen schuldig sey. Sie fordern entweder geradezu oder durch Sticheleyen, Folgsamkeit gegen ihre Meinungen und Rathschläge, da Alter und Erfahrung auf ihrer Seite sind. Und wenn sie endlich auch einsehen, daß ihre Tochter oder Schwiegertochter als Hausfrau Rücksichten auf den Herrn des Hauses als ihren

Gatten zu nehmen hätte, so setzen sie sich doch gewöhnlich darüber hinaus, oder sie sind zu stolz, um gegen einen jungen Mann, gegen einen Sohn oder Schwiegersohn ähnliche Rücksichten zu nehmen, wie früher gegen den eigenen Gatten, weil die Beobachtung derselben nicht nur Fügsamkeit, sondern sogar eine Art von Gehorsam fordert.

Ich glaube daß dieß die gewöhnlichsten Ursachen sind, die das Regiment der Schwiegermütter in so schlechten Ruf brachten. Und sollte nicht auch bey Ihnen, meine Amalie, diese gefährliche, doppelte, mütterliche Eifersucht, die Hauptquelle ihres Unglückes seyn? Ich glaube fast, — und ich würde Ihnen Ihre Schwägerin die Frau v. L**, als Muster einer liebenswürdigen und anspruchslosen Schwiegermutter empfehlen, — — wenn ich nicht wüßte, — daß es jetzt nicht mehr in Ihrer Macht steht, Ihren Charakter zu ändern, und daß Sie von jeher zu eifersüchtig auf Ihr mütterliches Ansehen und auf Ihre Hausfrauenrechte waren, um sich ohne schmerzliche, bittere Empfindung in einem Hause zu gefallen, wo Sie nicht Hausfrau sind!

Ich sehe mit Erwartung Ihrem nächsten Schreiben entgegen, und ich würde fürchten, daß Sie nach der freymüthigen Darlegung meiner Ansichten, über Ihr gegenwärtiges Verhältniß im Hause Ihrer Kinder, mir zürnen würden, wenn ich nicht von Ihrer Freundschaft, Gerechtigkeit und Herzensgüte zu überzeugt wäre! In diesem Schreiben hoffe ich ja auch die Nachricht von der Geburt Ihres Enkelchens zu finden. Mit ganz neuen Empfindungen werden Sie mir

diese Nachricht geben, und in dem zarten Kinde auf's Neue ein Band sehen, das Sie mit Ihrem Schwiegersohne näher verbindet.

Leben Sie wohl, meine Amalie, mit unveränderlicher Freundschaft

Ihre

Sophie v. S**.

Inhalt
des zweyten Bandes.

Datum. 1846. Seite.

Neun und fünfzigster Brief.

14. Oct. Julie Western an Frau v. S** . 1
Ueber Menschenfeindlichkeit und Altklugheit. — Satyrische Schilderung der heutigen Mädchen. — Ueber einseitige Bildung (ausschließende Verstandesbildung). — Naseweise Kinder. — Ueber geschwisterliches Verhältniß; — Hindernisse des guten Einvernehmens, — Verschiedenheit des Alters, — des Temperamentes; — Hofmeistern; — Partheylichkeit der Mütter; — Schönheit. — Ein leichtsinniger Bruder.

Sechzigster Brief.

16. Oct. Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C** 7
Mutterpflicht gegen erwachsene Söhne; über Religion. — Ein junger Freysinniger, der sich von der Kirche lossagt. Seine Ansichten; — die Angst seiner Mutter.

Ein und sechzigster Brief.

23. Oct. Rosa Kolmar an Frau v. S** . . 13
Die Wirkungen mütterlicher Mißgriffe auf die Tochter. — Die Gefühle eines Mädchens, dessen

Datum. Seite.
1846.

Aeltern nicht vorsichtig genug gegen junge Männer sind, und das gezwungen wird in einem Taumel von Vergnügungen zu leben. Sittsamkeit und beleidigtes Zartgefühl. – Die Gefühle einer Liebenden; — ihre Angst, nicht nach ihrem Herzen wählen zu dürfen.

Zwey und sechzigster Brief.

24. Oct. **Frau v. S** an Frau Henriette v. S**** 16

Ueber kindisches Wesen; — in wie fern es die Schuld der Mütter ist. – Hofmeister; — Gouvernanten; — Nothwendigkeit ihrer Ueberwachung. — Ueber Standeswahl; – geistlichen Stand; — Neigung und Beruf dazu. — Zu frühe Standeswahl; — Aelternpflicht dabey. — Nöthige Vorsicht, um bey leicht empfänglichen Kindern, die schädliche Frühreife zu verhindern.

Drey und sechzigster Brief.

30. Oct. **Frau Gräfin v. C** an Fr. Baronin v. Seeheim** 20

Ueber Religion und religiöse Irrthümer. – Nöthige Vorsicht in der Wahl eines Priesters zum Umgange für einen jungen Freysinnigen; – detto eines jungen Mannes zum Umgange für ihn. — Behandlung eines solchen Irrenden. – Ueber religiöse Schriften. Vorsichtige Auswahl derselben für einen Zweifler.

Vier und sechzigster Brief.

31. Oct. **Fr. Hptmin. Kolmar an Fr. v. S**** 23

Die Folgen mütterlicher Mißgriffe. – Beschä-

Datum. Seite.
1846.

mung, Schmerz und Reue. — Der Hausfreund. — Eine Bewerbung nach den Verhältnissen und und dem Zeitgeiste. — Eindruck derselben auf liebende Aeltern. — Gewissensbisse. — Ein Schritt zu viel. — Eine Bewerbung die jedem Zeitalter Ehre macht; — Eindruck derselben auf die Aeltern. — Die Gefühle einer Mutter und des Mädchens um das geworben wird. — Die Forderungen eines Bräutigams.

Fünf und sechzigster Brief.

6. Nov. **Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim** 33
Ueber Liebe und Standesverhältnisse; — Folgen eines Mißbündnisses; — das Genie im Kampfe mit den Lebensverhältnissen. — Eine Gattin deren Treue den Verhältnissen trotz biethet.

Sechs und sechzigster Brief.

9. Nov. **Frau v. S** an Fr. Hptmin. Kolmar** 39
Eine Mutter deren Tochter dem Gatten folgt. — Das schmerzliche eines Irrthumes aus Mangel an Menschenkenntniß. — Ein Hausfreund. — Die Gefahren ehelicher Treue in späteren Jahren. — Einführung in die Welt. — Grundlage einer kühnen Bewerbung. — Moralischer Zwang. — Mädchenzartheit, und schuldige mütterliche Rücksicht. — Ursachen der Warnung vor flüsternden Gesprächen. — Einfalt und Unschuld. — Schluß aus der Bewerbung eines Mannes, aus seinem Charakter. — Ueber die Gefühle einer Mutter, deren Tochter Braut werden soll. — Wie sind sie gewöhn-

Datum. 1846. Seite.

lich? — Ueber die Stimmung eines Mädchens das Braut werden soll; — Schlüße aus ihrer Stimmung.

Sieben und sechzigster Brief.

15 Nov. **Fr. Hptmin. Kolmar an Fr. v. S**** 45
Eine Verlobung. — Eine Braut und eine Brautmutter. — Gefühle und Gedanken der Letzteren. — Die Bildung für das Leben; — ein Bräutigam der seine Braut selbst vollends erziehen; — sie durch Nachsicht zur Uebung kommen lassen will. — Ueber Sticheleyen junger Ehemänner und ihre Wirkung. — Ueber Kochenlernen; — wie muß es geschehen um Erfolg zu haben? — Was ist bey sehr beschränkter Lehrzeit das Wichtigste? — Eine Ausstattung. — Die Gefühle der Aeltern deren einzige Tochter dem Gatten folgt. — Eheliche Treue in späteren Jahren. — Der Abschied des Hausfreundes. — Mutterlehren an eine Braut.

Acht und sechzigster Brief.

16. Nov. **Frau v. S** an Julie Western** . 52
Ein junger Leichtsinniger. — Schwesterpflicht gegen ihn. — Umgang zwischen Mädchen. — Ob Frauen Künstlerinen seyn; — und worin sie es zur Vollkommenheit bringen sollen? — Die Stimme eines weiblichen Herzens.

Neun und sechzigster Brief.

16. Nov. **Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**** 55
Freymüthige Religiösität bey conventioneller Liebenswürdigkeit. — Häusliche

Datum. Seite.
1846.

Andacht. — Religiöse Gleichgültigkeit aus falscher Scham. — Die Wichtigkeit der Wahl eines Priesters zum Umgange für einen jungen Freysinnigen. — Ein Priester wie er seyn soll. — Die ersten Wirkungen seines Umganges.

Siebenzigster Brief.

18. Nov. **Baronesse Louise v. Seeheim an Fr. v. S**** 60
Ueber Genie und seine Wirkungen. — Ueber Bekanntgabe der Nahmen von Seite der Hausfrau; — über in's Ohr raunen. — Folgen eines Mißbündisses. — Die Hoffnung eine Verlorene zu finden. — Freundschaft und Liebe.

Ein und siebenzigster Brief.

18. Nov. **Rosa Kolmar an Herrn Emil L**** . 63
Eine liebende, bescheidene Braut und Brautmutter.

Zwey und siebenzigster Brief.

21. Nov. **Fr. v. S** an Fr. Hptmin. Kolmar** 67
Ueber die Gefühle einer Braut und Brautmutter. — Der Werth ehelicher Treue in den spätern Jahren; — die Gefahren die sie bedrohen. — Ueber Mutterlehren an eine Braut; — worin bestehen sie gewöhnlich?

Drey und siebenzigster Brief.

21. Nov. **Frau v. S** an Rosa Kolmar** . . 70
An eine Braut über die Gewalt der Frauen das Glück ihrer Ehe zu erhalten. — Einfluß auf die Grundsätze des Gatten.

Datum. Seite.
1846.

Vier und siebenzigster Brief.

22. Nov. **Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**** 72

Ein Priester wie er seyn soll. — Ueber die Hindernisse die dem freymüthigen Umgange zwischen Geistlichen und Weltlichen entgegenstehen. — Das Benehmen der Priester. — Religiöse Lauheit und Freysinnigkeit. — Ob und welche Gründe sie hat? — Die Freywilligkeit der Taufe; — ob es Pflicht ist die Kirche zu hören; — und ob ein Mann von Ehre sich ihren Vorschriften widersetzen darf? — Ueber Fastengeboth; — Dispensen; — Kirchenbesuch. — Die Wichtigkeit des Bestehens von Gotteshäusern; — und ihres Besuches. — Das Cölibat des katholischen Clerus; — die priesterliche Kleidung.

Fünf und siebenzigster Brief.

24. Nov. **Rosa Kolmar an Frau v. S**** . . 85

Brautgefühle. — Zarte Dankbarkeit gegen eine ältere Freundin. —

Sechs und siebenzigster Brief.

28. Nov. **Fr. Gräfin v. C** an Fr. Baronin v. Seeheim** 87

Christliche Freude über gutes Christenthum. — Ueber Gottesdienst; — Religionsübung; — Priesterstand; — Rückwirkung desselben auf die Religion. — Wichtigkeit der Kirche und des Kirchenbesuches. — Frömmigkeit und Frömmeley. — Das Gemüth einer sich selbst überlassenen Schwärmerin; — Hang zum Aberglauben; — Vertrauen. — Wirkungen der Religion.

Datum. Seite.
1846.

Sieben und siebenzigster Brief.

3. Dez. **Baronesse Louise v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**** 94
Frage; — Bitte und Vermuthung.

Acht und siebenzigster Brief.

6. Dez. **Julie Western an Frau v. S**** . . . 96
Treue Erfüllung einer schweren Schwesterpflicht. — Umgang mit Mädchen; — Wirkungen der Einsamkeit und der Freundschaft.

Neun und siebenzigster Brief.

12. Dez. **Fr. Gräfin. v. C** an Baronesse Louise v. Seeheim** 101
Vertrauen. — Gerechtfertigte Hoffnung. — Gefühle einer Liebenden, Eifersüchtigen und Neugierigen. — Wirkungen verfehlter Erziehung. — Erziehung der Mädchen in Instituten. — Schattenseiten derselben. — Strafbarkeit jener Mütter, die ihre Töchter nicht selbst erziehen; der Fall in dem dieß wünschenswerth seyn könnte. — Eine Waise; — Schwärmerey und Romantik. — Eine Liebende und ihr Bräutigam. — Trennung und Flucht. — Bedingung der Rückkehr. — Nachforschungen.

Achtzigster Brief.

20. Dez. **Frau Rosa L** an Frau v. S**** . 110
Eine junge Gattin; — ihre Stellung im geselligen Leben; — Fügsamkeit der Frauen in die Ansichten und Verhältnisse des Gatten. — Hauswirthschaft; — Eintheilung des Hauswesens; — Ordnung im Innern; — Ueberwachung von Dienstbothen.

Datum. Seite.
1846.

Ein und achtzigster Brief.

22. Dez. Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S** 114
Bitte um Aufklärung; — Mittheilung.

Zwey und achtzigster Brief.

26. Dez. Frau v. S** an Julie Western . . 115
Mittheilung einer Entdeckung.

Drey und achtzigster Brief.

28. Dez. Julie Western an Frau v. S** . 117
Freude über eine Entdeckung. — Ueber Schwärmerey und Romantik — Charakterbildung durch das Leben — Ob Frauen Künstlerinen seyn sollen; — und ob für Frauen die Erfüllung ihrer Hausfrauenpflichten wichtiger ist als die Uebung von Talenten. — Ueber Frömmigkeit.

Vier und achtzigster Brief.

29 Dez. Fr. v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim 120
Anerkennung thätiger Freundschaft. — Folgen eine Mißbündnisses; — Stolz einer Tochter; — Gefühle einer Gattin.

Fünf und achtzigster Brief.

2. Jän. Frau Henriette v. S** an Fr. v. S** 123
1847.
Ueber Unterricht in den Schulgegenständen; — in Musik; — Sprachen; — Zeichnen ꝛc. — Gouvernanten und Hofmeister; — Beaufsichtigung derselben. — Kranke Empfindlichkeit; —

Datum. Seite.
1847.

Wohlthätigkeitssinn; — eigenmächtige Wohlthätigkeit; — Folgen von Jugendschriften. — Vorsicht zur Verhüthung einer Frühreise.

Sechs und achtzigster Brief.

3. Jän. **Frau v. S** an Hrn. Ritter v. S**** 129
Ueber kindliches Begreifungsvermögen; — Bilderbücher. — Schnupfen, Heiserkeit; — Sorge für eine Gesundheit die uns nicht allein angehört.

Sieben und achtzigster Brief.

7. Jän. **Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**** 131
Die Stimmung eines Zurückkehrenden. — Ueber das Benehmen der Priester, und die Rückwirkung desselben auf die Religion. — Warum die Wahl eines Priesters zum Umgange für einen freydenkenden Weltmann, mit so großer Vorsicht geschehen muß. — Frömmigkeit und Frömmeley. — Religion und Priesterthum.

Acht und achtzigster Brief.

9. Jän. **Frau v. S** an Hrn. Ritter v. S**** 145
Heiserkeit und Husten. — Ob man kranke Kinder strafen soll? — Ueber kindliche Charaktere; — Spielsachen; — Erregung und Leitung des Thätigkeitstriebes; — Selbstessen.

Neun und achtzigster Brief.

10. Jän. **Frau v. S** an Frau Rosa L**** . 149
Fügsamkeit der Frauen in die Ansichten und Verhältnisse des Gatten. — Ueber Hauswirth-

Datum. Seite.
1847.

schaft; — Anleitung dazu; — Vorkenntnisse; — andere Behelfe wo diese mangeln.

Neunzigster Brief.

19. Jän. **Frau v. S** an Julie Western** . 152
Auffinden und Wiederkehr einer Entflohenen; — Erfüllte Schwesterpflicht; — ein Wesen das Tugend übt ohne es zu wissen; — Anleitung zur Selbstbeherrschung.

Ein und neunzigster Brief.

21. Jän. **Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**** 156
Folgen eines Mißbündnisses. — Liebe und Freundschaft; — detto Gedicht.

Zwey und neunzigster Brief.

8. Febr. **Frau Gräfin v. C** an Frau Baronin v. Seeheim** 160
Ueber das Benehmen der Priester und die Wirkungen desselben auf Religion und Religiösität. — Wünsche und Ansichten einer Frau zur Verbesserung des Religionsdienstes. — Ueber die Gefühle einer Liebenden und Braut.

Drey und neunzigster Brief.

12. Febr. **Frau Rosa L** an Frau v. S**** . 164
Eine junge Gattin; — detto als Hausfrau; — Hausfrauensorgen; — Sparsamkeit am rechten Platze; häuslicher Verdruß.

Datum. Seite.
1847.

Vier und neunzigster Brief.

20. Febr Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim 167
Ueber Freundschaft und Liebe; — ob es eine Freundschaft zwischen jugendlichen Wesen verschiedenen Geschlechtes gibt? — Eine Gefühlsprobe. — Frauendichtung.

Fünf und neunzigster Brief.

26. Febr. Frau v. S** an Julie Western . 171
Ueber Selbstbeherrschung, — Anleitung dazu. — Ueber weiblichen und Hausfrauenberuf; — ob für uns etwas wichtiger ist, als die Erfüllung desselben?

Sechs und neunzigster Brief.

28. Febr. Frau Rosa L** an Frau v. S** . 174
Häuslicher Verdruß; — eine junge Gattin. — Anzeichen von Mutterhoffnungen. — Hausfrauenpflichten; — Berechnung der Jahresausgaben; — Sparsamkeit am rechten Orte; — Aufsicht über das Gesinde; — Uebernahme der Wirthschaft.

Sieben und neunzigster Brief.

8. März Julie Western an Frau v. S** . 177
Ueber Selbstbeherrschung; — Kunst; — Wahl eines selbstständigen Lebenszweckes; — Klosterleben. — Ueber Umgang mit Männern; — Gesellschaftsspiele; — Liebesverhältnisse.

Acht und neunzigster Brief.

10. März Frau v. S** an Frau Rosa L** . 181
Der Unterschied im Tone des Bräutigams

Datum. Seite.
1847.

und des Eheherrn. — Häuslicher Verdruß, über das Benehmen der Gattin dabey. — Eine Gattin in rücksichtswürdigen Umständen; — Verhalten derselben; — die ersten Mutterpflichten; — Vermeidung von Gemüthsbewegungen; — erhöhte Reitzbarkeit. — Die Rücksicht und zarte Behandlung des Gatten gegen die Gattin.

Neun und neunzigster Brief.

18. März **Baronesse Louise v. Seeheim an Fr. v. S**** 185
Liebe und Freundschaft; — Stolz. — Eine Bewerbung. — Gefühle einer Liebenden; — Ueber Frauendichtung; — Dichterinen und Schriftstellerinen.

Hundertster Brief.

23. März **Frau v. S** an Fr. Henriette v. S**** 188
Fraisen; — Zahndurchbruch.

Hundert erster Brief.

9. April **Frau v. S** an Julie Western** . 192
Geselligkeit für Mädchen. — Ueber Gesellschaftsspiele und Umgang mit Männern; — über Liebesverhältnisse; — nöthige Altersverschiedenheit der Gatten.

Hundert zweyter Brief.

11. April **Frau Rosa L** an Frau v. S**** . 196
Ueber häuslichen Verdruß; — Mutterhoffnungen; — zarte Rücksicht des Gatten; — öfteres Essen; — Gelüste und Eckel; — Langen und Heben. — Hauswirthschaft und Dienstbothenwesen.

Datum. Seite.
1847.

Hundert dritter Brief.

12. April **Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**** 199
Ein Zurückkehrender. — Ueber Priesterstand und Klöster; — Heilung von Religionszweifeln. — Eine Brautwerbung; — Mutterwünsche.

Hundert vierter Brief.

13. April **Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim** 206
Ueber die Liebe, und deren unwiderstehliche Macht. — Dichterinen und Schriftstellerinen; — Dornen ihres Berufes.

Hundert fünfter Brief.

18. April **Fr. Hptmin. Kolmar an Fr. v. S**** 213
Wittwenschmerz.

Hundert sechster Brief.

21. April **Frau v. S** an Fr. Hptmin. Kolmar** 215
Der Schmerz bey dem Tode theurer Familienglieder. — Trostgründe.

Hundert siebenter Brief.

1. May **Julie Western an Frau v. S**** . 217
Liebesverhältnisse; — nöthiger Abstand des Alters.

Hundert achter Brief.

6. May **Frau Gräfin v. C** an Fr. Baronin v. Seeheim** 221
Ein Priester wie er seyn soll; — erfüllte Mutterpflicht. — Liebe und Standesverhältnisse;

Datum. Seite.
1847.

— Gesellschaftsfräulein; — Rücksicht auf Standesgenossen. — Eine Bewerbung.

Hundert neunter Brief.

9. May **Frau v. S** an Frau Rosa L**** . 225
Schmerz bey dem Tode theurer Familienglieder. — Pflicht der Bekämpfung von heftigen Gemüthsbewegungen. — Beantwortung des hundert zweyten Briefes.

Hundert zehnter Brief.

10. May **Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**** 230
Gefühle einer Liebenden. — In welchem Falle es dennoch Pflicht werden könnte Schriftstellerin zu werden?

Hundert eilfter Brief.

14 May **Fr. Hptmin. Kolmar an Fr. v. S**** 233
Wittwengefühle; — eine Mutter deren einzige Tochter verheirathet ist; — eine Großmutter. — Ueber alt und jung. — Etwas über Schwiegermütter von einer Schwiegermutter.

Hundert zwölfter Brief.

15. May **Frau Henriette v. S** an Fr. v. S**** 237
Häusliche Beschäftigung; — Empfindeley; — Befürchtung eines traurigen Uebels; — über Anzeigen und Folgen desselben. — Ueber nöthige Belehrungen; — für Mütter; ob sie für Kinder zu rathen sind? — Schamhaftigkeit. — Offentlicher und Privatunterricht. — Besorgnisse über Hofmeister und Gouvernanten, in Absicht auf Religion und Sittlichkeit.

Datum 1847. Seite.

Hundert dreyzehnter Brief.

25. May **Frau Rosa L** an Frau v. S**** . 243
Eine Schwiegermutter wie sie seyn soll. — Anleitung zur Wirthschaftsführung. — Ueber Selbstsäugen.

Hundert vierzehnter Brief.

27. May **Julie Western an Frau v. S****. . 247
Ueber Liebesverhältnisse; — die Schattenseiten langer, in zu jugendlichem Alter geschlossener; — und solcher zwischen Personen gleichen Alters. — Liebe und Eifersucht.

Hundert fünfzehnter Brief.

4. Juny **Frau v. S** an Frau Henriette v. S**** 257
Der Uebertritt aus der Kindheit in das jungfräuliche Alter; mütterliche Sorgfalt in diesem Zeitpuncte. — Ueber Schamhaftigkeit; Erweckung derselben, frühe Gewöhnung zur Reinlichkeit. — Erziehungsfehler.

Hundert sechzehnter Brief.

10 Juny **Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim** 262
Liebe und Weiblichkeit; — edle Liebe. — Ueber Frauendichtungen und Schriftstellerinen.

Hundert siebenzehnter Brief.

15. Juny **Frau v. S** an Fr. Henriette v. S**** 266
Wichtigkeit des Beyspiels. — Lügen; Worthalten; — Religiösität. — Neugierde und Horchen. — Vorsicht und Rücksicht im Reden in Gegenwart von Kindern.

Datum. Seite
1847.

Hundert achtzehnter Brief.

18. Juny Frau v. S** an Hrn. Ritter v. S** 270
Kindliches Begreifungsvermögen. — Sprechen lernen; — Geschwisterliebe und Verträglichkeit; — kindliche Eifersucht und Unverträglichkeit. — Impfen. — Ueber Kindswärterinen.

Hundert neunzehnter Brief.

19. Juny Frau v. S** an Julie Western . 274
Noch mehr über die Gegenstände des hundert vierzehnten Briefes.

Hundert zwanzigster Brief.

20. Juny Frau v. S** an Frau Rosa L** . 278
Eine Schwiegermutter wie sie seyn soll — Ueber Selbststillen.

Hundert ein und zwanzigster Brief.

2. July Baronesse Louise v. Seeheim an Fr. v. S** 284
Liebe und Hoffnungslosigkeit; — Lebensstürme; Standesverhältnisse — Edle und unedle Liebe. — Sittlichkeit und Unsittlichkeit; — Kokketterie; ungezähmte Leidenschaft; — Eroberungssucht. — Der Fall in dem es Pflicht wird Schriftstellerin zu werden.

Hundert zwey und zwanzigster Brief.

7. July Fr. Hauptin. Kolmar an Fr. v. S** 291
Die Gefühle, Ansichten und Befürchtungen einer zärtlichen Mutter als Schwiegermutter. — Kritische Beleuchtung des Benehmens junger Gatten. — Gesellschaftliche Rücksicht und Rücksichtslosigkeit.

Datum. Seite.
1847.

Hundert drey und zwanzigster Brief.

13. July Julie Western an Frau v. S** . 298
Eine Verlobung; — über lange und unpassende Liebesverhältnisse; — männliche und weibliche Schönheit.

Hundert vier und zwanzigster Brief.

16. July Frau Rosa L** an Frau v. S** . 302
Ueber Selbststillen. — Eine Schwiegermutter im Hause ihrer Tochter. — Die Stellung dieser Tochter als Hausfrau und Gattin. — Ueber das eheliche Verhältniß; — Heiligkeit des Vertrauens eines Gatten; — Einfluß der Beschäftigung und des Schlafes der Mutter auf den Charakter des Kindes. — Ehestandsscenen; — gesellschaftliche Rücksicht und Rücksichtslosigkeit.

Hundert fünf und zwanzigster Brief.

26. July Fr. v. S** an Fr. Hptmin. Kolmar 309
An eine Mutter und Schwiegermutter über das eheliche Verhältniß; — über Wirthschaftführung.

Hundert sechs und zwanzigster Brief.

30 July Frau v. S** an Frau Rosa L** . 313
Mutter und Gatte! — Empfindlichkeit und Heftigkeit. — Ueber Vorsicht und Pflege einer Wöchnerin.

Hundert sieben und zwanzigster Brief.

3 Aug. Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim 316
Ueber das Wesen der Liebe. — Sittlichkeit und Unsittlichkeit; — wo sind die Ursachen der

Datum 1847. | Seite.

Letzteren zu suchen? — Vorschläge zur Beförderung der Sittlichkeit. — Ueber Volksbildung; Kleinkinderbewahranstalten; Versorgungsanstalten ꝛc.

Hundert acht und zwanzigster Brief.

8. Aug. **Frau v. S** an Julie Western** . . 324
Ueber Liebesverhältnisse. — Die Jahre der Reise und Ueberlegung. — Eine Bevollmächtigung. — Ueber männliche und weibliche Schönheit; — ob sie sehr wünschenswerth ist?

Hundert neun und zwanzigster Brief.

10. Aug. **Frau Gräfin v. C** an Frau Baronin v. Seeheim** 329
Freundschaftliche Theilnahme; — Liebe, Standesrücksichten und Standesverhältnisse. — Ueber Bildungsreisen. — Vertrauen, Stolz und Ehrliebe; — Lektionen geben.

Hundert dreyßigster Brief

13. Aug. **Frau Henriette v. S** an Fr. v. S**** 333
Ueber Hofmeister. Wirkung des Beyspieles. Der Uebertritt in's jungfräuliche Alter. Fleiß und Neigung zu stillen Beschäftigungen und Lesen. Vermeidung zu vielen Sitzens; — häusliche Beschäftigungen. Thätigkeitstrieb; — Lernbegierde; — tanzen; — Liebe zur Veränderung. Vorschläge zur Erziehung auf dem Lande; — Schluß aus der Erziehung der Kinder auf die Bildung der Aeltern. Kindisches Wesen; — Naschhaftigkeit, — Kunststückchen und Ziererreyen, Verzärtelung, vernünftige Rücksicht auf die Gesundheit und Lebensordnung der Kinder.

Datum. Seite.
1847.

Hundert ein und dreyßigster Brief.

18. Aug. **Fr. Hptmin. Kolmar an Frau v. S**** 337
Eine Schwiegermutter im Hause. Empfindlichkeit und mütterliche Kränkung. Oberherrschaft im Hause der Tochter; — Undank; — Verstimmung.

Hundert zwey und dreyßigster Brief.

22. Aug. **Baronesse Louise v. Seeheim an Fr. v. S**** 339
Liebe und Hoffnungslosigkeit; — Standesverhältnisse, Lebensstürme; — die Kraft edler Liebe; — Charakterstärke — Erinnerungen; — eine Lebensgeschichte Eine Reise. Humanitäts- und Versorgungsanstalten; — Vorschläge zur Verbesserung der Sittlichkeit unter der dienenden Classe.

Hundert drey und dreyßigster Brief.

27. Aug. **Frau Rosa L** an Frau v. S**** . 345
Eine Schwiegermutter im Hause. Die Stellung der Tochter in diesem Falle. Mütterliche Oberherrschaft im Hauswesen. — Ueber Rücksichten des Gatten, — Frauenzartheit diese nicht zu fordern.

Hundert vier und dreyßigster Brief.

30. Aug. **Fr. v. S** an Fr. Hptmin. Kolmar** 351
Eine Schwiegermutter; — Trotz, Ungerechtigkeit; — üble Laune. Das schwiegermütterliche Verhältniß. Charakterverschiedenheit.

Wesentliche Druckfehler.

Seite	36	Zeile	11	von	oben	lies	ältere	statt	älterer
"	68	"	3	"	unt.	"	daß ich ruhig	"	daß ruhig
"	103	"	4	"	oben	"	Füßen	"	Fäßen
"	105	"	12u.13	"	"	"	Präsidentin	"	Präsidenten
"	142	"	13	"	"	"	Frucht	"	Furcht
"	181	"	4	"	unt	"	uns	"	ihr
"	213	"	5	"	"	"	meinen	"	meinem
"	216	"	7	"	oben	"	einer	"	eine
"	222	"	22	"	"	"	Sehen	"	Sehnen
"	227	"	4	"	"	"	gewöhnlich	"	gewöhnlichen
"	230	"	2	"	"	"	keinen Sieg	"	keine Siege
"	231	"	10	"	"	"	Stimmen	"	Stimme
"	234	"	23	"	"	"	in	"	von
"	306	"	1	"	unt.	"	293	"	291.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scherer, Sophie v.

Erfahrungen aus dem Frauenleben Gedanken über weibl. Bestimmung u. Bildung über Mutterpflicht u. Erziehung. In e. Slg. v. Briefen mitget. u. allen Frauen, Müttern u. erwachsenen Töchtern zum Selbststudium übergeben. [Auch m. d. Tit.:] Bildungs- und Erziehungswerk. In 3 Bd
Bd.: 2

Gratz 1848

H.g.hum. 447 u-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10446605-5